# Die Geheimnißvollen

oder

# Freimaurer und Jesuit.

Roman

von

**Arthur Storch.**

Zweite Auflage.

**Vierter Band.**



Pest, Wien, Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1869.

## I.

# Enttäuschungen.

Während der langen und monotonen Seefahrt von Bremerhafen nach New-York hatte die „stolze Juno" keines jener zahllosen Mittel, welche einem verführerischen Weibe gleich ihr zu Gebote stehen, um die Neigung eines Mannes zu gewinnen und zu fesseln, dem armen Schanzenau gegenüber unbenützt gelassen. Aber ungeachtet Alwine sich dabei ganz und gar dem Charakter und der Denkungsweise ihres Vetters anschmiegte, indem sie ihrem ungestüm wallenden Blute die straffsten Zügel der Selbstbeherrschung anlegte, dagegen aber den Schwerpunct ihrer fein durchdachten Koketterie in ein sanftes, hingebendes, ja beinahe schwärmerisches Wesen legte, was doch ihrer ganzen Natur, ihrer ganzen Individualität schnurstraks entgegenlief.

Aber Alwine hatte nun einmal ganz richtig erkannt, daß Schanzenau nur ein liebevolles, nachgiebiges, von der Idee der echten, erhabenen Weiblichkeit wahrhaft durchdrungenes Wesen seiner Neigung würdig halten werde, daß sein Herz noch voll der wärmsten Empfindungen für die todt geglaubte Marie schlage, und daß nur ein moralisches Aequivalent der Verlorenen im Stande sein würde, in seiner verwaisten Brust die Flamme der Liebe wieder anzufachen.

Die „stolze Juno," welche um Schanzenau's Besitz schon so viel des Schlimmen gewagt, beschloß daher, so schwer es ihr auch ankam, ihre einmal begonnene Rolle als Lamm und Taube consequent weiter zu spielen. Vor Allem rechnete sie in ihren moralischen Eroberungsplänen auf die Kinder Schanzenau's als Hilfstruppen, welche schließlich den Ausschlag geben, und ihr den Sieg bleibend sichern sollten. Sie hatte sich vorgenommen, Alfred und Minna mit beispielloser Zärtlichkeit und Innigkeit zu behandeln, ja sie combinirte sogar, um dieser Komödie die Krone aufzusetzen, einen fein angelegten Plan, welchem zufolge die zwei Kinder in eine große, augenscheinliche Lebensgefahr gerathen und daraus durch ihre eigene Hand gleichfalls mit Lebensgefahr gerettet werden

sollten. Dieser Act der Aufopferung würde, so hoffte sie, das bis dahin bereits ziemlich gelockerte Eis in Schanzenau's Brust völlig durchbrechen, und schon das Gebot der Dankbarkeit mußte ihn dann bestimmen, das Weib, welches seinen Kindern zum zweiten Male das Leben schenkte, als deren Mutter vor Gott und der Welt öffentlich anzuerkennen.

Der gute Schanzenau sprach auch während der ganzen Ueberfahrt fast ausschließlich von Alfred und Minna. Er entwarf und verwarf hundert Pläne über die Erziehungsmethode, welche er auf seine theuren Kinder anwenden wollte und Alwine, bereits zu Tode gelangweilt durch die Einförmigkeit dieses Themas, schien äußerlich nicht weniger als der zärtliche Vater von dem brennenden Verlangen erfüllt zu sein, in Hinkunft ihre ganze Thätigkeit ausschließlich dem Wohl und Wehe von Schanzenau's Sprößlingen zu widmen.

Auf diese Weise gelang es der „stolzen Juno," das Wohlwollen und die gute Meinung, welche sie sich in Bremerhafen bei der ersten Begegnung mit ihrem Vetter so zu sagen im Sturme erobert hatte, nicht nur zu bewahren, sondern auch allmälig zu mehren und zu festigen, so daß die schlaue Kokette bereits im Geiste die goldene Brücke baute, welche ihr über die bisherige Kluft der Entfremdung und Gleichgiltigkeit den Weg nach dem Innersten von Schanzenau's Herz bahnen sollte.

Als New-York am dreizehnten Tage nach der Abfahrt von Bremerhafen endlich in Sicht kam, steigerte sich Schanzenau's bisher nur schwer bezähmte Ungeduld zur fieberhaften Erregtheit. Das Stündchen, welches, als der Dampfer endlich im Hafen Anker geworfen, zur Abmachung der zollämtlichen und sanitätspolizeilichen Amtshandlungen erforderlich war, dünkte dem armen Schanzenau, der doch sonst im Dulden und Geduldent eine so große Uebung und Meisterschaft erlangt hatte, eine volle Ewigkeit.

Er eilte, als der Weg endlich freigegeben wurde, unbekümmert um Alles, was um ihn vorging, mit solcher Hast an's Land, daß Alwine ihn beinahe in dem Menschengewühle verloren hätte, und erst als sie sich ganz athemlos gelaufen, gelang es ihr, Schanzenau einzuholen, als derselbe schon im Begriffe stand, einen der vielen den Hudson befahrenden Localdampfer zu besteigen.

Die „stolze Juno" war innerlich wüthend über diese Rücksichtslosigkeit ihres Reisebegleiters, denn sie ersah daraus, wie wenig sie noch ihrem spröden Vetter galt, welcher offenbar von der Liebe zu seinen

Kindern derart völlig beherrscht war, daß er sogar die ersten Regeln des Anstandes und der Höflichkeit vergaß. Ungeachtet ihres geheimen Zornes führte Alwine doch nur freundliche und scherzhafte Worte im Munde, als sie sich in den Arm des Unartigen hing, der nun selbst seinen Verstoß einsah, und einige Entschuldigungen stammelte.

„Ach, theurer Oscar!" flötete Alwine mit weicher, bewegter Stimme; „mein Verlangen, die lieben Kinder zu sehen, ist gewiß nicht geringer, als das Deinige. Welch' schönes, neues Leben wollen wir nun an der Hand der holden Kleinen beginnen? Nicht wahr, mein Freund?"

„Ja, ja" entgegnete Schanzenau, die Augen von Thränen gefüllt und von wonniger Rührung durchschauert, „ja, ja, Du hast Recht, Alfred und Minna an der Hand will ich ein neues Leben beginnen, und die Vergangenheit, die entsetzliche Vergangenheit zu vergessen suchen!"

„Ei!" rief Alwine unwillkürlich etwas gereizten Tones aus, „Du sprichst in der Einzahl? Wohlan — ich will mich im Voraus gefaßt machen, vielleicht noch heute von Dir in Gnaden entlassen zu werden."

„Nicht gleich so böse, meine gute Alwine," erwiderte Schanzenau im sanften, bittenden Tone, „welch' groben Undank's zeihst Du mich! Nie, nie werde ich vergessen, daß die Kinder nur durch Deine Bemühungen wieder gefunden wurden, ja noch mehr, Alwine, schon lange schwebte mir die Bitte auf der Zunge, Dein gutes, edles Werk nicht blos halb zu thun. Aber darf ich noch von Dir wirklich das Opfer fordern, welches ich Dir auferlegen will? Du bist jung, schön, reich, unabhängig! Würdest Du Dich daher auch aus vollem freien Willen entschließen können, Alfred's und Minna's Erziehung selbst zu leiten? Und was vermag ich Dir dafür zu bieten? Nichts, gar nichts! Ich will nicht hervorheben, daß ich arm, blutarm bin, aber mein Herz ist gewiß noch ärmer! Ich bedarf der Arbeit, der Zerstreuung, kurz einer rastlosen, fast aufreibenden Thätigkeit, um vielleicht in ein paar Jahren meiner Seele Frieden wieder zu gewinnen. Ich muß also fort, weit fort von hier, hinaus in die Urwälder, um zu ringen und zu kämpfen für mein nacktes Leben; aber zeitweise möchte ich denn doch zurückkehren an meinen trauten Familienheerd, um mich an dem Anblicke meiner Kinder zu laben und mich selbst zu erforschen, ob und inwiefern die Wunden meines Herzens verharrscht seien, um mich endlich bleibend niederlassen zu können zu einer ruhigen, stillen Beschäftigung, ausgesöhnt mit mir selbst und meinem tückischen Geschick."

Alwine hätte vor Freude laut aufjauchzen mögen, als sie Schanze-

nau's Bitte vernahm, bei Alfred und Minna Mutterstelle zu vertreten; der Entschluß ihres Vetters, noch eine Zeit lang in der Welt hin und her zu irren, kam ihr überdies äußerst erwünscht, denn erstens durfte sie nun und nimmer hoffen, daß Schanzenau in seinem dermaligen, noch so sehr blasirten Zustande sich entschließen könnte, ihr die Hand als Gatte zu reichen; seine Schwermuth und Schwärmerei mußte in der That einen naturgemäßen Klärungsproceß durchmachen, dessen glücklicher und befriedigender Ausgang bei dem gesunden, geistigen und körperlichen Naturell dieses Mannes wohl keinem Zweifel unterlag; zweitens verpflichtete sie Schanzenau, indem sie inzwischen ihrer Aufgabe als Ziehmutter seiner Kinder mit Erfolg oblag, zu noch größerer Dankbarkeit, und diese Dankbarkeit sollte, wie sie ganz richtig urtheilte, für ihn selbst unbewußt, die Basis seiner Liebe zu ihr werden, ja sie durfte dann offen fordern, was jetzt, auch nur als leiser Wunsch ausgesprochen, ihren Vetter ihr unfehlbar neuerdings entfremdet haben würde.

Alwine ging daher rückhaltlos auf die von Schanzenau ausgesprochenen Absichten ein, und während der fünf volle Stunden andauernden Fahrt von New-York bis zur Villa Howard, wo, den Agentenberichten zufolge, die Kinder sich befanden, wurde nun Alles en detail besprochen und festgesetzt. — Alwine sollte demgemäß hier in der Nähe von New-York den Aufenthalt nehmen und sobald dies gemeinschaftlich in Ordnung gebracht, wollte Schanzenau nach dem Inneren des nordamerikanischen Continents aufbrechen, um dort einen passenden Landstrich in schöner, gesunder und fruchtbarer Gegend ausfindig zu machen und zu cultiviren, denn die „stolze Juno" zeigte sich vollkommen geneigt, ihren bleibenden Aufenthalt in den vereinigten Staaten zu nehmen und für ihre Universalerben, nemlich die Kinder Schanzenau's, daselbst ein großartiges, ausgedehntes Besitzthum zu gründen. — Ihr Vetter sollte mit unbeschränkter Vollmacht und ohne Rücksicht auf den Kostenpunct Alles einrichten, wie er es eben am passendsten hielt.

Voll der schönsten Pläne und Hoffnungen stiegen endlich Schanzenau und die „stolze Juno" in der Nähe der allbekannten Villa Howard ans Land. — Das ganze, so schön und zierlich aufgebaute Kartenhaus ihrer Pläne stürzte aber schon in der nächsten Viertelstunde in ein wirres Chaos zusammen. — Wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel traf sie die Kunde, daß die Villa Howard vor zehn Tagen den Eigenthümer gewechselt habe, und deren bisherige Insassen weit nach dem Inneren des Landes aufgebrochen seien. Alle Nachforschungen führten nur

zu dem Ergebnisse, daß kein Mensch wisse, wer jener Howard eigentlich sei, und daß nie ein fremder Fuß seine hermetisch abgeschlossene Villa betreten habe. Einige behaupteten, daß nur ein Scheinverkauf dieses herrlichen Besitzthumes stattgefunden habe. — Schanzenau war natürlich in Folge dieses unerwarteten Zwischenfalles ganz trostlos und Alwine darob gleichfalls sehr verstimmt, wenn auch aus ganz anderen Motiven, als der zärtliche Vater, der so sicher gehofft hatte, hier seine theueren Kinder zu finden und an sein Herz zu drücken.

Als die erste Bestürzung vorüber war, boten Schanzenau und Alwine Alles auf, um über die Richtung, welche die bisherigen Bewohner der Villa Howard genommen haben mochten, etwas in Erfahrung zu bringen. — Ihre vereinten Bemühungen sahen sich auch theilweise von Erfolg gekrönt. Als die auch den nächsten Anwohnern völlig unbekannten Gäste der Villa Howard eines Nachts ohne Geräusch verschwunden waren, wurden am folgenden Tage durch fremde Lastträger mehrere Colli aus dem verwaisten Hause abgeholt. Diese Ballen und Kisten enthielten offenbar Effecten der bisherigen Insassen der Villa und waren, wie ein paar neugierige Strandlungerer behaupteten, sämmtlich nach Cincinnati bezettelt.

„Also auf nach Cincinnati!" sagte Alwine, welche zuerst wieder die volle Fassung gewonnen hatte, „wir müssen, wir werden die richtige Spur finden, und dann soll es sich herausstellen, ob diesem plötzlichen Verschwinden nur ein Zufall, oder, wie ich sehr befürchte, eine wohldurchdachte Absicht zu Grunde lag."

„Ach, liebe Alwine!" rief Schanzenau ganz trostlos, „Du sprachst da ein Wort aus, welches mein Blut erstarren macht und vielleicht siehst Du wirklich nicht zu schwarz. Also auch mit dieser süßen Hoffnung im Hafen gescheitert!"

Schanzenau setzte sich auf die Steinbank vor dem Thore der Villa und fing bitterlich zu weinen an. Sein Schmerz war so tief, so rührend, daß selbst die „stolze Juno" sich unwillkürlich davon ergriffen fühlte, und in ihrem sonst so kalten Auge eine Thräne des Mitleids perlete.

„Komm', Oscar, komm'!" sprach sie endlich sanft, und zog den unglücklichen gebeugten Mann mit sich fort zum nahen Ufer. Ein Dampfer, der nach New-York ging, traf eben Anstalten, um zu landen.

„Du hast Recht, Alwine!" rief Schanzenau sich ermannend, „statt zu winseln und zu weinen wie ein Kind, muß ich jetzt als Mann handeln. Willst Du mich nach Cincinnati begleiten?"

„Bis ans Ende der Welt!“ hauchte Alwine mit bebender Stimme und preßte krampfhaft Schanzenau's Arme mit beiden Händen.

„Edle Seele!“ lächelte der Unglückliche unter Thränen, „wie sehr habe ich bisher Dein gutes Herz verkannt! Werde ich der Riesenschuld meiner Dankbarkeit je genügen können?“

Die „stolze Juno“ bedauerte, daß die bevorstehende Abfahrt des Localdampfers den weiteren Herzensergießungen Schanzenau's ein Ziel setzte. Aber das zweite Glockensignal war bereits gegeben worden, und die Matrosen machten soeben Miene, die bewegliche Brücke auf das Schiff zurückzuziehen.

In New-York suchte Schanzenau sogleich jenen Herrn Ferdinand Huber auf, dessen Brief vom 18. December 1859, womit er die Auffindung der Kinder meldete, wir in Bremerhafen bereits gelesen haben.

Die Adresse, welche ihm Alwine bezeichnete, war vollkommen richtig, aber Herr Huber — verreist. Sonderbarer Weise ließ er gar keine Nachrichten zurück, obwohl er doch voraussetzen mußte, daß das Fräulein von Eichenstamm, die bisher seine Dienste überaus generos honorirt hatte, in Folge seiner Meldung ohne Verzug in New-York eintreffen werde. In dem Hotel garni, das er in der Broadway bewohnt hatte, wußte man nur, daß er vor zehn Tagen, nachdem er den Besuch eines alten, sehr bärbeißig dareinsehenden Herrn empfangen, auf der Stelle seine Koffer gepackt und selbe zur Bahn geschafft habe.

Diese Kunde drückte den armen Schanzenau noch mehr zu Boden. Er eilte nach dem Hotel zurück, wo er seine Cousine gelassen, und theilte ihr das räthselhafte Verschwinden Huber's mit. Lohndiener wurden nach allen Post- und Telegraphen-Bureaux von New-York entsendet, um nachzufragen, ob nicht etwa für das Fräulein Alwine von Eichenstamm Briefe oder Telegramme erliegen. Alle Sendlinge kehrten nach zwei Stunden mit leeren Händen zurück. — Was man bisher nur zu vermuthen gewagt, mußte man nun als leidige Gewißheit annehmen. — Der Agent Huber war offenbar bestochen worden, und seine Abreise stand sehr wahrscheinlich im innigen Zusammenhange mit dem Verschwinden der Kinder aus der Villa Howard am Hudson. Die Prämie von 50.000 Gulden, welche ihm für die Auffindung Alfred's und Minna's gebührte, und die ihm Alwine sofort ohne Anstand ausgezahlt hätte, wurde also von Huber im Stich gelassen, oder besser gesagt, es wurde ihm wahrscheinlich von anderer Seite bedeutend mehr geboten. Da

übrigens Huber ein sehr ordentlicher und rechtlicher Mann war, so mußten es besonders gewichtige Gründe sein, welche ihn bestimmen konnten, an seiner Gebieterin, der er bereits seit Jahren diente, zum Verräther zu werden.

Der unglückliche Schanzenau lag trostlos und händeringend auf einem Sopha. Die „stolze Juno" gab sich zwar alle mögliche Mühe, den Sachverhalt im optimistischen Sinne darzustellen, obwohl dies ihrer eigenen Ueberzeugung entgegenlief.

„Nein, nein, liebe Alwine!" rief Schanzenau, „vergebens suchst Du mich und Dich mit vagen Trostgründen zu täuschen. Wir haben es mit einem übermächtigen und schlauen Gegner zu thun, dessen geheime Absichten wir nicht einmal kennen. Welchen Grund mag man wohl haben, mir meine Kinder vorzuenthalten?"

„Das ist jedenfalls das größte Räthsel, welches mir noch je in meinem Leben aufstieß," entgegnete Alwine nachdenklich, „offenbar behandelt man die Kinder sehr gut, und die wenigen Nachrichten, die wir über jenen geheimnißvollen Master Henry Howard einzuziehen vermochten, geben der Vermuthung Raum, daß dieser Mann kein Finsterling sei, sondern zu den entschiedensten Anhängern der liberalen Partei gehöre. Noch eines, mein guter Oscar; was bedeuten wohl diese Zeichen?"

Nach diesen Worten langte Alwine nach einem Blatt Papier und warf mit ihrer so kunstfertigen Hand eine Skizze hin, welche das Portal der Villa Howard, wie sie es ihrem Gedächtnisse eingeprägt hatte, darstellen sollte.

Nach ein paar Minuten reichte die „stolze Juno" die flüchtige Skizze ihrem Vetter zur Ansicht, und sagte:

„So beiläufig sahen die sonderbaren Arabesken und Hieroglyphen aus, in deren Mitte die Worte: Villa Howard standen. Ich glaube, nichts Wesentliches vergessen zu haben. So viel ich weiß, hast Du in Deiner Verwirrung und Betrübniß keinen einzigen Blick auf das schöne, in weißem Marmor kunstvoll ausgeführte Portal geworfen?"

„Himmel!" schrie Schanzenau, wie elektrisirt vom Sopha aufspringend, als er einen einzigen Blick auf die Zeichnung geworfen. „Himmel! Jener Howard ist ein Freimaurer und noch dazu ein Meister hohen Ranges. Ach, Alwine! wie glücklich macht mich Deine Entdeckung. Jetzt, jetzt darf mir nicht mehr bangen um das Schicksal meiner theuren Kinder; sie sind in guten Händen, in Bruderhänden!"

Schanzenau's Freudentaumel war so groß, daß er bald lachend, bald weinend im Zimmer auf und ab rannte, und schließlich seine ganz verdutzt dareinblickende Cousine stürmisch umarmte und herzte und küßte.

„In die Hölle mit diesen Freimaurern," dachte die „stolze „Juno" bei sich, „wenn Oscar sich nicht täuscht, wird er der Kinder wegen meiner nicht bedürfen. Diese Entdeckung bürdet mir neue und schwere Sorgen auf! Parbleu! Jetzt will und muß ich die junge Brut in meine Gewalt bekommen und sollte es eine Million mich kosten." — Dann fuhr sie laut fort:

„Soeben fällt mir bei, daß Huber, wie er mir schon vor zwei Jahren einmal bekannte, auf einer Reise in Deutschland, ich glaube es war zu Dresden, dem Freimaurerbunde beigetreten ist. Dieser Umstand dürfte Huber's supponirtes Einverständniß mit jenem räthselhaften Howard wohl ohne Zwang erklären."

„Dieser Meinung bin auch ich," sagte Schanzenau, aus dessen Miene und Haltung eine gehobene Stimmung sprach, „und darum, liebe Alwine, wollen wir schon morgen früh die Reise nach dem Westen antreten. Jetzt zweifle ich nicht mehr an dem Erfolge unserer Nachforschungen. Und nun, großer Baumeister aller Welten! Dank, innigen Dank Dir, daß Du diesen Lichtstrahl der Freude und der Hoffnung in mein von tausend Qualen gefoltertes Herz gesenkt hast; lasse mein Werk gelingen, lasse mich endlich meine Kinder, meine theueren Kinder wiederfinden. Arme, verklärte Marie! Bitte auch Du den barmherzigen Gott, daß er mein Unternehmen segne, steige hernieder aus dem lichten Stenengezelte, auf daß Dein reiner Schatten mich führe und leite in die Arme Deiner Kinder, unserer Kinder!"

Die „stolze Juno" wandte sich etwas zur Seite, um ihrer Lippen bitter-bösen Zug zu verbergen, welchen sie über Schanzenau's einfaches, aber herzliches Gebet, und namentlich über seine ekstasische Erinnerung an Marie nicht verwinden konnte.

Am folgenden Tage, es war den 27. Januar 1860, traten Schanzenau und seine Cousine die Reise nach Cincinnati an. Ersterer voll von frohen Hoffnungen, sie aber bedrückt von schweren Sorgen und düsteren Ahnungen weiterer Enttäuschungen; Huber's Verrätherei und das geheimnißvolle Wesen jenes Howard berechtigten sie in der That zu schlimmen Befürchtungen, aber ein Charakter, gleich der „stolzen Juno," weicht nicht scheu vor unvermutheten Hindernissen

zurück. Sie wollte ihr Ziel, nemlich den Besitz Schanzenau's erreichen, oder darüber zu Grunde gehen.

Am 30. Januar langten unsere Reisenden in der prächtigen Stadt Cincinnati, welche mit Recht den ihr gewordenen Titel „Königin des Westens" verdient, und deren kurze Schilderung wohl auf das Interesse des Lesers Anspruch machen dürfte.

Cincinnati liegt an dem hier 900 Ellen breiten Ohiostrome, welcher oberhalb der Stadt aus einem engen, dunkelschattirten Thale hervorbricht. Fast fünf (englische) Meilen breit und in der Mitte gegen zwei Meilen tief, erhebt sich auf zwei Gebirgsterrassen die „Königin des Westens." — Eine unabsehbare Reihe prächtiger Dampfbootdreidecker, bunt bemalt, fast alle aus zwei Schornsteinen rauchend, bildet die Basis des geräumigen, sanft ansteigenden, mit allerlei Gütern, Ballen und Tonnen bedeckten, von Karren, Lastträgern, Schiffern, Kaufleuten und Reisenden überwimmelten Landungsplatzes, welcher gleichsam das Gesicht der Stadt, die Pforte des Bienenkorbes, dem sie ähnlich ist, bildet. Weiße oder ziegelrothe Häuser mit grünen Jalousien, hohe, schmale Speicher, bis in die obersten Stockwerke mit weithin lesbaren Firmen bedeckt, besäumen die drei anderen Seiten des Parallelogrammes.

Von diesem Mittelpuncte des Verkehrs gehen rechts und links mehrere breite Straßen aus. Rechts qualmen Fabriken, brausen die Züge der Eisenbahn von Xenia, hämmert und sägt ein Heer von Zimmerleuten auf der Schiffswerfte an neuen Dampfbooten, deren Gerippe auf einstige kolossale Leiber deuten. Links erhebt sich majestätisch der gothische Thurm der ersten Presbyterianerkirche, auf welchem, dem ursprünglichen Plane gemäß, eine Riesenhand, die gegen Himmel reicht, gesetzt werden sollte, woraus aber komischer Weise in der Ausführung — ein Handschuh geworden ist. Weiterhin taucht die Kuppel des ungeheuren Burnett-House vor uns auf. Unweit davon streckt die katholische Kathedrale ihren weißen, geschmacklosen Thurm empor, während in der Tiefe die Kreuze von vier anderen Kirchen Rom's blitzen. In der Mitte lückenlos, dicht, nur durch ihre acht Hauptstraßen und die von diesen im rechten Winkel durchschnittenen, von Osten nach Westen laufenden Nebengassen gespalten, wird die Stadt gegen Westen zu weitläufiger, häufiger von leeren Bauplätzen unterbrochen und ärmlicher, bis ihr der Millkreek, ein versumpfter breiter Bach, vorläufig eine Grenze setzt. Im Osten stemmt sich ihr der Adamsberg entgegen. Umsonst, wenn er sie am Wachsthum verhindern wollte, denn schon hat man ihm eine Stern-

warte und eine bedeutende Anzahl anderer Gebäude auf Haupt und Rücken gestellt. Den Hintergrund endlich schließen Kalkhügel, zum Theil kahl, zum Theil mit Gärten, Rebenpflanzungen und Landhäusern, zum Theil aber auch noch mit dem Urwald bedeckt, durch den vor 60 Jahren die Kriegspfade und Jagdfährten der jetzt fast ausgestorbenen Mingos und Miamis führten. — Cincinnati, einmal vollkommen ausgebaut, wird durch seine merkwürdige Lage ein Amphitheater von den ungeheuersten Dimensionen darstellen, wie es die ganze Welt nirgends mehr so imposant zu bieten vermag.

In Cincinnati ist das deutsche Element sehr stark vertreten; von den drei großen Markthäusern besitzen sie eines fast ausschließlich, und der Verkauf der Gartenfrüchte ist factisch ihr Monopol geworden, weil der Amerikaner in dieser Hinsicht einmal ein Vorurtheil zu Gunsten der Deutschen hat, die, wie er glaubt, Alle geborne Gärtner sind. Will ein Amerikaner seinen Garten bestellen lassen, so ruft er den ersten besten Deutschen herbei, und überträgt ihm die Arbeit, und er frägt nie: „Verstehst Du aber auch damit umzugehen?" denn das hält er für selbstverständlich. Dabei haben unsere Landsleute den Handel mit Sauerkraut ganz in ihren Händen, mit dem es ihnen wie den Creolen mit ihrem Lieblingsgericht Gumbo geht; es ist zum Spottnamen und zur Bezeichnung der Nation geworden, so daß man, um eine gemischte Gesellschaft zu bezeichnen, zu sagen pflegt: „Es waren Amerikaner, Gumbos und Sauerkrauts zugegen."

Die größte Rolle in der Stadt und dem Lande Cincinnati spielt aber unstreitig das — Schwein, an dessen Existenz sich hier eine ganze, wohlorganisirte Culturwelt knüpft.

Die officielle Statistick der vereinigten Staaten von Nordamerika gibt im Jahre 1840 die Zahl der vorhandenen Schweine in runder Summe auf 26, im Jahre 1850 auf 30 und im Jahre 1856 auf 40 Millionen an, also auf mehr als ganz Europa an diesen Thieren enthält.

Im Mississipi- und im Ohiothale wird die Schweinezucht am großartigsten betrieben; mancher der dortigen Farmer hält tausend Stück dieser Thiere, welche, viel fetter als in den östlichen Staaten, in der Regel bis zu 700 Pfund schwer werden.

Auf diese Weise wurde Cincinnati als der Mittelpunct einer Gegend, welche Korn und Schweine in ungeheurer Menge erzeugt, auch der Hauptplatz des Handels mit Schweinen und deren Fleisches in ganz

Nordamerika, ja der ganzen Welt und da ein großer Theil der Einwohner sich mit der Ausbeute der verschiedenen, aus diesen Thieren gezogenen Producte beschäftigt, so hat die „Königin des Westens" den etwas malitiösen Spitznamen „Porkopolis" (Schweinestadt) erhalten.

Das Schwein wird in Cincinnati nicht blos als Fleisch, Speck und Schmalz verwerthet, sondern auch als Oel, Licht, Seife, Leder, Borsten, sowie auch als — man höre und staune — auch als Farbstoff und Dünger. Wir Europäer können hier lernen, wie Vieles noch bei uns vom geschlachteten Schweine nutzlos verloren geht, daher die diesfällige Manipulation der Yankees hier ein Plätzchen finden möge.

In den in und vor Cincinnati gelegenen, sehr zweckmäßig eingerichteten ungeheuren Schlachthäusern werden von Mitte November an bis zum Monate März täglich Tausende von Schweinen geschlachtet. Das Fleisch und der Speck von beiläufig der Hälfte der Gesammtzahl wird eingesalzen, in große Tonnen verpackt und nach den Hafenstädten Nordamerika's, theils zur Verproviantirung von Schiffen, theils in großen Quantitäten nach Westindien und Südamerika ausgeführt. Das geronnene Schmalz muß seinen Absatz zuvörderst in Havanna suchen, weil dort *die Butter* sehr theuer ist, während man in Nordamerika, wo man *Butter* in enormen Quantitäten erzeugt, dem Gebrauche des Schweineschmalzes abhold ist. — Ein großer Theil dieses Schmalzes wird daher in Cincinnati zu Oel raffinirt.

Betreten wir nun eine der großen Schweineschlächtereien, welche sich vorwiegend nur mit der Erzeugung von Schmalz und Rauch-Schinken beschäftigt. Hier werden von den geschlachteten Thieren nur die Schinken losgelöst und die Eingeweide herausgenommen; alles Uebrige wandert unzertheilt in große eiserne Kessel, deren jeder 15.000 Pfund aufzunehmen vermag. Eine Dampfmaschine, welche den ungeheuren Druck von siebzig Pfund auf den Quadratzoll ausübt, preßt nun den Inhalt der Kessel derart zusammen, daß sogar die Knochen pulverisirt werden. Das aus der ganzen Masse sich absondernde Fett wird durch Röhren, welche mit Hähnen versehen sind, in besondere Gefäße abgeführt und das Uebrigbleibende zu Farbstoff und Dünger verwendet. — Die Läuterung des Schmalzes geschieht gleichfalls durch einen Dampfproceß und an fünfzig Fabriken beschäftigen sich in der Stadt Cincinnati ausschließlich damit, aus dem geläuterten Schmalz Schmalzöl zu erzeugen, indem ersterem das Stearin entzogen wird. Im Jahre 1867 wurden auf diese Weise in Cincinnati allein über zwanzig Millionen Pfund Schmalz

in Oel umgestaltet, wobei man 5/7 Oel und 2/7 reines Stearin gewann. Dieses Schmalzöl versteht man heut zu Tage derart zu raffiniren, daß man dem feinsten Olivenöl siebzig Percent Schmalzöl zusetzen kann, ohne daß die Fälschung leicht erkannt wird.

Die Ueberbleibsel der ausgepreßten Schweine werden entweder als Dünger benutzt oder zu blaugesäuerter Pottasche verarbeitet. Dieser Farbstoff ist von den Kattunfabriken sehr stark gesucht. Außerdem wird aus dem Blute der Schweine das sogenannte Berlinerblau verfertigt.

Wir haben uns also keiner Uebertreibung schuldig gemacht, als wir behaupteten, daß die in Rede stehenden, als unfläthig verachteten Geschöpfe dem strebsamen und verständigen Amerikaner zu einem der Hauptfactoren seines nationalen Wohlstandes geworden sind. Uebrigens wird dieser Industriezweig noch einen weit größeren Aufschwung nehmen, sobald für den Farmer dieser Theil der Viehzucht durch etwas bessere Marktpreise sich lohnender gestaltet, als dermalen. Der unglaubliche Ueberfluß an Fleisch, welcher in Cincinnati herrscht, macht aber diese Stadt jetzt zur wohlfeilsten auf dem ganzen nordamerikanischen Continente. Ein einzelner Mann lebt hier mit vierhundert Dollars recht anständig, während man in New-York mit dem Fünffachen dieser Summe nur die äußerste Nothdurft des Lebens befriedigen kann.

Unsere Reisenden waren in der in den Hafen einmündenden Mainstreet, der schönsten und lebhaftesten Cincinati's, im sogenannten Washington-Hotel abgestiegen. Fast nirgends in ganz Nordamerika stößt man so häufig auf den Namen dieses großen Mannes, als in Cincinnati, so daß der suchende Fremde durch die Unzahl der Washington-Aushängschilder mitunter schier zur Verzweiflung gebracht wird, bevor er das Gewünschte findet. Washington's Geburtstag (22. Februar 1732) wird hier auch als ein besonderer und zwar als einer der größten Festtage des Jahres gefeiert.

Schon während der Reise von New-York wurde Alwine von einem hartnäckigen Unwohlsein befallen, welches sich nach der Ankunft in Cincinnati derart steigerte, daß sie durch zwei Tage das Bett hüten und die Hilfe des Arztes in Anspruch nehmen mußte. — Schanzenau stellte daher in der Stadt und Umgebung allein seine Nachforschungen an, welche jedoch zu gar keinem Resultate führten. Nur das Eine brachte er in Erfahrung, daß sämmtliche Colli, welches über New-York aus der Villa Howard nach Cincinnati den Weg genommen, von hier schon vor ein paar Tagen auf ein unbekanntes, mit

Negern bemanntes großes Ruderfahrzeug gebracht und stromabwärts geschafft worden waren. Schanzenau beschloß daher unverzüglich, ein kleines Ruderboot sammt zwei Matrosen zu miethen und, gleichfalls stromabwärts fahrend, an allen Landungsplätzen nach dem ihm ziemlich genau beschriebenen Schiffe Nachfrage zu halten. Ein sehr mühsames und langwieriges Unternehmen, aber Schanzenau's Wille und Thatkraft war in einer überaus harten Schule des Lebens so sehr gestählt worden, daß die Expedition, welche er unternehmen wollte, ihm nur ein Kinderspiel dünkte. — Das gewünschte Boot und zwei tüchtige, der Gegend und des Ruderns wohlkundige Individuen waren bald gefunden. Schanzenau wollte keine Stunde Zeit verlieren; er eilte daher nach dem Hotel zurück, um einige Effecten mit auf das Boot schaffen zu lassen und von Alwine, welche bis auf weiteres in Cincinnati verbleiben sollte, Abschied zu nehmen.

Als Schanzenau den Gang betrat, der nach seinem Zimmer führte, stieß er auf einen ihm unbekannten Mann, welcher ihm, ohne ein einziges Wort zu sprechen, ein wohlversiegeltes Schreiben einhändigte. Schanzenau besah die Aufschrift, welche lautete: „Herrn Oscar von Schanzenau, pseudonym Philipp Braun, zu Cincinnati, Hotel Washington, Mainstreet, Thüre Nr. 28.“ — Er blickte ganz betroffen darein, denn er nannte sich noch immer Braun; er wollte an den stummen Boten eine Frage richten, aber der Mann war spurlos verschwunden. Kopfschüttelnd, und von einer unangenehmen Ahnung beschlichen, verfügte sich Schanzenau auf sein Zimmer, wo er das Schreiben mit etwas zitternder Hand erbrach. Die drei Siegel auf dem Couvert trugen die Buchstaben H. H. und waren mit denselben freimaurischen Emblemen verziert, welche Alwine auf dem Portale der Villa Howard wahrgenommen hatte.

Schanzenau's Aufregung stieg von Secunde zu Secunde, während er las. — Schmerz, Verachtung, ja sogar ein ihm sonst unbekanntes Gefühl, nemlich tödtlicher Haß, sprach aus allen seinen Zügen. — Als er endlich das mit: Henry Howard unterzeichnete Schreiben ganz durchflogen hatte, eilte er ungestüm nach den von der „stolzen Juno“ bewohnten Gemächern.

Alwine saß in einer überaus reizenden Morgentoilette in einem Fauteuil, und blätterte in einem illustrirten Journale. Beim Anblicke Schanzenau's stieß sie unwillkürlich einen Schrei des Erstaunens, ja des Schreckens aus. So hatte sie ihren Vetter noch nie gesehen.

„Lies!" herrschte ihr Schanzenau barsch zu, und warf ihr den erhaltenen Brief in den Schooß.

„Aber Oscar, was ist Dir denn?!" sagte Alwine ganz bestürzt und verwirrt. Sie zögerte, den Brief, welcher ihr auf so bruske Weise zugestellt worden war, zur Hand zu nehmen.

„Lies!" befahl Schanzenau mit furchtbar drohender Stimme, „lies, sage ich, und dann sprich — wenn Du kannst!"

Die „stolze Juno" griff nach dem Schreiben; kaum hatte sie dasselbe flüchtig durchgesehen, als sie laut aufkreischte, vom Fauteuil aufsprang und, ihr Gesicht mit beiden Händen verhüllend, nach einem Seitengemache entfliehen wollte. Aber Schanzenau vertrat ihr den Weg, ergriff sie unsanft an der Schulter und rief mit vernichtendem Ernste:

„Also wahr, wirklich wahr sind die entsetzlichen Anklagen, die jener Henry Howard gegen Dich erhebt. Du also, Du bist die Verläumderin meiner Ehre, die Mörderin meines Weibes! Elende, nichtswürdige Creatur! Wenn ich Dich hier auf der Stelle ermorde, bei Gott, ich würde nur einen Act der Gerechtigkeit vollziehen. Aber nein, ich will meine Hände nicht mit dem Blute einer giftigen Schlange besudeln. Ekelhaftes Gewürme, wie Du, stößt man mit dem Fuße von sich."

Und dieser Drohung die That folgen lassend, schleuderte er seine Cousine unsanft zu Boden. Dann hob er den Brief, welcher Alwinen entfallen war, auf und stürzte fort.

Todtenbleich, am ganzen Leibe vor Wuth und Entsetzen zitternd, erhob sich endlich die „stolze Juno."

„Rache, Rache!" keuchte sie von ihren mit Schaum bedeckten Lippen, „ja blutige, tausendfache Rache für diesen Schimpf! Für mich bist Du verloren, Oscar, darüber keine Täuschung — aber verloren sollst auch Du sein für die ganze Welt. Dich und Deine Kinder will ich dem finstern Orkus weihen! Wehe, dreimal wehe über Dich und die Deinigen! Die „stolze Juno" wird einen Jupiter finden, der ihr den Blitzstrahl der Vernichtung leiht. Alles, sogar meine weibliche Ehre, bis jetzt so makellos, will ich diesem Zwecke opfern. Oh! Selbst der Umarmung eines übelriechenden Negers, einer scheußlichen, entmenschten Rothhaut will ich mich preisgeben, wenn es kein anderes Mittel gibt, mich an Dir und jenem Howard zu rächen!" — — —

Als Schanzenau wieder sein Zimmer erreicht hatte, packte er eilends seine Effecten zusammen und ließ selbe nach dem Bahnhofe

schaffen. Die bereits gedungenen Ruderer fand er mit einer kleinen Summe ab, da sich sein Reiseplan ganz und gar geändert hatte. Statt nach Westen der Spur seiner Kinder zu folgen, schlug er den Weg nach Washington, dem Sitze der nordamerikanischen Central-Regierung, ein.

Der in Rede stehende Brief Howard's wird uns hierüber den besten Aufschluß geben. Er lautete:

„Mein Herr und Bruder!

„Alle Ihre Absichten, alle Ihre Schritte sind mir stets im Voraus bekannt. Es ist daher rein unmöglich, daß Sie meine Absichten, meine Wege je mit Erfolg durchkreuzen werden. — Nun aber will ich nicht, daß Sie schon jetzt wieder in den Besitz Ihrer Kinder gelangen, die, nebenbei sei es zu Ihrer Beruhigung gesagt, in mir einen zweiten Vater gefunden haben und wunderbar gedeihen. Sie, mein Freund und Bruder, sind nämlich zu großen Dingen im Dienste der Menschheit bestimmt und die Zeit Ihrer Prüfungen ist noch nicht um. Ihr einst zu weicher Charakter muß noch mehr in der harten Schule des Lebens gestählt werden. Sie werden noch manche wilde Stürme zu bestehen haben, bevor ich dem Schifflein Ihres Daseins das Einlaufen in einen ruhigen Hafen gestatten kann. Seien Sie nicht ungehalten über meine imperatorische Sprache — aber ich besitze ein Recht, Ihr Geschick zu lenken und Gott ist mein Zeuge, ich mache von meiner Gewalt über Sie nur einen weisen Gebrauch, einzig und allein abzielend auf Ihr wahres Beste. — Verplittern Sie daher nicht länger Zeit und Mühe mit Ihrer denn doch nur erfolglosen Jagd auf Alfred und Minna. — Gönnen Sie den Kindern und mir altem Manne etwas Ruhe und hetzen Sie uns nicht durch den ganzen Continent. Ich hoffe, daß Sie Vernunft annehmen, denn sonst wäre ich am Ende gezwungen, irgend eine Südsee-Insel zum Aufenthalte zu wählen, während doch meine Anwesenheit in den vereinigten Staaten gerade jetzt sehr nothwendig ist, ja vielleicht sogar die Interessen einer großen, die ganze Menschheit berührenden Frage durch meine Abwesenheit arg gefährdet werden könnte. Binnen wenigen Monaten bereits wird Ihnen Alles klar geworden sein. Vorläufig folgen Sie meinem Rathe und stellen Sie sich ohne Verzug dem Kriegsminister in Washington vor. Er wird Sie mit offenen Armen empfangen, denn er ist von mir bereits beauftragt, Ihre Zukunft in die Hand zu nehmen.

„Damit Ihnen, mein Freund und Bruder, der Abschied von jener Dame, welche sich an Ihre Fersen geheftet hat und Sie bereits als sichere Beute betrachtet, nicht etwa allzu schwer falle, will ich Ihnen nun

ein kleines Histörchen erzählen, welches Ihr Blut etwas stark in Aufregung bringen dürfte. — Also Mäßigung, mein Freund, und lassen Sie sich nicht etwa zu einem übereilten Schritte hinreißen, der Sie mit den Gerichten in Conflict bringen könnte. Die „stolze Juno", dieses mauvais sujet der gefährlichsten Art, wäre es fürwahr nicht werth, daß Sie ihretwegen noch weitere Unnanehmlichkeiten zu bestehen hätten. Also vernehmen Sie und staunen Sie."

Nun schilderte Howard in Kürze, aber ganz wahrheitsgetreu, die elende Intrigue, durch welche Schanzenau's Verurtheilung erfolgt war.

„Diese meine Mittheilungen," schloß dann der Schreiber, „sind nicht etwa bloße Vermuthungen oder gar Erdichtungen, sondern wahr und gediegen wie unser heiliges Evangelium. Lassen Sie diesen Brief Ihrer sauberen Cousine lesen und lesen Sie dabei selbst in Ihren Mienen. Ich bin überzeugt, daß Sie dann keiner weiteren Beweise bedürfen, um zu wissen, was Sie von meiner furchtbaren Anklage zu halten haben. — Uebrigens wird der Tag der Vergeltung auch für Alwine anbrechen; ich weiß dies gewiß! Strafen Sie daher vorläufig diese elende Person nur mit stummer Verachtung; die Schlußabrechnung, welcher ich selbst anwohnen will, soll seiner Zeit um so gründlicher und eindringlicher vorgenommen werden.

„Ich setze voraus, daß Sie allen meinen Wünschen und Andeutungen vertrauungsvoll nachkommen werden. Wenn Sie mir schreiben wollen, adressiren Sie Ihre Briefe stets nach Cincinnati, Post restante. Es wird mich und auch noch Jemanden anderen recht sehr freuen, wenn Sie dies so häufig thun, als Ihnen lieb und möglich. — Es grüßt Sie u. s. w."

„Jemand andern," sagte Schanzenau kopfschüttelnd vor sich, als er mit dem Zuge nach Washington dahinbrauste und nun zu seiner Zerstreuung mit ruhigem Blute den Brief durchlas. „Wer könnte es sein, als Alfred und Minna, die wahrscheinlich bereits gut lesen gelernt haben. Sei, wie dem wolle — ich werde des räthselhaften Howard's Rathschläge blindlings befolgen. Ich bin ihm vielen und großen Dank schuldig. Er vertritt Vaterstelle bei meinen Kindern, er warnte mich vor dem Scheusale Alwine und schließlich sorgt er durch seine Anempfehlung, beim Kriegsminister für meine Existenz; in letzterer Beziehung stehe ich wahrlich nicht zum Besten. Ich besitze im Ganzen noch etwa hundert Dollars und wenn meine Hoffnungen in Washington fehlschlagen, so muß ich das erste beste ehrliche Mittel ergreifen, um mich durchzu-

bringen. Gott sei Dank ist in Amerika das Arbeiten keine Schande wie in Europa. Heute kann man hier gemeiner Teichgräber sein und morgen, ohne daß es Jemand sonderbar fände, zum Maire gewählt werden. Diese Lichtseite des amerikanischen Lebens hat mir stets am Besten gefallen."

Uns auch — müssen wir aus voller Seele beifügen. —

---

## II.

## Das Asyl.

Etwa hundert englische Meilen unterhalb Cincinnati am rechten Ufer des Ohio ergießt sich in diesen mächtigen Strom ein kleiner Seitenfluß, welcher sehr bezeichnend „Klarwasser" genannt wird, weil er sich durch eine seltene Reinheit seiner Fluten, sowie seines durchwegs aus glänzendem Kies bestehenden Bodens auszeichnet. — Das „Klarwasser" ist jedoch nur von seiner Mündung an, kaum eine kleine englische Meile, schiffbar, da er vom nahen Gebirge in einem Dutzend Kataraktem niederstürzt. Die ungeheure Wasserkraft, welcher dieser Gebirgsfluß bei einem das ganze Jahr hindurch fast vollkommen gleichem Wasserstande darbietet, ist bisher so viel als gar nicht ausgenützt worden. Nur der unterste der Wasserfälle treibt eine Mahlmühle und eine Brettersäge, beide von ziemlich kleinen Dimensionen und nur nach dem jeweiligen häuslichen Bedarfe des Eigenthümers arbeitend.

Ein Paar hundert Schritte von den gedachten, sehr bescheidenen, industriellen Etablissements abseits, und zwar auf einer kleinen Anhöhe gelegen, welche sowohl auf den Wasserfall, als auch auf das Flußbett und die ganze herrliche, wahrhaft pittoreske Umgegend eine reizende Aussicht gestattet, steht eine einfach aber sehr zweckmäßig gebaute und ziemlich umfangreiche Villa. Dieses Gebäude ist offenbar erst vor Kurzem und mit echt amerikanischer Hast gebaut worden, denn noch arbeiten die Maurer an dem Verputze von Außen, die Zimmerleute legen eben die letzte Hand an die Dachbekleidung und die Anstreicher pinseln die dritte und letzte Lage eines freundlichen Hellbrauns auf die Thüren und Fensterstöcke. Werfen wir aber einen Blick in das Innere dieses Riegelbaues, so finden wir bereits Alles in schönster Ordnung und mit einem

Comfort eingerichtet, der ebenso von dem guten Geschmacke, als dem Reichthume des Besitzers Zeugniß giebt.

Rings um das stattliche Wohnhaus ist ein Dutzend Neger damit beschäftiget, einen Ziergarten herzustellen. — Ihre Arbeit geht aber nicht besonders schnell von statten. Diese Bursche scherzen und schäkern fortwährend miteinander und scheinen die Arbeit überhaupt gar sehr als Nebensache zu betrachten. Uebrigens sehen diese schwarzen Kerle ganz gutmüthig und heiter drein.

Auf einmal fahren sie erschrocken durcheinander und langen nach ihren Grabwerkzeugen, dieselben nun mit wahrhaft affenartiger Behendigkeit handhabend.

Sie haben von den Wirthschaftsgebäuden her, welche etwa eine englische Viertelmeile abwärts am Fluße liegen, den „Massa“ (Master) nahen gesehen. Aber in zehn Minuten vermochten jetzt die faulen und schwazhaften Schlingels nicht nachzuholen, was sie seit den zwei Stunden, als ihr Herr und Eigenthümer abwesend war, leichtsinniger Weise versäumt hatten.

In tiefes Nachdenken versunken und sehr langsamen Schrittes, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, langte endlich Master Henry Howard in der Nähe des Wohnhauses an. Die Neger schmeichelten sich bereits mit der Hoffnung, daß „Massa“ sie gar nicht der Beachtung würdigen, sondern sogleich in die Villa eintreten werde. — Aber o weh! Sein Fuß stieß auf ein aus Nachläßigkeit mitten im Wege liegen gebliebenes Grabscheit. Er blickte um sich und gewahrte nun, daß während seiner Abwesenheit die Arbeit nur sehr wenig gefördert worden sei.

„Ihr Spitzbuben!“ rief er in Zorn gerathend und nestelte die Reitpeitsche los, die an seinem Gurte hing, „heute will ich einmal Wort halten, denn ich sehe, in Güte und Freundschaft geht es mit Euch durchaus nicht. — Menelaus hierher zu mir!“

Zitternd schlich der Gerufene in die Nähe des mit Recht erzürnten Gebieters. — Menelaus war von Howard als Aufseher über die Anderen bestellt worden, hatte aber seinem Vertrauensposten sehr wenig Ehre gemacht.

„Noch nie,“ begann Howard nach einer längeren, für den Inquisiten sehr qualvollen Pause, „noch nie hat meine Peitsche den Rücken eines Negers berührt, heute aber muß ich endlich mich dazu entschließen. Stets behandelte ich Euch als Menschen und nicht als meine Sclaven, die Ihr seid. Ihr habt zu essen in Hülle und Fülle, Ihr Alle seid besser

gekleidet als irgend einer Eures Gleichen auf hundert Meilen in der Runde, glücklich und unangefochten lebt Ihr mit Weib und Kind, und gerne gönne ich Euch Stunden der Freiheit und des Vergnügens. Wie lohnt Ihr mir dies? Damit, daß Ihr immer fauler und leichsinniger werdet, seit der alte, strenge Achilles vor einem Monate heimgegangen ist zu den Vätern und ich, in thörichter Ueberschätzung Eueres guten Willens, mir mit der Hoffnung schmeichelte, eines anderen Sclavenmeisters entbehren zu können. Habe ich nicht einem Jeden von Euch die Freiheit versprochen, der sich zehn Jahre in meinem Dienste brav aufführt? Aber Ihr nichtsnutzigen Bursche habt keinen Sinn für eine solche Güte, ja, Ihr wollt nicht einmal frei sein, denn dann müßtet Ihr arbeiten, während Ihr jetzt schwelgt und faullenzt auf meine Kosten. Nun, es soll anders werden und vor Allem will ich ein Exempel statuiren."

Mit diesen Worten holte Howard mit der Peitsche aus, um selbe auf den Rücken des, gesenkten Hauptes dastehenden Menelaus fallen zu lassen. Der Neger schloß die Augen und wagte sich nicht zu rühren, nachdem er beide Arme auf die Brust gekreuzt und den Kopf ganz zwischen die Schultern gezogen hatte. Aber der mit stummer Resignation erwartete Schlag erfolgte nicht.

Mehrere Secunden lang hatte Howard gezögert, den Streich zu führen, obwol sein rechter Arm noch immer drohend erhoben war.

„Es muß sein!" brummte er fast traurig vor sich, „ich bin zu gut mit diesen Burschen gewesen; die Disciplin lockert sich von Tag zu Tag und am Ende könnte großes Unheil daraus entstehen; der Geist der Meuterei beginnt bereits unter den Negern überall zu spuken; ja, es muß sein."

Howard wollte den ersten Streich führen, als er seinen Arm krampfhaft umfaßt fühlte. — Es war Marie, welche vom Wohnhause der Scene zugesehen hatte und herbei eilte, um für die Schuldigen Fürbitte einzulegen.

„Gnade, Gnade, lieber Papa!" bat Marie im rührenden Tone und mit Thränen in den Augen, „Gnade wenigstens für dieses Mal."

Howard ließ die Peitsche zu Boden fallen, schloß die liebliche Bittstellerin in beide Arme und streichelte dem holden Wesen die Haare aus der Stirne, dann sagte er:

„Ich thue vielleicht Unrecht, oder wenigstens sehr unklug, daß ich mich erweichen ließ, aber Dir, mein Engel, vermag ich ja nichts abzuschlagen."

„Und doch, doch" rief Marie, während die hellen Zähren über ihre Wangen liefen, „und doch bist Du so grausam, mir das eine mit unerhörter Strenge zu verweigern."

Der alte Herr zog die Stirne in finstere Falten, und indem er Marie am Arme ergriff, machte er Miene, nach dem Hause sich zu begeben.

Als die junge Frau an dem pardonnirten Menelaus vorbeikam, fiel der Sclave in die Knie und rief, den Saum ihres Kleides mit Inbrunst küssend: „Misses! Armer Menelaus nur haben ein Leben, aber gerne zehnmal sterben für gute Herrin!"

Und in dem Buche der Vorsehung stand es geschrieben, daß die Dankbarkeit dieses Negers im Verlaufe der späteren Begebenheiten wirklich auf die Probe gestellt werden sollte.

Howard führte seine schöne Begleiterin nach dem großen Salon, und ließ sich dort in einen Fauteuil fallen, der jungen Frau durch eine Handbewegung bedeutend, ihm gegenüber Platz zu nehmen.

„Marie!" begann der Greis im gemüthvollen Tone, in welchem zugleich ein leiser Anklang des Vorwurfes sich bemerkbar machte, „Marie, ach wie weh hat mir doch zuvor Deine Bemerkung gethan! Gott ist mein Zeuge, daß meinem Charakter nichts so ferne liegt, als der Hang zur Grausamkeit. Und ich, der ich nicht einmal meinem Pferde unnützer Weise den Sporn gebe, oder die Schärfe des Gebisses fühlen lasse, ich sollte es über mich vermögen, Dich und ihn zu quälen aus bloßem Uebermuthe, oder aus sträflicher Vermessenheit? Und gerade Du, die Du doch so genau weißt, wie sehr mein Herz blutet bei dem Leiden meines so zärtlich geliebten Oscar's, Du erhebst die Anklage der Grausamkeit wider mich?"

„Verzeihung, theurer Vater!" schluchzte Marie und ergriff Howard's beide Hände, um selbe mit Küssen zu bedecken, „ach, was kann ich dafür, daß ich die Großartigkeit Deiner Ideen, die unerforschliche Tiefe Deiner Entschlüsse nicht zu begreifen vermag, daß mein Herz stets lauter und verlangender nach ihm ruft, daß ich mir die Kraft zutraue, ihm Alles zu sein, ihm Alles vergessen zu machen, und so das Glück seines so hart geprüften Daseins neu zu begründen!"

„Schwärmerin!" sagte Howard gerührt und drückte einen Kuß auf die keusche Stirne Maries, welche neben ihm auf einem Tabouret kniete und vertrauungsvoll zu ihm aufblickte.

„Das Schicksal unseres Oscar's!" fuhr der Greis nach einer

Pause ernst, aber milde fort, „ja sein Schicksal muß und wird in Erfüllung gehen, so wie es Dein Seherblick im Zustande räthselhaften Traumlebens vorhergesehen. Darum lass' uns nicht bangen vor den neuen Gefahren, welchen er entgegengeht. Heil und unversehrt, gereinigt von allen Schlaken menschlicher Leidenschaften, wird er endlich zurückkehren in Deine Arme, und dann wird er auch befähigt sein, mich einst in jenem schweren Amte abzulösen, das ich im Dienste der Menschheit bekleide. Er wird mir die ungeheure Verantwortung tragen helfen, die auf dem großen Werke lastet, zu dessen Ausführung Hunderttausende nur meines Winkes harren. Ein fürchterlicher, ein grauenvoller Kampf wird auf das Signal hin, welches ich vielleicht schon demnächst meinen Brüdern gebe, auf diesem Continent entbrennen. Ströme des edelsten Blutes werden fließen, und Tausende von Millionen von Gut und Geld wird ein Bürgerkrieg verschlingen, wie ihn die Welt bisher noch nie gesehen."

„Entsetzlich," hauchte Marie am ganzen Leibe schaudernd, „und dieses Unheil heraufzubeschwören hättest Du den Muth, Du, die Güte und die Sanftmuth, Du, der Du keinen Wurm zertrittst?"

„Ja, ich werde ihn haben!" entgegnete Howard mit eisiger Ruhe, „ich werde ihn haben, weil ich ihn haben muß. Die Nothwendigkeit, die Idee einer höheren Weltordnung der Nachkommenschaft zu retten, erfordert es. — Die Freiheit des ganzen Menschengeschlechtes steht in Gefahr; die Macht der Finsterniß, der Geist der Verdammung und Verdummung, in dessen Banden Europa seit dem Jahre 1848 seufzt und schmachtet, droht auch uns zu erdrücken und zu ersticken. — Die leibliche Sclaverei als ein göttliches Institut preisend und verfechtend, bedrohen die von den Jesuiten gegängelten Sclavenhalter des Südens täglich immer mehr und mehr unsere geistige und politische Freiheit. Sollen wir etwa abwarten, bis diese Werkzeuge und Helfershelfer des Despotismus vollends die Uebermacht gewinnen, uud unser Kampf dann ein hoffnungsloser wird? Nein, nein, wir müssen den Ausbruch des unvermeidlichen Conflictes selbst beschleunigen, wir müssen alsbald nachholen, was unsere Langmuth, unser Zuwarten bereits leider versäumt haben. Wir Freimaurer glaubten, daß der Geist der Liebe, der Gerechtigkeit und der Versöhnlichkeit, den wir unablässig nicht nur den Massen gepredigt, sondern auch durch zahllose Werke dem heillosen Streben der Finsterlinge gegenüber bethätigt haben, irgend eine friedliche Vereinbarung endlich denn doch erzielen werde. Unsere Feinde aber haben stets nur geheuchelt, wo sie scheinbar auf unsere Absichten eingingen. Sie benützten ihre Zeit sehr

klug, um sich in aller Stille zum Vernichtungskampfe zu rüsten. Ein abermaliges Nachgeben der liberalen Partei würde nur den Feind noch mehr kräftigen, und unseren ebenso raschen als sicheren Untergang herbeiführen. — Meine Pflicht als Großmeister sämmtlicher Freimaurer der nordamerikanischen Staaten ist daher durch die Umstände klar vorgezeichnet; sie gipfeln in einem Acte der Nothwehr und darum wird demnächst mein Ruf an die 500.000 Brüder lauten: „Auf zu den Waffen, das Schwert in die Hand im Namen der Freiheit, der Gleichheit, der Brüderlichkeit! Nieder mit der Sclaverei, nieder mit den Tyrannen und ihren feilen Werkzeugen." —

Howard von seiner Begeisterung hingerissen, hatte sich vom Stuhle erhoben, und die letzteren Worte mit lauter, ja donnender Stimme gesprochen.

Marie hatte indessen ihre Thränen getrocknet, und indem sie den Greis zärtlich umarmte, sagte sie von edler Begeisterung hingerissen:

„Und ich, mein Vater, will auch mein Schärflein beitragen zu diesem heiligen Kampfe! Ich kann zwar nichts bieten als Entsagung; aber ich will freudigen Herzens, nur des hohen Zweckes willen, noch länger ihn, das Ideal meiner Seele, entbehren; ich will mit ihm im Geiste an seiner Seite streiten für Wahrheit und für Recht, und das Gebet meiner lieben Kinder wird auf sein theures Haupt des Himmels Schutz und Segen gewiß herabflehen!"

„Wie glücklich machen mich Deine Worte!" sagte Howard und drückte Mariens Hand gleichsam zum Danke. „Nun aber lass' uns zu den Kleinen eilen, und ihres Anblicks uns erfreuen."

Arm in Arm eilten der Greis und die junge Frau nach einem andern dem Saale anstoßenden Zimmer, wo eben großes, freudiges Gelärm hörbar wurde. Alfred und Minna hatten in diesem Augenblicke ihre Lernstunden beendigt, und durften nun bis zum Mittagsmale mit Spielen sich ergötzen. Am liebsten widmeten die guten Kinder diese ihre freie Zeit dem kleinen Oscar, der sich die Huldigungen und Zärtlichkeiten seiner älteren Geschwister stets mit einer Art vornehmen Wohlwollens gefallen ließ. Das frische rothwangige Bübchen, welches zur Zeit gerade fünf Viertel Jahre zählte, wurde nun von seiner Wärterin, der Negerin Minerva herbeigebracht. — Der kleine Oscar gerieth auf augenscheinliche Weise in Gefahr, aus Liebe zerrissen zu werden, denn Howard, Marie, Alfred und Minna faßten den jungen Weltbürger, der ganz pathetisch zur Thüre hereingewatschelt kam, auf einmal

an und zerrten ihn dadurch nach allen Richtungen, wogegen aber das Bübchen mit kräftiger Stimme durch lautes Schreien protestirte, und zugleich ganz nachdrücklich mit dem Hampelmann, welchen er in der Rechten trug, um sich focht. — Man mußte ihm das Selbstbestimmungsrecht seiner Schritte einräumen, und nun stürzte er auf seine Mutter los, sein blondes Köpfchen in deren Schooß legend. Dann begehrte der kleine Oscar zu „Gropa,“ der ihn auf dem Knie „hopp, hopp“ reiten ließ, wobei das Bübchen in dem langen, schneeweißen Barte des Greises mit beiden Händen so wacker wühlte und zerrte, daß dem Master Howard die Thränen in die Augen traten und die Reitlection gar bald ein Ende nahm. Nun erst wurden Alfred und Minna von Seite Oscar's der Beachtung gewürdigt; er ließ es sich huldvoll gefallen, daß ihn Beide auf ein Schaukelpferd setzten, das er mit einer kleinen Peitsche tüchtig bearbeitete, dabei aus Vergnügen mit der Zunge schnalzend und seinen Geiferlappen tüchtig befeuchtend.

Wohl eine gute Stunde sahen Howard und Marie mit stummen Entzücken dem fröhlichen, sorglosen Spiele der drei Kinder zu, wobei sich die beiden älteren Geschwister fortwährend an Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit gegen den kleinen Oscar zu überbieten suchten. Endlich wurde aber das Bübchen der Sache überdrüßig, und begann einen durchdringenden Alt zum Besten zu geben. Seine schwarze Wärterin wußte jedoch, was dies bedeute. Sie brachte sein „Papperl,“ nämlich ein sogenanntes Kindskoch, und löffelte ihm diese gesunde Nahrung ein. Der kleine Oscar benahm sich dabei so gefräßig, wie ein junger Wolf. Minerva konnte nicht schnell genug auffassen, und welch' Wehegeschrei setzte es ab, wenn der Löffel nicht gestrichen voll war. Marie, welche bei dieser Abfütterung wie immer assistirte, damit der kleine Nimmersatt nicht zu viel bekomme, hatte vollauf zu thun, um die Hände des Bübchens in Ordnung zu erhalten, denn der Wildfang liebte es, schließlich alle zehn Finger in den Teller zu stecken, und sich mit dem Milchbrei das Gesichtchen einzureiben.

Der alte Howard stand, mit über dem Rücken gekreuzten Armen, in der Nähe und betrachtete, vergnügt schmunzelnd, den ganzen Verlauf dieser ihn überaus anmuthenden Scene. Endlich wurde der kleine Oscar schläfrig und zu Bette gebracht, um der Nachmittagsruhe zu pflegen. Als man nun den kleinen Burschen versorgt und aufgehoben wußte, begaben sich Marie, Howard und die zwei älteren Kinder nach der Veranda, wo man stets bei halbwegs günstiger Witterung das Mittags-

mal einzunehmen pflegte. Obgleich Howard's Mittel diesfalls den Luxus eines Lucullus gestattet haben würden, war dennoch das Diner von echt bürgerlicher Einfachheit. Blos fünf Gerichte wurden aufgetischt; alle ungekünstelt, und ebenso nahr- als schmackhaft, jedoch nicht vergiftet durch höhere Kochkunst und Gewürze. Der Quantität nach hätten noch zehn ausgehungerte Personen vollkommen befriedigt werden können, denn auf Gäste mußte man hier immer vorbereitet sein. Fast täglich kamen und gingen Boten aus allen Gegenden des nordamerikanischen Continents; es waren durchaus „Brüder," welche dem Großmeister mündliche oder schriftliche Berichte brachten, und Howard's stets lakonische Entscheidungen ungesäumt wieder in alle Welt weiter trugen.

Marie gab ihre Verwunderung zu erkennen, daß seit ihrem Aufenthalte am „Klarwasser" heute der erste Tag sei, wo sich keine Gäste blicken ließen.

Howard zwang sich zu einem Lächeln, und sagte:

„Meine gute Marie! Vor jedem großen Sturme pflegt eine Windstille einzutreten. Gebe Gott, daß der Orcan, welcher vielleicht schon binnen wenigen Wochen auf erschreckliche Weise losbrechen wird, dieses Asyl meiner Theuren verschone. Doch was solltet Ihr hier zu befürchten haben? Bis in diesen stillen, vergessenen Erdenwinkel dürfte die Furie des Krieges kaum dringen, und naht sich dennoch die Gefahr, so will ich schon rechtzeitig Sorge tragen, Euch mehr nach Norden zu schaffen."

Marie ließ traurig ihren edel geformten Lockenkopf hängen, und sprach:

„Ach, wie bedaure ich, daß ich mich in meinem ganzen Leben nie um Politik gekümmert habe! Ich kann daher nicht begreifen, daß wir hier in Amerika am Rande eines Abgrundes, am Vorabende eines schrecklichen Bürgerkrieges stehen sollen. Vielleicht siehst Du denn doch viel zu schwarz, theurer Großvater; vielleicht wird das Ungewitter vorüber gehen, ohne sich über unseren Häuptern verheerend zu entladen!"

„Könnte ich doch Deine naive, optimistische Selbsttäuschung theilen!" rief Howard mit tiefbekümmerter Miene aus. „Ja, es ist besser, daß Du klar siehst, und darum will ich Dir in Kürze die gegenwärtigen Verhältnisse unserer stolzen Republik darzustellen suchen. Sende die Kinder fort. Wir wollen uns in jene schattige Laube begeben und dort, bei einer Tasse Caffee und einer duftenden Havannah-Cigarre, will ich Dir die kleine Gedenkschrift vorlesen, welche ich zur Rechtfertigung meines

und meiner „Brüder" Vorgehen schon vor einigen Wochen zu Papier gebracht habe."

Marie führte Alfred und Minna nach dem rückwärtigen Garten, wo sie auf zwei niedlichen und reichgeschirrten Ponny's unter Aufsicht eines alten Negers ihren gewöhnlichen Ritt durch den Park unternahmen, bis sie um vier Uhr abermals die Glocke nach dem Lernzimmer rief. — Howard begab sich in sein Arbeitscabinet, um sein Manuscript zu holen, und verfügte sich sodann nach der erwähnten Laube, von welcher man eine entzückende Fernsicht nach den Wasserfällen genoß. — Fast gleichzeitig mit ihm langte dort Frau von Schanzenau in Begleitung zweier schwarzer Mägde an, deren eine den Caffee trug, während die andere einige Kistchen Cigarren zur Auswahl, sowie die erforderlichen Rauchutensilien trug.

Howard glättete bedächtig mit der rechten Hand das Manuscript und begann endlich, seiner schönen Zuhörerin folgende Vorlesung zu halten:

„Bereits seit Jahrzehnten anerkannte die ganze gebildete Welt, daß ein neues, ausschließlich auf der Grundlage des natürlichen Menschenrechtes beruhendes Staatssystem sich in der nordamerikanischen Union wunderbar bewährt hatte. — Niemand vermag hinwegzuleugnen, daß trotz des gewaltigen Zuwachses an Gebiet und Bevölkerung, trotz der inneren Schwierigkeiten, die hieraus erwuchsen, trotz schroffer, socialer und nationaler Gegensätze, trotz ernster Kriege und diplomatischer Verwicklungen die Union von dem Drucke freigeblieben war, mit welchem große stehende Heere, pomphafte Hofhaltungen und maßlose Vorrechte einzelner Gesellschaftsclassen noch immer auf Europa lasten.

„Je höher indeß das Interesse an der Union stieg, je mehr man sich dazu hinneigte, dort Vorbilder für europäische Neugestaltungen zu suchen, um so mehr betrachtete man auch Nordamerika mit kritisch prüfendem Blicke, und in Folge dessen wurden nicht blos in solchen Kreisen, welche aus politischen, gesellschaftlichen oder religiösen Gründen mit Antipathie gegen demokratisches Wesen erfüllt waren, sehr ernste Bedenken gegen den Bestand der in der Union herrschenden Zustände laut. Man folgte den an Heftigkeit stets wachsenden Parteikämpfen, man zog die schroffen Gegensätze zwischen dem nördlichen und südlichen Theile der Union ans Licht, und sprach in Folge dessen ziemlich ungescheut den Zweifel an einer großen Zukunft dieser Republik aus, denn ein Zerfall der Union schien selbst nach den Gesetzen der Natur bei der climatischen

Verschiedenheit des Nordens und des Südens, sowie nach alten Erfahrungslehren der Geschichte kaum unvermeidbar, sondern stets in dem Schooße der nächsten Zukunft zu liegen.

„Unverkennbar hatte die ursprüngliche Verfassung der Union große Lücken gelassen, die als Ausgangspunct eines Bruches betrachtet werden konnten. Aber gerade darin muß ein Zeugniß von der hohen Weisheit ihrer Gründer erkannt werden, daß sie den kühnen Gedanken, ein staatliches Gebäude auf der einzigen Basis des allgemeinen Menschenrechtes aufzuführen, nicht durch Verirrung in unpractische theoretische Consequenzen unfruchtbar werden ließen. Jener stolze Bau wäre nie zu Stande gekommen, hätte man sich den Arm von vorneherein durch die principielle Streitfrage: ob Bundesstaat, ob Staatenbund, oder durch das sociale Problem der Sclavenbefreiung binden wollen. Die Schöpfer jenes neuen Staatensystems waren nicht allein Philosophen, sie waren auch practische Männer, welche der Zukunft überließen, was erst der Zukunft angehörte. — Sie begnügten sich, blos das Fundament eines der großartigsten Entwicklung fähigen Freiheitsstaates zu legen.

„Und jetzt in der dritten Generation soll es sich weisen, ob dieses Fundament stark genug sei, den inzwischen zu unabsehbaren Dimensionen angewachsenen Bau der Union zu tragen. Erst wenn unsere Republik eine der gewaltigsten Krisen, die je einem Staatswesen auferlegt war, siegreich durchgekämpft haben wird, erst nachdem dadurch ihr Bestand als ein untrennbares Ganzes entschieden, dann erst kann dem Werke Franklin's, Washington's, Jefferson's und all' der großen Männer, die mit ihnen wirkten, die Zukunft als gesichert betrachtet werden.

„Der Fundamentalbau der nordamerikanischen Union ist nicht darauf berechnet, Ruinen welch' irgend einer Art zu tragen. Nur durch Erhaltung der ganzen Union ist das Festhalten des großen Grundgedankens ihrer Verfassung und die natürliche Einfachheit ihrer Organisation gesichert. Mit der Zersplitterung ihres Gebietes in einzelne Staaten wäre die dauernde Einrichtung stehender Heere und künstlicher Staatsmechanismen zur Nothwendigkeit geworden. Schon Washington, der die Gefahren einer Trennung zwischen Ost und West sowohl, als zwischen Süd und Nord bereits in ihrer ganzen Schwere erkannte, hat in seinem berühmten politischen Abschiedsbriefe vom 17. September 1796 eindringlich davor gewarnt: „einen Theil des Landes dem übrigen zu entfremden.“ Die ihm folgenden Staatsmänner haben sein in demselben Schreiben enthaltenes Wort: „der Name von Amerika gehört

den Bürgern der Union als Nation" in richtiger Consequenz dahin interpretirt, daß die Union nicht nur ein Ganzes bleiben müsse, sondern daß sie mindestens bis zur Landenge von Panama hinab keine rivalisirenden, und auf anderen politischen Grundlagen beruhenden Staatswesen neben sich dulden dürfe. Dieser Anschauung gibt auch die im Jahre 1823 feierlich zum Staatsprincipe erhobene Monroe-Doctrin Ausdruck, indem darin erklärt wird, daß jedes Einschreiten europäischer Mächte gegen Länder der westlichen Hemisphäre, welche sich unabhängig erklärt hätten, in der Absicht sie zu unterdrücken, oder ihre Schicksale zu bestimmen, als eine gegen die Union selbst gerichtete feindselige Kundgebung zu betrachten sei, ferner, daß die amerikanischen Continente von nun ab nicht mehr als Gebiet künftiger Ansiedlungen durch irgend eine europäische Macht angesehen werden könnten.

„Und in der That bedarf die nordamerikanische Union des ganzen weiten Gebietes zwischen beiden Oceanen, um ihr politisches Princip und ihre Weltmachtstellung zu wahren, sowie um für die ihr obliegenden civilisatorischen Aufgaben, vom primitiven Bahnbrechen im Urwalde bis zur höchsten Entfaltung modernen Culturlebens, auch den fernsten Nachkommen ein Feld unerschöpflicher Thätigkeit vererben zu können.

„Eine Trennung der Union müßte überdies nothwendig zu weiteren Theilungen führen; es würde ein Zerbröckelungsproceß um sich greifen, der nach und nach alle Bande löste, welche jetzt die Bewohner des stillen Meeres mit denen des atlantischen Oceans verbinden; die Länder am oberen und mittleren Mississippi würden sich durch diese große Verkehrsader enger an den Golf von Mexico geknüpft fühlen, als an die Bai von New-York und San Francisco. Aber diesen abgelösten Theilen würde nie und nimmer jene allgewaltige colonisirende und organisirende Kraft innewohnen, welche die Union als Ganzes bisher so unabläßig und energisch entwickelt hat.

„Mit einer Zersplitterung der Union würde endlich der von dem britischen Mutterlande überkommene Schandfleck, nämlich die Sclaverei der Neger, völlig unauslöschbar werden, während das höhere Gesetz, nämlich die moralische Weltordnung, kategorisch fordert, daß der Mensch nicht zur feilen Waare herabgewürdigt werden darf. Der bevorstehende Kampf des Nordens mit dem Süden stellt sich also nicht blos die Bewahrung und Erhaltung der Union zur Aufgabe, sondern er wird unzweifelhaft auch eine große humanistische Idee endlich ihrer Lösung entgegenführen.

Damit also ist die Stellung gekennzeichnet, welche der bevorstehende große Krieg in der Weltgeschichte einnehmen wird. Von diesen höheren idealen Zielen werden jedoch nur wir Freimaurer der Union so ziemlich allein geleitet, denn die Mehrzahl der Bewohner des Nordens strebt bei dem bevorstehenden Kampfe mit dem Süden nach ganz anderen Zwecken, nämlich nach Vermehrung des politischen Einflusses und nach rein materiellen Vortheilen über den Süden. Betrachten wir die Lage, wie sie war und ist. Es steht nämlich unzweifelhaft fest, daß die Union die hohe Stufe freiheitlicher Entwickelung und politischer Machtstellung, die sie im Laufe dreier Menschenalter erstiegen, wesentlich den Staatsmännern des Südens verdankt, daß der Norden sich nur langsam zu einer annähernd gleichen politischen Bedeutung emporarbeitete und daß erst, als dieses Gleichgewicht hergestellt war, sein Uebergewicht an Volkszahl und Reichthum, seine zahlreichen Verbindungen mit der alten Welt und sein Vortheil, der moralischen Fessel des Sclavenwesens entledigt zu sein, zur Geltung kamen. Das Sclavenwesen hat zudem, seit der Norden dasselbe los geworden, wesentlich dazu beigetragen, die Gegensätze zwischen diesen beiden Theilen der Union zu steigern, denn es hat dem Süden einen charakteristischen Stempel aufgedrückt. Ungeachtet dessen wird die Abschaffung der Sclaverei keineswegs dessen vorhinein ausgesprochenes Ziel, sondern nur eine Consequenz desselben sein. Der Bürgerkrieg, an dessen Vorabende wir stehen, wird für die großen Massen eigentlich nichts sein, als die Fortsetzung jener Parteikämpfe, die schon seit Gründung unseres Freistaatenbundes fast ununterbrochen forttobten.

„Um diesem Parteihader auf den Grund zu sehen, müssen wir vor Allem die socialen Gegensätze zwischen dem Norden und dem Süden der Union ins Auge fassen. Die Cultur der Baumwolle spielt dabei eine Hauptrolle. Soweit nämlich das Klima der Union zur Production dieses überaus wichtigen Artikels des Welthandels geeignet ist, wurde derselbe allmälig ein Monopol des Südens. Weitgedehnte, zusammenhängende Flächen sind zur Cultur der Baumwolle erforderlich, wodurch das System des großen Grundbesitzes ein von der Natur gebotenes wurde. Es entwickelte sich hieraus jenes „Sclaven-Baronenthum", welches immer mehr und mehr an Macht und Einfluß gewann und zur Stunde thatsächlich alle Südstaaten dominirt. Diese Aristokratie, welche persönlich nichts zu arbeiten braucht, fußt auf der Sclaverei, als der Quelle und Basis ihres Reichthums und ihrer Macht. Selbstverständlich läßt diese Aristokratie, welche durch die Solidarität der Interessen innigst mit einander ver-

bunden ist, nichts neben sich aufkommen, was nur im Entferntesten dem Fundamente ihrer Macht gefährlich werden könnte. Sie haßt und verfolgt daher als ihre erbittertsten Gegner uns Freimaurer, als die Apostel der allgemeinen und unveräußerlichen Menschenrechte, die wir auch in den Farbigen zur Geltung gebracht wissen wollen.

„Im Norden dagegen beruht das ganze gesellschaftliche System auf bürgerlicher Arbeit und der daraus erwachsenden individuellen Selbstständigkeit; das Fundament des staatlichen und socialen Organismus des Nordens der Union wurzelt also nicht in dem großen Grundbesitze, sondern in dem in den Massen zum vollen Bewußtsein und zur thatsächlichen Wahrheit durchgedrungenen Principe, daß Jeder, der von seinem redlichen Erwerbe unabhängig lebt, sei er ein reicher Banquier, ein armer Farmer, sei er selbst nur ein rein auf die Verwerthung seiner physischen Kraft angewiesener Arbeiter, als ein vollberechtigtes Mitglied der Gesammtheit gilt. Die Arbeit war im Norden stets Ehre, im Süden aber mindestens ohne Ansehen und ein Attribut des Bedürftigen; der reiche Sclavenbaron darf aus Standesrücksichten nichts arbeiten, worin er also seinem europäischen Namensvetter auf ein Haar ähnlich ist. Im Norden hingegen arbeitet Jedermann, ob arm, ob reich, denn kein Geschäft betreiben gilt für eine Schande, für Verweichlichung.

„Nur im Norden der Union konnte sich der specifisch amerikanische Nationalcharakter entwickeln, nämlich jenes Yankeethum, das in einer Thätigkeit und Unternehmungslust gipfelt, welche beinahe fanatische Leidenschaft genannt werden muß. Er verachtet daher von ganzer Seele den faulen, übermüthigen, von Eigendünkel strotzenden Sohn des Südens, der nur von dem Schweiße seiner Sclaven lebt und ohne deren Arbeit er zur Freibeuterei auf Flur und See greifen müßte, um sein Brot zu erwerben.

„Nicht entscheidend, aber immerhin von Bedeutung sind die confessionellen Unterschiede zwischen dem Norden und dem Süden der Union. Der Süden ist vorwiegend katholisch und stehen hier die Jesuiten, Liguorianer und dergleichen Römlinge vom reinsten Wasser in Macht und Ansehen, denn diese Herren schmeicheln den Leidenschaften der Sclavenbarone namentlich dadurch, daß sie die Sclaverei als eine göttliche (!!!) Institution vertheidigen.

„Die größten Divergenzen des Nordens und den Südens liegen aber in allen ihren volkswirthschaftlichen Angelegenheiten. Amerika ist eben nicht das Land des Idealismus. Neben der Freiheitsliebe haben hier die materiellen Interessen stets eine gleichberechtigte Rolle gespielt.

Nur wenn diese Interessen in hohem Grade gefährdet waren, oder wenn große materielle Vortheile in Aussicht standen, kam es zu größeren Actionen. Und so werden auch die Ursachen und Beweggründe zu dem bevorstehenden gigantischen Kampfe weit mehr materieller, als idealer Natur sein. War doch selbst der glorreiche Unabhängigkeitskampf nur durch ungerechte Geldansprüche des Mutterlandes provocirt worden. Ohne die sinnlosen Erpressungen der Engländer würde diese Erde auch noch heute ganz gewiß unter der Hoheit Albions stehen.

„Von jeher gehörten die Besteuerungsmaximen zu den schwächsten Seiten der nordamerikanischen Staatsverwaltung. Von jeher wurde schutzzöllnerischen Tendenzen gehuldigt. Dieser volkswirthschaftliche Irrthum ist schwer zu erklären, da selbst im Norden der Union die Interessen des Landbaues und des Handels die weitaus vorwiegenden waren und es noch sind, jede Protection der Industrie auf Kosten dieser wichtigeren, von der Natur vorgezeichneten Thätigkeiten mithin unfehlbar gemeinschädlich wirken mußte. Aber nur im Norden war die Majorität für den Schutzzoll, während der Süden stets freihändlerischen Principien huldigte, weil nämlich seine eigenen, ausschließlich landwirthschaftlichen Producte meist ausgeführt werden, er aber alle Bedürfnisse an Manufacturen, die noch heute in Europa besser und wohlfeiler erzeugt werden, als in Amerika, vom Norden kaufen mußte. Auf diese Weise verblieb der Süden stets unter der commerciellen Bevormundung des Nordens, da ersterer nie im Stande war, einen großen, selbstständigen Handelsstand aus sich selbst herauszubilden; ganz natürlich — wo das Sclavenwesen waltet, da gibt es zwischen der tiefstehenden Arbeiterschicht und den aristokratischen Herren keinen Boden zum Gedeihen eines tüchtigen sogenannten Mittelstandes.

„Das Sclavenwesen, welches allerdings von jeher die Achillesferse des Südens bildete, reift jedoch erst zu einer politischen Frage heran, seit die Sclavenbarone durch ihre letzten Siege im Congresse zur Verirrung geführt werden, auf ihr Sclavereirecht zu pochen und in Bezug auf dasselbe aus der Defensive in die Offensive überzugehen beginnen. Diese traurige Erscheinung ist ein vollgiltiger Beweis für die allgemeine Degenerirung der Republik, deren Untergange daher nur durch die gewaltige Katastrophe des Krieges, eines Krieges bis auf das Messer ein Ziel gesetzt werden kann. Ein kurzer Rückblick auf die Geschichte der Sclaverei in der Union dürfte hier zum gründlichen Verständniß dieser wichtigen Sache nothwendig sein.

„Als die Union aus dem Unabhängigkeitskampfe hervorging, existirte

in allen dreizehn Staaten ihres damaligen Bestandes Sclaverei. In den nördlicher gelegenen, wo das kältere Clima, die Art der Bodenerzeugnisse und das hierdurch bedingte Arbeitssystem den Neger nicht mehr als ein vortheilhaftes Eigenthumsobject erscheinen ließen, war die Sclaverei schon damals sehr im Abnehmen begriffen und verschwand wenige Jahrzehnte später ganz und gar. Die Zahl der Staaten, welche zu jener Zeit noch vollständig auf das Sclavenwesen angewiesen waren, bildete schon damals die Minorität, denn es waren nur ihrer sechs. Es waren jedoch keineswegs humanistische Tendenzen, welche die frommen Puritaner des Nordens zur Auflassung der Sclaverei bewogen, sondern blos reiner, unverfälschter Eigennutz; durch die massenhaften Einwanderungen aus Europa wuchs in den nordöstlichen Staaten der Union die Zahl der weißen Bevölkerung hoch an, wodurch der frühere Mangel an Arbeitskräften wegfiel, je mehr sich herausstellte, daß die Verwendung des Negers zu Beschäftigungen, welche eigenen Thätigkeitstrieb und höhere Begabung erfordern, nicht anging, der Sclavenbesitz daher für den Oekonomen und noch mehr für den Industriellen des Nordens sich als eine Last herausstellte. Den freien Arbeiter konnte man nach der Ernte, oder wenn man ihn sonst nicht mehr brauchte, einfach entlassen, den Neger aber mit seinem gesunden, unersättlichen Magen mußte man das ganze Jahr erhalten. Je mehr aber der Werth des „Ebenholzes," wie man die armen Schwarzen spottweise zu nennen pflegt, in den nördlichen Staaten sank, um so mehr stieg er im Süden, wo ihn climatische Verhältnisse, die Art der Erzeugnisse und Mangel an Arbeitskräften fast unentbehrlich erscheinen lassen. Auf diese Weise kam es, daß der Norden allmälig seine Sclaven an den Süden v e r k a u f t e, und nicht Humanität oder veränderte Rechtsbegriffe waren es, welche die frömmelnden puritanischen Bibelfresser bewogen, den schwarzen Bruder von sich scheiden zu lassen, sondern die einfache commercielle Thatsache, daß der vom Süden gebotene Preis den Werth der „Menschenwaare" im Nordosten weit überstieg und daher neun Zehntel aller Sclaven, welche der Süden besitzt, an ihn vom Norden um gutes Geld verschachert worden sind. Wenn wir die Sclavenfrage unparteiisch beurtheilen, so hat also der Norden durchaus kein Recht, sich über die Immoralität des Südens in dieser Angelegenheit zu moquiren, womit ich aber den entwürdigenden Handel mit Menschenfleisch und allen sich daran knüpfenden, so tief empörenden Consequenzen keineswegs vertheidigt haben will. Ich wollte nur darlegen, daß der Norden in der ganzen Sclavenfrage von jeher Humanität nur geheuchelt hat und daß ihm auch

jetzt die Abschaffung der Sclaverei nicht der Zweck des Bürgerkrieges sein, sondern blos den Vorwand, das Mittel zur Unterwerfung der Südstaaten abgeben wird. Wir Freimaurer betrachten freilich diese Sache vom rechten, nämlich vom kosmopolitischen Standpuncte, und Alles werden wir aufwenden, um auch der schwarzen Race gegenüber unser heiliges Princip der Freiheit, der Gleichheit und der Brüderlichkeit in Wahrheit zu bethätigen."

Howard's weitere Auseinandersetzungen wurden durch den Eintritt eines Negers unterbrochen, welcher mehrere in Cincinati angelangte Briefe abgab, darunter auch ein Schreiben Schanzenau's aus Washington; der Kriegsminister hatte ihm sofort das Patent als Hauptmann ausfertigen gelassen und ihn vorläufig in seinem Bureau beschäftigt.

Der Greis nickte zufrieden, als er daraus Schanzenau's blinden Gehorsam gegen seine Wünsche ersah. — Marie aber zerdrückte eine heiße Thräne zwischen den Wimpern und flüsterte: „Ach, warum in Washington und nicht hier?!"

Howard warf der schönen Frau einen strengen und verweisenden Blick zu. Dann erhob er sich, packte sein Manuscript zusammen und verfügte sich in sein Arbeitscabinet, um die übrigen Einläufe durchzusehen. —

---

## III.

## Schnöder Undank.

Der Graf von Roosval, stets gewohnt jedem einmal gefaßten Entschlusse rasch die Ausführung auf dem Fuße folgen zu lassen, war, wie wir bereits wissen, von Marseille nach Schweden abgereist. Conte Barberini und dessen ehrenwerthe Schwester Margherita entsprachen mit Eifer und zärtlicher Sorgfalt dem von ihnen übernommenen Amte als Beschützer und Freunde der verwaist zurückgebliebenen armen Friederike. — Alle drei verließen unverzüglich Marseille; das nächste Ziel ihrer Reise war Nizza, dessen ausgezeichnet mildes, gesundes Clima und wundervolle Lage am Meere unweit der Mündung des Paglio zur Ueberwinterung zahllose Fremde und namentlich Brustkranke aus allen Himmelsstrichen der Erde herbeilockt.

Nizza, der Sitz eines Bischofs und seit 1860 der Hauptort des neuen Departements des Alpes-Maritimes, zählt gegen 50.000 Einwohner. Sein naturhistorisches Museum, sowie seine Bibliothek von 300.000 Bänden sind sehr bemerkenswerth, zumal Nizza keine eigentlichen anderen monumentalen Werke besitzt, obgleich die Stadt im Ganzen und namentlich das Fremdenviertel, nämlich die Vorstadt de la Croix-de-Marbre, gut gebaut ist.

In Nizza selbst konnte ob Friederiken's Zustand und der Möglichkeit, hier täglich auf Bekannte des Grafen Roosval zu stoßen, ein längerer Aufenthalt nicht genommen werden. — Conte Barberini setzte daher seine beiden Reisebegleiterinnen im „Hotel de France" am Quai Massena ab, und machte sich unverzüglich nach der Umgebung auf, um irgend eine abseits gelegene Villa zu miethen, wo man in tiefster Zurückgezogenheit und völliger Abgeschlossenheit von der Außenwelt den Augenblick der Entbindung Friederiken's erwarten wollte.

Signor Barberini und das Fräulein von Roosval benützten die zwei Tage der Abwesenheit ihres liebenswürdigen Major-Domus, um die schönsten Puncte der Umgebung von Nizza zu besichtigen.

Vor Allem erstiegen sie die Plattform der Trümmer des alten, 1596 geschleiften, 93 Meter über den Hafen gelegenen Schlosses. Diese Plattform erstreckt sich vom Leuchtthurme des eine Stunde von Nizza entfernten Städtchens Ville-Franche bis zu den Ufern von Antibes und den Montagnes de l'Esterel, wie die Ausläufer der Seealpen heißen. Die Aussicht, welche man hier genießt, umfaßt nach Süden das prächtige Hafenbecken von Nizza, die mit Villen, Oliven- und Orangenbäumen bedeckten grünen Hügel, und die weitausgedehnte Meeresansicht bis zu den im azurnen Blau halbverschwimmenden Bergen von Corsica. Nach den anderen Seiten und im Hintergrunde gewahrt man den kahlen Gipfel des Monte-Chauve und die runden Bergrücken der Montes-Ciménéens, mit den auch im Hochsommer schneeigen Alpen abschließend.

Schon nach zwei Tagen kehrte Conte Barberini von seiner Entdeckungsreise zurück. Unweit Beaulieu, welches nur zwei Stunden von Nizza liegt, hatte er inmitten eines köstlichen und weltberühmten Gehölzes von Oliven-, Johannisbrod-, Mastixbäumen und Eichen ein reizendes und zufällig miethfreies Landhaus entdeckt, das allen gewünschten Bedingungen vollkommen entsprach.

Barberini machte von dem entdeckten Asyle derart überschweng-

liche Schilderungen, daß seine beiden Damen sofort dahin aufbrachen. — Und sie fanden sich in ihren Erwartungen nicht getäuscht, vielmehr noch überboten. — Uebrigens war der Aufbruch von Nizza unter solchen Vorsichtsmaßregeln geschehen, daß es sehr schwer gehalten haben würde, die Spur unseres Kleeblattes aufzufinden, denn man mußte sogar auf die Eventualität gefaßt sein, daß Graf Roosval vielleicht denn doch seinen Aufenthalt in der Heimat abkürzen könnte, um in die Arme seines so zärtlich geliebten, einzigen Kindes zu eilen. Es kamen und gingen daher alle Correspondenzen welch' immer Art durch eine bevollmächtigte Vertrauensperson in Nizza, und war der briefliche Verkehr zwischen der Villa bei Beaulieu und der gedachten Stadt derart eingerichtet worden, daß jede namhafte Verzögerung vermieden blieb.

Den beiden Damen, welche miteinander wahre, innige Freundschaft geschlossen hatten, wurde die Zeit durchaus nicht lange. Gab es doch stets neuen Stoff, über Vergangenheit und Zukunft zu sprechen. Endlich mußte ja auch für den jungen Weltbürger in spe die Ausstattung an Wäsche in aller Stille besorgt werden, ein Geschäft, das eine junge Mutter nicht gerne fremden Händen ganz und gar anvertraut.

Dem Conte Barberini hingegen, gewohnt sich stets in der großen, geräuschvollen Welt zu bewegen, wurde alsbald die Stille und Einsamkeit dieses Versteckes zum Ueberdruß; er langte daher nach der Jagdflinte, kaufte einen prächtigen Vorstehhund und streifte nun fleißig durch „Klein-Afrika," wie das hinter Beaulieu gelegene Felsengebirge Baux-Roux wegen der dort herrschenden, durch den Reflex der Sonnenstrahlen erzeugten Hitze genannt wird.

Eines Morgens hatte der Bote die letzten Briefe und Zeitungen aus der Stadt in dem Augenblicke überbracht, wo Conte Barberini bereits die Jagdflinte auf dem Rücken hatte, um sich, wie fast täglich, nach „Klein-Afrika" zu begeben. Da er heute mit Zuversicht hoffte, daß es ihm nach acht Tagen gelingen werde, einen wilden Ziegenbock, der bisher aller seiner nimrod'schen Bestrebungen gespottet, endlich vor den Schuß zu bekommen, so würdigte er die erhaltenen Briefe und Zeitschriften keiner eingehenden Aufmerksamkeit; er durchflog selbe blos. Nachdem er die Briefe in eine der Laden seines Schreibtisches gestreift und denselben abgesperrt hatte, entfernte er sich, von Hector begleitet, der mit lautem Gebell vor ihm lustig einhersprang.

Signora Margherita fühlte sich an diesem Tage sehr unwohl, so daß sie das Bett hüten mußte. Friederike, voll zarter Besorgniß

und Aufmerksamkeit für ihre liebevolle, mütterliche Freundin, beschloß für heute alle ihre Arbeiten zu unterlassen und statt dessen die theure Patientin durch Lectüre zu zerstreuen. Sie verfügte sich daher nach dem Zimmer des Conte, wo sich auch die kleine Bibliothek unserer drei Eremiten befand.

„Ah charmant!“ rief die Comtesse aus, als sie einen ganzen Stoß neuer Tagesblätter und illustrirter Wochenjournale in der schönsten Unordnung auf dem Tische des abwesenden Barberini gewahrte, „die Post ist also schon angekommen. Ei, ei! wie unartig von ihm, uns nicht einmal davon zu avisiren! Aber bei Gott, dieser erpichte Jäger kömmt uns noch ganz von Sinnen, wenn er nicht bald seinen Bock schießt. Sein Eifer wirkt in dieser Beziehung beinahe komisch. Er sieht es bereits für eine Ehrenbeleidigung an, daß das arme Thier sich schlauer anstellt, als er!“

Während dieses kurzen Selbstgespräches hatte Friederike die Zeitungen etwas gesichtet und geordnet. Als sie das letzte Blatt vom Tische wegnahm, lag darunter ein geöffneter Brief. Die weibliche Neugierde regte sich in ihr, aber sogleich bekam bessere Einsicht wieder das Uebergewicht.

„Nein, nein,“ sagte sie zu sich selbst, „Briefe, welche uns nicht gehören, aus bloßem Vorwitz zu lesen, ist eine Gemeinheit. Offenbar hat unser wackerer Freund diese Zeilen nur in der Hast, in welcher ich ihn mit Hector um die Wette aus dem Hause stürzen sah, hier vergessen. Ich will jedoch, damit die Dienerschaft keine Indiscretion begehen kann, das Schreiben in diese offene Lade legen und den Schlüssel, der daran steckt, bis zu seiner Rückkehr an mich nehmen.“

Mit diesem schönen Vorsatze war es der guten Comtesse auch vollkommen Ernst. Aber plötzlich fuhr sie, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, zusammen. Von erster Jugend auf an eine fast pedantische Ordnung gewöhnt, wollte sie das zerknitterte Schreiben etwas glätten und so zusammenfalten, wie es ursprünglich gewesen. Ganz unabsichtlich hatte dabei ihr scharfes Auge einen einzigen Blick auf die Zeilen geworfen — nun war es aber um ihren früheren guten Vorsatz, ja um ihre Fassung geschehen; sie glaubte in dem italienisch geschriebenen Briefe die Worte gelesen zu haben: „Isidoro Goldstern, condannato dal Tribunale segreto alla morte, venne sepolto vivo (Isidor Goldstern, vom geheimen Gerichte zum Tode verurtheilt, wurde lebendig begraben).“ — Diese entsetzlichen Worte machten ihr Blut zu Eis erstarren. Jetzt mußte sie Näheres, ja Alles wissen. — So sehr sie sich bisher Mühe gegeben,

den heuchlerischen Verführer zu verachten, ja zu hassen, die Neigung ihres Herzens war dennoch nur künstlich unterdrückt. Konnte auch ein sonst so sittenstrenges, charakterfestes und ungeachtet ihres Falles doch noch so ehrenhaftes Wesen, gleich Friederiken, anders als ewig lieben, was sie einmal liebte, was sie wie Isidor geliebt hatte?

Ihre Hände bebten, als sie den ziemlich lakonisch abgefaßten Brief Del Lucca's durchflog, worin dieser seinem Freunde und Bundesgenossen Barberini mittheilte, wann, warum und wo der junge Goldstern vom Rathe des Orsinibundes justificirt wurde. — Das Schreiben schloß mit dem kühlen Bedauern, daß es unmöglich war, gegenüber der gerechten Erbitterung der „guten Vettern" der Fürbitte Garibaldi's um Gnade für den Verräther Folge zu leisten, und daß er (Barberini) nunmehr den General hiervon in schonenden Ausdrücken verständigen wolle.

Offenbar hatte Barberini den Brief nur geöffnet, aber nicht gelesen, und in seiner Zerstreuung und Jagdwuth unversehens zwischen die Journale geschoben, sonst würde er gewiß diese in mehr als einer Beziehung gefährlichen Zeilen nicht so unachtsam behandelt haben.

Friederike fiel todtenbleich und ganz vernichtet in den Fauteuil, welcher vor dem Schreibtische stand. Sie preßte einige Minuten lang ihre schöne, weiße Stirne krampfhaft mit beiden Händen. Das Bewußtsein drohte ihr zu schwinden; aber mit jenem energischen Willen, der dem Weibe des Nordens eigen ist und den sie im hohen Grade von ihrem edlen Vater ererbt hatte, hielt sie trotz der Schwäche und Erschütterung ihres ganzen Nervensystems eine Ohnmacht von sich ferne.

Mit übernatürlicher Anstrengung langte sie endlich abermals nach dem verhängnißvollen Briefe, den sie nun mit lallender Zunge halblaut sich selbst vorlas. Sie bedurfte der Controle ihrer Gehörsorgane, um wirklich zu glauben, was ihren von Thränen getrübten Augen aus den schrecklichen Zeilen entgegenflimmerte.

„Sollte es zu spät sein?!" schrie sie endlich laut auf und erhob sich mit beinahe wilder Energie vom Stuhle, „nein, nein — es kann, es darf nicht zu spät sein!"

Sie suchte ihre Sinne vollends zu sammeln, um den Datum des heutigen Tages mit dem des Briefes zu vergleichen.

„Ja, ja, so ist es," keuchte sie mühsam aus tief beklommener Brust, „der Brief ist erst gestern Früh von Tortona abgegangen; kein Zweifel, er wurde geschrieben, gleich nachdem man ihn — entsetzliches Wort —

lebendig begraben hatte. Wenn ich Alles aufbiete, was in der Macht eines Menschen steht, kann ich noch heute Nachts in Tortona sein. Alle Angaben lauten so genau, daß ich dort nicht irren, nicht im Zweifel sein kann, wo der Sarg mit ihm sich befindet. Er wird wohl noch am Leben sein!? Doch wozu diese Frage — ich muß auf jede Gefahr hin den Versuch wagen, ihn zu retten; das bin ich dem Vater des Kindes schuldig, das sich unter meinem Herzen regt."

Friederike eilte in ihr Zimmer und packte hastig ihren ganzen sehr werthvollen Schmuck, sowie die bedeutende Summe Baargeld zusammen, welche ihr Graf Roosval zur Verfügung gestellt hatte. — Dann begab sie sich zu Signora Barberini, welche bei ihrem Eintritte einen Laut des Schreckens ausstieß, so geisterbleich, ja fürchterlich sah Friederike aus.

„Auch ich muß mich zu Bette begeben," hauchte die Comtesse, „aber ich hoffe, daß mir bald wohler sein wird. Ich wünsche ein paar Stunden ganz ungestört auf meinem Zimmer zu verbleiben. Wenn ich etwas benöthige, liebe Jeanette, werde ich klingeln."

Letztere Verständigung galt der gemeinsamen Zofe der beiden Damen. — Trotz aller Einwendungen der Signora Barberini blieb Friederike fest dabei, daß Jeanette bei der Kranken bleibe und nur auf das Zeichen mit der Klingel nach dem anstoßenden Zimmer, wo die Comtesse schlief, sich begeben solle.

Friederike entfernte sich dann und verursachte in ihrem Zimmer ein Geräusch, welches darauf schließen ließ, daß sie sich wirklich zu Bette begeben habe. — Wenige Minuten später schlich sich jedoch die Comtesse behutsam über die Stiege in den Garten hinab, zu dessen rückwärtiger Pforte, durch welche auch der Nimrod Barberini stets aus- und einzugehen pflegte, sie einen Schlüssel besaß. Der Zufall begünstigte ihr Vorhaben. Von dem ganzen Dienerpersonale, welches außer der Zofe Jeanette nur aus einer Köchin, einem Gärtner und einem alten vertrauten Diener der Conte bestand, hatte Niemand ihre Entfernung bemerkt.

Als sie den Garten hinter sich hatte, schlug sie den kürzesten Weg nach dem nur eine kleine halbe Stunde entfernten Städtchen Beaulieu ein; auch hier zeigten sich die Umstände ihrem Vorhaben gewogen. Noch bevor sie das Städtchen betrat, stieß sie auf einen leer daherfahrenden Vetturino (Lohnkutscher), dessen Kutsche geschlossen war. Friederike versprach dem Manne fünf Marenghi (hundert Francs), falls er sie noch rechtzeitig, nämlich beiläufig in acht Stunden bis nach Cuneo, damals der

nächsten Eisenbahnstation von Nizza, um nach Tortona zu gelangen, bringen würde.

Der Vetturino, dessen Pferde nicht nur gut, sondern auch wohl ausgerastet waren, sagte unbedenklich zu, und er hielt Wort. Punct vier Uhr Nachmittags brauste die Comtesse mit dem Zuge nach Alessandria weiter; um zehn Uhr Abends durfte sie hoffen, das Ziel ihrer Reise, nämlich Tortona zu erreichen.

Noch bevor Friederike in Cuneo eintraf, war ihre Entfernung aus der Villa entdeckt worden. Die unheimliche Ruhe in ihrem Zimmer hatte gegen Mittag Jeanette veranlaßt, ungeachtet des Gebotes erst auf das Zeichen mit der Klingel einzutreten, nach der Comtesse zu sehen. Als die Zofe das Zimmer leer fand, eilte sie nach dem geräumigen Garten, wo sie alle ihr bekannten Lieblingsplätzchen des Fräuleins aufsuchte; natürlich vergebens. Nun alarmirte Jeanette das ganze Haus, Der Gärtner und der Diener wurden entsendet, um in der Umgegend nachzusehen; aber erst gegen Nachmittag kehrte der erstere Bote mit der Nachricht zurück, daß eine, der Beschreibung nach der Comtesse ähnliche Dame mitten auf der Landstraße den in der Gegend wohlbekannten Vetturino Bernardo gemiethet und der Wagen die Richtung nach Sospello eingeschlagen habe.

Signora Barbarini war natürlich ganz trostlos über diesen, ihr völlig unerklärlichen Vorfall, und sie zürnte in ihrer Hilflosigkeit und ihrer Verlassenheit ganz ernstlich ihrem Bruder, der endlich nach Sonnenuntergang mit triumphirender Miene, den jungen, glücklich erlegten Ziegenbock über die Schulter geworfen, nach Hause zurückkehrte.

Seine Verzweiflung, seine Wuth, als er das Vorgefallene vernahm, war unbeschreiblich. Er warf den Ziegenbock zur Erde und zerstampfte die unschuldige Ursache seines langen Ausbleibens mit den Füßen; dann legte er bei allen Heiligen im Himmel und allen möglichen Teufeln der Hölle den feierlichen Schwur ab, nie, nie mehr in seinem ganzen Leben auf die Jagd zu gehen. Als er auf diese Weise seinem südlichen Naturell naturgemäß Lauf gelassen, wurde er etwas ruhiger, und überlegte eine Weile, was zu thun. — Es war für ihn kein Leichtes, zu einem richtigen Entschlusse zu gelangen, denn, wie Friederike vermuthet hatte, kannte er gar nicht den Inhalt des verhängnißvollen Briefes. Er besaß nämlich die, in diesem Falle sich als übel bewährende Gewohnheit, daß er alle Briefe, die er auf einmal bekam, auch auf einmal öffnete, und dann erst der Reihe nach durchlas. Hierbei mußte es geschehen sein, daß Del

Lucca's Schreiben unter die Journale gerieth, welche er in seiner Jagdlust gar keiner Beachtung gewidmet hatte.

Dem Conte fehlte daher jeder Anhaltspunct zu sachdienlichen Vermuthungen. Er durfte jedoch die Hände nicht unthätig in den Schooß legen. — So dürftig auch die Anhaltspuncte waren, welche der Gärtner und der Diener zu berichten wußten, konnten selbe dennoch, wenn der Zufall halbwegs günstig lächelte, auf die richtige Spur der Entflohenen führen. Signora Barbarini ließ es sich nicht nehmen, ihren Bruder, der sofort abzureisen beschloß, das Geleite zu geben. Der Schreck hatte auf sie eine wunderbare Wirkung ausgeübt. Ihre Gicht und Migräne waren wie weggezaubert, und noch vor Mitternacht rollte sie an der Seite des natürlich tief verstimmten Conte auf der Straße nach Cuneo dahin. Da der Vetturino, dessen Friederike sich bedient hatte, eine in der ganzen Provinz wohlbekannte Persönlichkeit war, so kostete es durch Nachfragen in den Herbergen längst der Poststraße wenig Mühe, die Spur bis Cuneo aufzufinden. Hier begannen aber die Schwierigkeiten. — Zum Glücke wußte sich aber der Cassier des Bahnhofes in Cuneo genau zu erinnern, daß eine junge, elegante Dame, deren Beschreibung nur auf die Comtesse Roosval passen konnte, eine directe Fahrkarte bis Tortona genommen hatte.

Nun ging dem Conte Barberini ein ganzes Firmament von Lichtern auf; er glaubte jetzt Alles errathen zu können. Vor etwa vierzehn Tagen hatte er ein Schreiben Garibaldi's an Del Lucca vermittelt, worin an Letzteren die dringende Bitte gestellt wurde, gegen den jungen Goldstern, falls man seiner durch List habhaft würde, nicht zu dem Aeußersten zu schreiten, sondern sich damit zu begnügen, den Verräther unschädlich zu machen, ohne sein Leben zu gefährden. Diese Bitte hatte der General im Namen des Banquier Goldstern gestellt, der sich zur Stunde im Geheimen wieder auf Caprera befand, und dessen gutes Herz den Gedanken nicht ertragen konnte, daß Isidor seine Verbrechen mit dem Tode büßen sollte.

Barberini zog seine Schwester zur Seite und flüsterte ihr in's Ohr:

„Jetzt erinnere ich mich, daß einer der heute Morgens erhaltenen Briefe den Poststempel Tortona trug, und die Adresse von Del Lucca's Hand geschrieben war. Oh ich leichtsinniger alter Narr! — Gewiß stand in dem Briefe eine schlimme Nachricht über den jungen Goldstern und die Comtesse ist nach Tortona geeilt, um den Vater

ihres Kindes zu retten, oder doch zu warnen. Va bene! Ist sie wirklich dort, weiß ich sie schon zu finden. Mit Hilfe Zerlotti's, unseres Bundesgenossen in Tortona, erfahren wir Alles. Also auf nach Tortona."

Die Geschwister Barberini mußten jedoch ihre brennende Ungeduld zügeln, denn der nächste Zug ging erst in drei Stunden ab, und vor Abends durften sie nicht hoffen, am so sehr ersehnten Ziele ihrer Reise anzukommeu.

Wir wollen nun nachsehen, wie es der Comtesse erging, welche zur Stunde, wo die beiden Barberini erst in Cuneo anlangten, bereits längst Tortona erreicht hatte.

Es war gegen eilf Uhr Nachts, als sie in der letztgenannten Stadt den Bahnhof verließ. — Schon während der Fahrt hatte sie von einer mitreisenden Dame, welche gleichfalls in Tortona abstieg und in dieser Stadt als Einheimische sehr wohl Bescheid wußte, alle ihr über die localen Verhältnisse nothwendigen Erkundigungen eingezogen. Fräulein von Roosvol war daher keinen Augenblick im Zweifel, welche Richtung sie einschlagen mußte, um ungeachtet der ziemlich finsteren Nacht den kürzesten Weg nach dem Friedhofe zu wählen. Furcht war der Tochter eines Grafen von Roosval ein gänzlich unbekanntes Gefühl. Zudem trug sie einen kleinen Revolver bei sich; in der Handhabung von Schießwaffen besaß sie schon von Jugend auf eine große Meisterschaft. Das schwierige Kunststück: auf fünfzehn Schritt Distanz mit der Pistole aus freier Hand auf die Scheibe jeden beliebigen Buchstaben „einzuschießen," mißlang ihr niemals.

Wie die meisten italienischen Friedhöfe, war auch jener von Tortona stets unversperrt. — Festen Schrittes, aber vor Aufregung pochenden Herzens betrat das muthige Mädchen die stille Behausung der Todten. — Nichts rührte und regte sich. — Ohne sich zu besinnen, oder in ihrem raschen Dahinschreiten auch nur eine Secunde lang innehalten, nahm sie die Richtung nach der schönen Marmarcapelle, welche ihr in der Mitte des Friedhofes entgegenschimmerte.

Auch die Capelle, welche im Innern etwa zehn Schritte im Gevierte mißt, war unversperrt, die Thüre jedoch zugelehnt. Friederike trat ein, und ließ die schweren Eichenpfosten wieder hinter sich geräuschlos in das Schloß fallen. Nun zündete sie eine kleine Blendlaterne an und hielt in der Capelle Umschau.

„Hier muß es sein," murmelte sie vor sich hin; „hier an dieser

Stelle zur Rechten des Altars; ja hier auf diesem Getäfel ist in Reliefs aus Metall die Gestalt des heiligen Antonius von Padua abgebildet. Del Lucca hat, Gott sei Dank, in seinem Briefe angedeutet, was zu thun, damit dieses Getäfel gleich einer Thüre sich öffne."

Während der letzten Worte drückte Friederike zuerst an dem rechten metallenen Auge des Heiligen, dann an einem glitzernden Knopfe von dessen Leibgürtel und zuletzt an dem mittelsten, der sein Haupt umschimmernden Sterne. Bei jedem Druck vernahm sie das Schnalzen einer Feder und nach dem letzten drehte sich das Getäfel wie eine Thüre nach innen. — Die Comtesse ließ die drei erwähnten Schloßfedern wieder einschnappen, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß deren Behandlung von innen ganz analog sei, wie von außen.

Eine schmale, steil und tief nach abwärts führende Stiege gähnte ihr entgegen. Ohne zu zögern trat sie die Wanderung nach unten an. Die Luft wurde kälter, feuchter, ja modrig, je tiefer sie nach abwärts schritt. Friederike zählte drei und fünfzig Stufen. Sie befand sich also beiläufig so tief unter der Oberfläche der Erde, als ein gewöhnliches zweistöckiges Haus hoch ist.

Am Ende der Treppe befand sie sich in einer hochgewölbten Rundelle von drei Klafter Durchmesser; ein ziemlich breiter Gang mündete hier ein. Das Fräulein schlug ohne Furcht und Besinnen diese einzige Richtung, welche nach dem von ihr gewünschten Ziele führen konnte, ein; zuvor versicherte sie sich aber, daß sie das Päckchen Wachskerzen, welches sie schon von zu Hause mitgenommen, nicht etwa verloren habe. So muthig sie auch war, graute ihr doch unwillkürlich vor dem Gedanken, in dieser unbekannten und unheimlichen Unterwelt ohne Licht umherirren zu müssen. — Als sie hierüber vollkommen beruhigt war, schritt sie ohne Aufenthalt weiter. — Sie zählte bei sich die Schritte, die sie zurücklegte; sie hatte deren bereits mehr als tausend gethan, als sie das dumpfe Geräusch von schweren Lastwägen über sich vernahm. Nach der Richtung und Entfernung ihres bisherigen Weges mußte die Comtesse in dem Innern der Stadt sich befinden. Und so war es auch. Sie befand sich an jener Stelle, wo sie im raschen Gehen zum ersten Male innehielt, um etwas Athem zu schöpfen, gerade unter dem großen Marktplatze von Tortona, auf welchem auch Zerlotti's Haus stand. — Der Gang erweiterte sich von hier aus zu einem weiten Raume, dessen hochgewölbte Decke durch massive Säulen gestützt wurde.

Friederike war einen Augenblick unschlüssig, was nun zu be-

ginnen, denn nach rechts und links zweigten an vielen Stellen Seitengänge ab. Sie beschloß vorerst, jeden dieser Gänge nur auf eine kurze Strecke zu besichtigen, und stets wieder in die unterirdische Haupthalle zurückzukehren, um die richtige Orientirung beizubehalten.

Hiermit verlor die Comtesse wohl ein halbes Stündchen Zeit. Ihre Kräfte begannen zu schwinden. Sie hatte seit dem gestrigen Frühstücke in der Villa noch keinen Bissen Nahrung zu sich genommen, obwohl sie Zwieback und ein Fläschchen Rhum mit sich führte; in ihrer ungeheueren inneren Aufregung hatte sie auf ihren hoffenden Zustand und aller leiblichen Bedürfnisse ganz und gar vergessen. — Erschöpft und rathlos starrte das arme Wesen vor sich; der Muth drohte ihr zu schwinden.

Da fiel ihr bei, daß Del Lucca's Brief auch eine, ihr bisher nicht ganz klare Bedeutung erhielt. Jetzt aber, wo sie mit diesen schrecklichen Räumen schon so ziemlich vertraut war, wußte sie vielleicht eine sachdienliche Deutung zu finden. Mit zitternder Hand zog sie das gedachte Schreiben aus der Tasche und las bei dem schwachen Scheine ihrer Blendlaterne folgendes Postscriptum:

„Der seinerzeitigen Ausfolgung der Leiche an die Familie steht nichts im Wege. Zerlotti ist ermächtigt, den Inhalt des Sarges, der in dem fünften Seitengewölbe, von der Stadt aus gerechnet, steht, durch den bewußten Gang und die Capelle zur Nachtszeit auf den Friedhof schaffen zu lassen. Niemand als wir Eingeweihte wird wissen, wie die Leiche dahin gelangt ist."

Die Comtesse schlug nun von der Richtung aus, in welcher sie vom Friedhofe hierher gekommen war, nach links den fünften Seitengang ein. — Nachdem sie ein paar hundert Schritte zurückgelegt hatte, stieß ihr Fuß plötzlich ziemlich unsanft an einen harten Gegenstand, und beinahe wäre sie darüber der ganzen Länge nach hingestürzt.

Sie stieß einen lauten Schrei aus. Sie war am Ziel. Ein Sarg, von dessen Deckel ein Todtengerippe aus Silber ihr entgegengrinste, stand vor ihr.

„Isidor, Isidor!" rief Friederike mit markerschütternder Stimme. „Isidor! lebst Du noch? Hilfe ist da; Friederike, Deine Friederike rettet Dich!"

Ein dumpfes, gurgelndes Stöhnen wurde hörbar.

„Ja, er lebt, er lebt!" kreischte die Comtesse und stürzte in die Kniee.

„Dank, Dank, Dir Allmächtiger!" betete sie mit hochaufgehobenen Händen, „Dank, daß Du mich mein Werk gelingen läßt."

„Geduld, Isidor, nur eine kleine Geduld!" tröstete dann das edle Mädchen unter Thränen lächelnd, „in wenigen Minuten soll Dir Leben und Freiheit wiedergegeben werden."

Friederike untersuchte, indem sie diese Worte sprach, die Art und Weise, auf welche der Sarg verschlossen war. Zu ihrer Befriedigung gewahrte sie, daß der Deckel weder angenagelt, noch angeschraubt sei, sondern an dem unteren Theile nur mittelst Arben festgehalten wurde, welche von innen zwar selbst dem Herkules in Person Widerstand geleistet hätten, von außen aber auch von einem schwachen Kinde aufgestülpt werden konnten.

In wenigen Secunden hatte die Comtesse das leichte Hinderniß beseitigt und den Sargdeckel weggerissen.

Ein Schrei des Entsetzens entrang sich ihrer Brust. — Der junge Goldstern, der gerade dreimal vierundzwanzig Stunden in seinem schrecklichen Gefängnisse zugebracht hatte, glich bereits einer Leiche. Sein Antlitz war erdfahl und tief eingefallen, sein Auge beinahe erloschen, aber einen fast noch grauenhafteren Anblick boten seine blutigen Hände, welche er in der Verzweiflung und von des Hungers gräßlichsten Qualen gefoltert, mit seinen eigenen Zähnen zu zerfleischen begonnen hatte.

Als er Friederike neben dem Sarge knieend erblickte, glaubte er eine Gestalt aus dem Jenseits vor sich zu sehen. Sein Geist war derart zerrüttet, seine physische Kraft derart herabgestimmt, daß er seine Lebensretterin gar nicht erkannte. Nur das eine — nämlich, daß die Bande seines entsetzlichen Kerkers gesprengt seien, schimmerte so ziemlich deutlich vor seinen umnachteten Sinnen; aber er vermochte nicht zu unterscheiden, ob der Tod ihm Erlösung gebracht habe, oder ob seine Rettung auf natürliche Weise geschah und er sich noch unter den Lebenden befinde.

Friederike, welche das Chaos seiner wirren Vorstellungen aus seinen verzerrten Zügen errieth, begriff, was ihm am ersten Noth thue. Sie tröpfelte dem halb Bewußtlosen etwas Rhum auf die Lippen. Mit Gier schlürfte Isidor diese Labung, dann schloß er aus Schwäche die Augen, dabei aber einen tiefen Seufzer ausstoßend. — Die Comtesse sah ein, daß der im wahren Sinne des Wortes fast zu Tod gequälte junge Mann vor Allem der Ruhe und einer pausenweise beigebrachten Stärkung bedürfe. — Resignirt ließ sich daher das edle, aufopferungsfähige Wesen an der Seite ihres Verführers nieder und befeuchtete von Zeit zu Zeit des Schläfers Lippen und Zunge mit dem Labetrunk. Nach zwei bis drei Stunden wagte sie es endlich, auch etwas zu Brei zerweichten

Zwiebak zwischen seine Zähne zu schieben. — Mechanisch schluckte Isidor diese Atzung hinab, ohne jedoch aus seiner Betäubung zu erwachen; offenbar hatte sich seiner ein gesunder, tiefer Schlaf bemächtigt, denn die Respiration seiner Lungen wurde immer kräftiger und voller.

Auf diese Weise verstrichen wohl an sechs Stunden, eine ewig lange Zeit für die edle Friederike, welche auf jeden Athemzug Isidor's lauschte. — Um in ihrer Erschöpfung nicht einzuschlafen, erhob sich das Fräulein von Zeit zu Zeit, um etwas auf- und abzugehen. — Bei solcher Gelegenheit entdeckte sie zu ihrer großen Freude, daß in einer Ecke der Halle ein feiner Strahl ganz trinkbaren Wassers durchsikerte. Von Durst gequält sog sie gierig den unerwarteten Labetrunk; dann netzte sie ihr Sacktuch und kühlte damit die brennendheiße Stirne des Schläfers. Dieses Verfahren, von der sorgsamen Pflegerin öfters wiederholt, äußerte schließlich eine gute Wirkung. — Isidor kam allmälig zu vollem Bewußtsein, aber seine Glieder waren so steif, daß er sich unvermögend fühlte, sich emporzurichten, obwohl er begreiflicher Weise den lebhaften Wunsch hegte, sein grauenhaftes Marterbett zu verlassen.

Friederike faßte ihn daher an beiden Armen und wendete alle Kräfte an, um ihm das Aufstehen zu erleichtern. Endlich gelang es, aber in demselben Augenblicke, als Isidor's wankende Füsse den Boden berührten, stieß Friederike einen gellen, durchdringenden Schrei aus. Sie hatte bisher ihren „Zustand" vergessen.

„Mein Gott, mein Gott!" jammerte die Arme in die Kniee sinkend und sich vor Schmerzen krümmend, „mein Gott und Heiland! Mein Kind wird in diesen schrecklichen Räumen, am Fuße dieses Sarges geboren werden. Hilfe, Isidor, Hilfe, um Himmelswillen Hilfe!"

„Was soll ich thun?" lallte der junge Goldstern, welchem dieser unerwartete Zwischenfall neuerdings die Besinnung zu rauben drohte.

„Eile in die Stadt" hauchte Friederike; „hier ist Geld, viel Geld, aber eile, eile."

Mit diesen Worten reichte die Comtesse dem jungen Goldstern ihre Handtasche, welche viele Tausend Francs und einen sehr werthvollen Schmuck enthielt. — Dann deutete sie Isidor die Richtung an, welche er einzuschlagen hatte, um nach der Capelle auf dem Friedhofe und von dort in das Freie zu gelangen.

Der junge Goldstern nahm die Handtasche und die Blendlaterne

an sich. Friederike behielt für sich zwei Wachskerzen zurück, deren eine sie anzündete und in einer der Arben des Sarges befestigte.

„Eile, eile!" drängte die Arme auf dem Boden zusammengekauert. Die Schmerzen wurden immer heftiger.

Der junge Goldstern, der inzwischen den vollen Gebrauch seiner Glieder wieder erlangt hatte, und dessen Kräfte durch das Entsetzen, welches ihm dieser Ort einflößte, gestählt wurden, begab sich von dannen, so rasch ihn nur seine schlotternden Beine zu tragen vermochten.

Als er nach einer halbstündigen Wanderung die uns bekannte Capelle erreicht hatte, fielen durch die gothischen Fenster die Sonnenstrahlen voll und kräftig auf sein Antlitz. Ein unendliches Gefühl der Behaglichkeit beschlich ihn. Er löschte die Blendlaterne aus und verbarg selbe in einer Nische hinter dem Altare. — Den geheimen Zugang hatte er sorgfältig wieder in das Schloß geworfen.

Vorsichtig öffnete er nun die in das Freie führende Thüre der Capelle und lugte eine Weile hinaus. Kein lebendes Wesen war ringsum zu sehen. — Er trat in den Friedhof.

„Puh!" murmelte er vor sich hin, während ein kalter Schauder seinen Rücken überlief, „puh! Fällt mir nicht ein, nach jenem grauenvollen Orte zurückzukehren. — Der Zufall, der mich gerettet, wird auch für Friederike das seinige thun! Hm! wenn sie aber da unten zu Grunde geht?! Pah! was kann ich dafür? Man ist sich selbst der Nächste — am Ende sollte ich doch in der Stadt Hilfe suchen — nein, tausendmal nein — Zerlotti oder ein Anderer von der geheimen Vehme könnte mich sehen und man würde mich tödten — thut mir leid, sehr leid um Dich, meine liebe Friederike, aber, wie gesagt, meine eigene Sicherheit erheischt es, daß ich Tortona meide und so schnell als möglich diesen verfluchten Ort hinter mich bekomme. — Die Tasche ist ziemlich schwer — wie viel sie wohl enthalten mag?"

Während dieses, von der nichtswürdigsten Herzlosigkeit eingegebenen Selbstgespräches hatte der junge Goldstern bereits den Friedhof verlassen und wandelte in einer schönen schattigen Allee, welche, wie der Meilenzeiger besagte, nach Pavia führte, langsam dahin.

Nach einer kleinen Viertelstunde erreichte er eine kleine Straßenherberge. — Er ließ sich ein kleines Zimmer aufschließen und nahm etwas Speise und Trank zu sich. Dann begab er sich zur Ruhe. Er erwachte erst am folgenden Tage; er miethete eine Kutsche, um nach Vercelli zu gelangen, von wo aus er die Eisenbahn zu benützen gedachte, um über

Como nach der Schweiz zu gelangen. — Die Mittel, um seine frühere Lebensweise für einige Zeit wieder aufzunehmen, besaß er in Fülle, nämlich über 30.000 Francs in Baargeld und einen Schmuck, welcher den Werth dieser Summe noch weit überstieg. — Arme Friederike!

---

## IV.

## Ein Paar Schlüssel.

„Um 11 Uhr, 50 Kreuzer-Schluß für Wien!"

Diese den echten Lotterieschwestern stets so inhaltsschwere und vielbedeutende Ankündigung stand auch an einem Samstage des Herbstes 1860 in der am Salzgries in Wien befindlichen Collectur auf der schwarzen Tafel mit dicken, weithin lesbaren Buchstaben angekreidet.

Eine kleine, aber auserlesene Schaar von gewiegten Traumdeuterinnen und allzeit getreuen Kunden der wankelmüthigen Göttin Fortuna umstand das Brett mit den sogenannten „Reißzetteln," deren Coupons schon sehr stark gelichtet waren. — Diese „Reißzettel" sind nämlich solche Spielscheine zu 7 und 10 kr., welche die Lotto-Collectanten betreff des Absatzes auf eigenes Risico schon einige Tage vor der Ziehung ausfertigen. Die nichtverkauften Reißzettel bleiben sodann „liegen," das heißt der „Lotterist" spielt dann selbst damit. In der Regel bleibt aber einem practischen Collectanten auf einem halbwegs gangbaren Posten kein einziger solcher Zettel zurück, wenn er seine Kunden einigermaßen kennt und nach deren Geschmack die Zahlen-Cabala zusammenzustellen versteht.

Namentlich muß der Lotto-Collectant die Tagesgeschichte studiren, und selbe auszubeuten wissen. — Geschieht z. B. eine Mordthat, die recht viel von sich reden macht, oder es stirbt ein hoher Herr, oder es wird ein Prinz geboren u. dgl., so muß der Lotto-Collectant sogleich die einschlägigen Zahlen zu verwerthen wissen; namentlich stehen die sogenannten Hofnummern 1 und 90 in großem Ansehen, da der Zufall in der That bisher sehr häufig wollte, daß kurz nach schmerzlichen oder freudigen Ereignissen in der kaiserlichen Familie diese höchste und niedrigste Ziffer des ganzen Spielschemas gezogen wurde.

Diese und andere Merkwürdigkeiten des reinen Zufalls bestärken aber nur den unter so vielen Leuten stark verbreiteten albernen Glauben,

XIX.



„Er, er ist der Dieb!" kreischte Frau Wawerka, auf ihren Gemal deutend.

daß die Lottobeamten bei der Ziehung, wenn sie gerade wollen, „schon etwas machen können" und daß sie zeitweise Nummern, welche unfehlbar hätten kommen „müssen," absichtlich nicht „herausgelassen" haben.

Was glaubt aber nicht ein eingefleischter Lottospieler, wenn er sich in seine hirnlosen Combinationen einmal verrannt und die feste Ueberzeugung in sich aufgenommen hat, daß es wirklich ein Mysterium gebe, welches zum sicheren Gewinne führen könne. Und wie vieles Unglück über ganze Familien hat nicht diese Manie, dieses Suchen nach dem Stein der Weisen schon hervorgebracht, und wie vieles Unglück und Elend wird der aus leidigen Finanzrücksichten von staatswegen gehegte und gepflegte Spielteufel noch über unsere Mitbürger bringen! Können, ja dürfen einige Millionen Gefällsertrag je moralisch gerechtfertigt werden, angesichts des namenlosen Elendes, der Verdummung und der erschrecklichen Demoralisation, welche gerade unter den ärmeren Classen des Volkes durch das Laster des Lottospieles immer mehr und mehr, sagen wie es geradezu — bereits seuchenartig — um sich greifen.

An dem kleinem Publicum, welches vor der genannten Lotto-Collectur steht, finden wir hinlänglich Gelegenheit, unseren etwas derben Ausspruch zu erhärten. Lassen wir die markirtesten Persönlichkeiten dieser Gruppe etwas die Revue passiren.

Jenes kleine, ärmlich gekleidete alte Frauchen, das einen überdicken, dummdreist dareinblickenden Mops auf dem Arme trägt und wegen ihrer Kurzsichtigkeit beinahe die Nase auf dem Aushängebrette liegen hat, ist die Witwe eines Kanzelisten; sie bezieht eine kleine Pension monatlicher 17 Gulden und 50 Kreuzer, wovon sie aber mehr als die Hälfte regelmäßig in die Lotto-Collectur trägt, in der Frau Huber bis zu zehn Gulden Credit genießt, weil sie sonst eine sehr ehrliche und genügsame Person ist. Um ihrer Spielleidenschaft zu fröhnen, lebt sie das ganze Jahr nur von trockenem Brote und einer entsetzlichen Species von Caffee, der das berüchtigte sächsische Blümchengebräu an Cafeïnmangel noch um hundert Procent übertrifft. Fleisch genießt sie nur, wenn ihr dicker Azorl, der mit Abfällen aus dem Gasthause um drei Kreuzer per Tag für einen Hund ganz anständig versorgt wird, gerade nicht bei Appetit ist, denn sonst darf das „liebe Thierchen," außer dem Lotto ihre einzige Freude auf dieser Welt, um keinen einzigen Bissen verkürzt werden, bei Leibe nicht.

Hinter diesem alten Mütterchen steht eine dralle Köchin, einen großen Einkaufkorb am linken Arme tragend. — Sie ist erst seit kurzer Zeit in Wien, eine wahre „Einfalt vom Lande," von einem auffallend

offenen und ehrlichen Gepräge ihrer etwas harten Züge; sie ist bis jetzt noch ein braves Frauenzimmer und ihre innige Liebe zu ihren armen Eltern in der Heimat gibt ein schönes Zeugniß von ihrem guten Herzen. Sie sendet regelmäßig die Hälfte ihres Lohnes nach Hause und ihr ganzes Dichten und Sehnen geht dahin, dem „Voda" und der „Muada," die in einer baufälligen „Keuschen" (hölzernes Wohnhaus) im Mürzthale leben, eine Extrafreude zu bereiten. Diese seltene Kindesliebe hat ihr bisher auch einen „Amanten" ganz und gar entbehrlich gemacht. Und doch hat die Annamirl bereits des Teufels Handgeld genommen, nämlich schon zweimal einen Ambo gewonnen. Jetzt ist sie fest überzeugt, daß sie auch einen Terno machen müsse, und schon seit vierzehn Tagen wandert die zweite Hälfte ihres sauer verdienten Lohnes in die Collectur. Vorgestern hat sie den letzten Kreuzer ihres Geldes verspielt, aber heute Nacht träumten ihr drei Nummern, die in wenigen Stunden ganz gewiß herauskommen werden. Das Glück ihrer Eltern, ihr eigenes wäre gemacht, wenn sie 50 Kreuzer besäße — 2400 Gulden würden ihr morgen ausbezahlt werden. 2400 Gulden! Nach ihren Begriffen ist das eine enorme Summe, ein fabelhafter Reichthum, und in der That würde dieser kleine Betrag genügt haben, um ihre Eltern zu verhältnißmäßig reichen Leuten zu machen. Der Gedanke, ein so großes und gewisses Glück fahren zu lassen, wird ihr immer unerträglicher. Schon längst sollte Annamirl zu Hause sein und die Schelte der Frau ist ihr gewiß, aber sie vermag sich nicht von der Collectur zu trennen. „Um eilf Uhr 50 Kreuzer-Schluß für Wien!" Diese Zauberworte halten sie festgebannt. „Ja, wenn ich 50 Kreuzer hätte!" seufzt das Mädchen vor sich und Thränen des Schmerzes und des Unmuthes füllen ihre ehrlichen, wasserblauen Augen. — „Du hast sie ja," flüstert ihr der Dämon der Verführung ins Ohr, „Du hast sie, wenn Du willst; Deine Einkäufe betragen heute über sechs Gulden; rechne Deiner Frau um 50 Kreuzer mehr an und Dir ist geholfen." — „Pfui!" entgegnet Annamirl, „da betrüge ich ja und meine guten Eltern haben mich doch gelehrt, daß man sich nicht einmal eine werthlose Stecknadel aneignen darf, wenn man weiß, wer der Eigenthümer ist." — „Närrin!" tönt es in ihren Ohren, „wer sagt denn, daß Du Deine Frau betrügen sollst? Du leihest Dir heute nur die 50 Kreuzer aus; Du gewinnst ja ganz gewiß, und wenn auch nicht, nun, so bringst Du es vom nächsten Lohne wieder ein, indem Du weniger anrechnest. Also sei nicht kindisch und setze, setze Deine Nummern; die Zeit drängt; schnell, entschließe Dich!" Und Annamirl entschließt sich

wirklich — sie greift nach der Thürklinke — noch einmal warnt sie ihr guter Genius; sie zögert, sie wankt, sie will einen Anlauf nehmen und fort nach Hause stürzen, aber nein — 2400 Gulden! Dieser Gedanke umnebelt ihren Verstand, erstickt die Stimme ihres Gewissens. Ohne es wissen, wie? sieht sie sich plötzlich in der Collectur vor der Einschreiberin stehen. Mit fast tonloser und zitternder Stimme gibt sie ihre drei Nummern an; noch einmal fühlt sie das Verlangen, die Flucht zu ergreifen, denn ihre Hand sträubt sich, nach dem Gelde zu langen, welches nicht ihr gehört und dessen Verausgabung sie zu einer Lüge, der ersten Lüge in ihrem ganzen Leben, zwingen wird. Aber ihr Schicksal ist nun einmal besiegelt. Falsche Scham verhindert sie, der letzten Mahnung ihres Gewissens Gehör zu schenken; sie bezahlt, sie nimmt den Lottoschein an sich und geht. Aber deutlich fühlt sie es, daß sie den Laden anders verläßt, als sie ihn betreten hat, und die innere Stimme sagt ihr, daß in dieser Minute ihr ganzer Lebenslauf eine andere Wendung genommen habe, aber keine Wendung zum Besseren, sondern zu ihrem allmäligen Verderben, zu ihrem sicheren Untergange.

Neben der Pensionistin mit dem Hunde auf dem Arme steht ein Schusterbub. Ganz wider seine Gewohnheit blickt der sonst so ausgelassene Junge ernst darein; selbst der hinter dem Arme der alten Lotterieschwester herabhängende Schweif des fetten Azorl, welcher den kecken Nazzi unter anderen Umständen gewiß unwiderstehlich verlockt hätte, das Thier zu kneipen und zu zupfen, blieb merkwürdiger Weise völlig unbeachtet; der junge „Knieriem" brütet nämlich über eine kitzliche Idee, kitzlich im wahren Sinne des Wortes, weil, wenn er sie ausführt, sein Meister ihm zweifellos derb das Fell gerben wird. — Nazzi möchte nämlich zur heutigen Ziehung noch drei Nummern setzen. Das egyptische Traumbüchel, welches die Frau Meisterin von Früh Morgens bis spät in die Nacht nicht aus der Hand gibt, kennt der Bursche jedenfalls besser auswendig als den Katechismus; so weiß er denn heute als ganz gewiß, daß Nachmittag 11, 28 und 82 herauskommen müssen. Er brennt vor Begierde, diese Zahlen zu setzen, aber wie steht es um das Geld für den Einsatz? — Darüber ist jedoch Nazzi schon so ziemlich mit sich im Klaren. Gesetzt muß werden, denn eine so sichere Terne kann er doch nicht „auslassen!" Es handelt sich nur um die Modalitäten, unter welchen er die bei einer Kundschaft soeben für ein Paar „Absätze" eincassirten 50 Kreuzer veruntreuen soll. Es gibt nur zwei Wege, nämlich entweder die geschehene Eincassirung zu läugnen, oder das Geld als

unterwegs verloren anzugeben. Nach kurzer Ueberlegung entschließt er sich zu letzterer Ausrede. Es wird zwar fürchterliche Hiebe setzen und sein Haarwuchs wird hinsichtlich seiner soliden Verbindung mit der Kopfhaut eine harte Probe zu bestehen haben, aber — calculirt der schlaue Nazzi — auf diese Weise bleibt wenigstens meine Ehre rein, während das Verläugnen des Geldes schon heute Abends, wenn Herr von Köchelmaier mit dem „Masta" im Wirthshaus zusammenkommt, entdeckt werden würde. So kann man mich aber nur einen leichtsinnigen, liederlichen Buben schelten, aber keinen schlechten Kerl.

Nach diesem Raisonnement betritt Nazzi die Collectur, und gibt mit sicherer, ja kecker Stimme seine drei Nummern an; den Resconto verbirgt er unter dem nächsten Hausthore sorgsam in einem seiner Schlappschuhe, in welchen er als Versteck seiner geheimen Gelder und Werthpapiere schon längst eine innere Naht aufgetrennt und darunter eine kleine Höhlung hergestellt hatte. — Wie wir sehen, ist der schlaue Nazzi durch das kleine Lotto auf dem besten Wege, ein großer Spitzbube zu werden.

Unter der etwa zehn Personen zählenden Gruppe fällt uns zunächst eine Frauensperson auf, welche an Dürftigkeit der äußeren Erscheinung, sowie an leidenschaftlichem Interesse beim Begaffen der „Reißzettel" mit der allen Pensionistin wetteifert. Es ist das Weib eines Arbeiters und trägt ein kleines, gleich ihr selbst in Noth und Elend stark verkümmertes Knäblein auf dem Arme. Die Gesichtszüge dieser Person, welche kaum dreißig Jahre zählen mag, sind ziemlich hübsch und regelmäßig, aber eingefallen, und ihr Teint spielt in das Aschgraue. Ihr struppiges, ungeordnetes Haar wird bereits durch zahlreiche Silberfäden melirt. Ueber dem linken Auge trägt sie eine blutrünstige Schramme und ihr halb entblößter Nacken weist eine Menge blauer Beulen auf. Von den Vorderzähnen fehlen ihr mehrere, die aber nicht etwa durch den Zahnarzt gezogen, sondern von ihrem Manne, dem sie auch die übrigen Merkmale ehelicher Zärtlichkeit zu danken hat, mit der Faust eingeschlagen wurden. Und doch ist ihr Gatte von Natur aus weder ein roher, noch ein zanksüchtiger Mensch, aber die Lottowuth seines Weibes hat ihn seit zwei Jahren zur Verzweiflung gebracht, und da die Wirthschaft immer mehr bergab ging, obwohl er jede Woche seinen Lohn redlich nach Hause trug und sich selbst für Weib und Kind alle Entbehrungen auferlegte, ist er endlich ein Branntweinsäufer geworden. Je größer aber das Elend im Hause wurde, um so fanatischer fuhr sein Weib zu spielen fort. Von Ziehung zu

Ziehung hofft sie auf eine Terne, dann, meint sie, kann Alles wieder gut werden. Und so hat sie denn heute das letzte Hemd ihres Mannes versetzt, um die letzten 50 Kreuzer zu wagen. Sie weiß, daß sie morgen, wenn der Abgang des letzten Wäschestückes entdeckt wird, eine fürchterliche Mißhandlung zu erdulden hat, aber — sie kann nicht anders, sie muß das letzte Mittel zur Rettung wagen. Wenn auch diese Hoffnung fehl ginge, was dann?! Nun, dann ist das arme, verblendete Weib zu einem schlimmen Schritte entschlossen. — Trotz aller Noth und Entbehrung war sie bisher ehrlich geblieben. Wenn Nachmittags drei Uhr Fortuna ihr nicht gelächelt hat, dann wird sie ihrem Manne entlaufen und den schimpflichen Anträgen eines alten, erbärmlichen Wüstlings, der sie schon seit Jahresfrist zu seiner Maitresse machen will, endlich Gehör geben. — —

Zum Schlusse wollen wir noch einer fünften Person, welche ein auffallend verstörtes, ja unheimliches Wesen zur Schau trägt, unsere Aufmerksamkeit widmen.

Es ist ein elegant gekleideter Mann von etlichen dreißig Jahren; aus seinem Antlitz spricht eine bedeutende Intelligenz, aber sein Auge lodert düster und sein Blick schweift unstät und irre umher. Man möchte beinahe glauben, der Mann leide an stillem Wahnsinn. Jedenfalls mag es furchtbar gähren und kochen in seinem Gehirne und seine krampfhaft bewegte Brust scheint nur mit Mühe einen Ausbruch wilder Verzweiflung zu fesseln. Wie wohl wäre ihm, wenn er laut stöhnen, seinem Schmerze und seiner Seelenangst beredten Ausdruck geben dürfte! Aber theils Furcht, theils ein schwacher Hoffnungsschimmer schließen ihm den Mund und kaum wagt er zu denken, was in ihm vorgeht. „Montag," spricht er zu sich, „ja, Montag wird meine Casse scontrirt und der Abgang von etlichen 20.000 Gulden muß dann entdeckt werden! Noch wäre ich zu retten, wenn heute das Glück mir endlich günstig ist! Habe ich aber auch Alles gethan, um Fortuna's Gunst mir zu erpressen? Nein — ich muß den letzten Kreuzer daran wagen; vielleicht wird dieses äußerste Opfer die harte Schicksalsgöttin rühren. Hm! wäre es vielleicht nicht besser, wenn ich die zweitausend Gulden, die ich heute Früh mir angeeignet habe, zur Flucht verwenden würde? Ich könnte in Amerika ein neues Leben beginnen, Schätze sammeln und Alles, Alles gut machen, was ich hier verbrochen; ich könnte von dort her für meine Frau und fünf Kinder sorgen, ja, ihnen eine glänzende Existenz begründen. Pah! Was sind zweitausend Gulden! Ich bin ein Pechvogel und darum va banque; Alles oder nichts!" — Nach diesen Worten schreitet der Ver-

blendete in die Collectur, wo er mit tiefen Bücklingen empfangen wird, denn er ist seit einem halben Jahre die beste Kundschaft des Geschäftes. Er setzt die ganzen zweitausend Gulden auf einige Ternen und fünfzehn Extrato. Ziemlich gefaßt verläßt er die Collectur und unternimmt dann eine Promenade nach dem nahen Donaucanale. — „So," höhnt er sich selbst zu, „so, mein theurer Freund, jetzt hast Du alle Brücken hinter Dir abgebrannt. Heute Nachmittags drei Uhr, wenn Du nicht das ganze veruntreute Geld gewinnst, steht Dir die Wahl frei, entweder in den Fluß zu springen, oder Dich selbst der Polizei zu stellen." — —

Zu den Personen, welche sich vor der Collectur in das Studium der mehrerwähnten „Reißzettel" vertieften, gesellte sich gegen halb elf Uhr auch eine ungemein beleibte Weibsperson, deren Aeußeres so auffallend, ja komisch war, daß alle Anwesenden unwillkürlich nach ihr blickten und sie einer kurzen Musterung unterzogen, wobei einige scharfe und bissige Bemerkungen laut wurden.

„Na, aus welcher Menagerie muß denn die ausgekommen sein?" rief einer der Umstehenden.

„Warum nicht gar," antwortete sogleich ein Anderer, „daß Sie sich nicht irren, sie hat sich nur von einem Trieb Bakonyer*) verlaufen."

„Keine Idee," bemerkte ein Dritter, „das weiß ich besser; sie ist von der Czaslauer Oper für's Kärntnerthor statt der Roll als Vortänzerin engagirt; wird die Furore machen mit ihrem schlanken Wuchs und ihrer schönen Haltung, und erst wenn sie ins Parterre die „Busserln" wirft. Brrr!"

Ein schallendes Gelächter erfolgte auf diesen etwas matten, aber von dem Sprecher mit drastischen Geberden begleiteten Witz.

Die Verspottete nahm jedoch von der erheiternden Wirkung, welche ihr Erscheinen hervorgebracht hatte, gar keine Notiz, sondern drängte sich bis an die Aushängetafel vor, um die Reißzettel zu mustern. Aber sie fand offenbar nicht, was sie suchte. Dann glitt ihr Blick über das schwarze Brett, auf welchem der Spielschluß mit 50 Kreuzer angekündigt war. Auch ihre Nummern, die sie vergebens auf den Reißzetteln gesucht hatte, mußten sehr gute sein, denn sie langte nach ihrer Börse, um den Einsatz von 50 Kreuzern daran zu wagen.

„O Jesus, o Jesus!" begann sie plötzlich zu jammern, als sie

---

*) Bakonyer, abgekürzte Bezeichnung für die schwer gemästeten Schweine, welche aus dem Bakonyer-Walde nach Wien gebracht werden.

bemerkte, daß ihre ganze Barschaft nur in 40 Kreuzern bestand, „warum hob' ich me nit mitnummen mehr Geld von zu Haus, warum hob' ich müssen trinken Früh so viel Pivu!"

„Na, wann's glauben, so leih' ich Ihnen halt einen „Fünfer"!" sagte einer der anwesenden Spaßvögel ganz ernsthaft.

„Ah, gen's me weg!" rief die Fremde ganz erfreut; „san's me das freundliche Leut' in Wien!"

„Da ist er," entgegnete der Juxbruder, aber statt eine Fünfgulden-Note aus der Tasche zu ziehen, setzte er den Daumen der rechten Hand an die Nase.

„Satrecene!" zürnte die Gefoppte, und in ihrer Muttersprache eine Flut von Schimpfworten ausstoßend, machte sie sich in der Richtung nach dem tiefen Graben davon.

„Sie, Sie — hören's!" rief ihr ein Junge nach, „geben's Acht, daß den „Fünfer" nicht verlieren und beim Wechseln recht herauskriegen!"

Das dicke Monstrum, durch dessen Aeußeres und Benehmen der Muthwillen der Bummler so sehr herausgefordert wurde, war Niemand Anderer, als die ehrenwerthe Frau Wawerka, welche sich erst seit vierundzwanzig Stunden in Wien befand und bei alten Bekannten in Simmering Unterstand genommen hatte. Mit ihrem kleinen Besitzthume in Czaslau war es bereits so ziemlich alle geworden; sie schlug jedoch Haus und Hof zu einem anständigen Preise los, so daß ihr noch etwa dreihundert Gulden baar verblieben. Mit diesem Gelde wollte sie in Wien unter ihren Landsleuten Wucher treiben, was ihr jedenfalls per Jahr 150 Percent abwerfen mußte, auch wenn sie bedeutend billiger und vorsichtiger arbeitete, als andere Geldverleiher. Es ist nämlich unglaublich, wie der arme Taglöhner von Woche zu Woche, wenn er einmal den Geldmäklern in die Hände fällt, bis auf das Blut ausgesogen wird. Zehn Kreuzer per Gulden und Woche ist die gewöhnliche Sündensteuer, welche die in Rede stehenden Vampyre von dem Arbeiter à conto des nächsten Wochenlohnes einheben. Dies ergibt also per Jahr für einen Gulden eine Verzinsung von 5 fl. 20 kr. oder 520 Percent!!!

Außerdem verfolgte Frau Wawerka durch ihre Reise nach Wien noch einen anderen Zweck. Sie wollte nämlich ihren Sohn Wenzel Cihulka, der ihr auf wiederholte Schreiben gar keine Antwort gegeben hatte, etwas in Contribution setzen, und zwar eine fixe Monatszulage von ihm in Gutem oder in Bösem erpressen. Der ehemalige Practikant Cihulka war inzwischen in Folge geheimer Protection bis zum

wirklichen Official mit 600 Gulden Gehalt und entsprechendem Quartiergeld avancirt.

Der Zorn der Frau Wawerka über den erduldeten Spott wich gar bald der traurigen Betrachtung, daß sie außer Stande sei, heute eine sichere Terne zu machen, und zwar nur aus Mangel elender zehn Kreuzer, während sie doch Geld genug in ihrer Truhe zu Simmering erliegen hatte. Selbst wenn sie einen Wagen nahm und nach Hause fuhr, kam sie zu spät. Aber setzen wollte und mußte sie. Sie beschloß ihr Umhängtuch in der nächsten Nähe zu versetzen, aber bei reiflicher Erwägung ging dies nicht an, denn die Nähte ihres Kleides waren ihr heute während des Gehens über den ganzen Rücken geplatzt, und sie hätte ohne das verhüllende Tuch befürchten müssen, von der Straßenjugend verfolgt, wenn nicht gar von der Polizei wegen unanständiger Kleidung aufgegriffen zu werden.

Da kam sie in dem tiefen Graben, unweit der hohen Brücke, an einem Schlosserladen vorbei. Eine gute Idee — so glaubte sie wenigstens — fiel ihr bei. Sie zog ein Paar schön, ja kunstvoll gearbeitete Schlüssel aus der Tasche, und betrat das Gewölbe, in welchem ein Dutzend Gesellen und Lehrlinge schmiedeten und hämmerten, daß man kaum sein eigenes Wort verstehen konnte.

Ein sehr behäbig und gutmüthig aussehender alter Mann, in dessen würdevoller, selbstbewußter Haltung unschwer der Meister des Geschäftes zu erkennen war, trat ihr entgegen; obwohl auch er, wie kurz zuvor die Lotteriehelden, durch die barocke Gestalt und den wahrhaft lächerlichen Anzug der Frau Wawerka sich angeheitert fühlte und darob kaum ein Schmunzeln zu unterdrücken vermochte, frug er dennoch die Eingetretene ganz höflich nach ihrem Begehren.

Frau Wawerka reichte ihm die Schlüssel und bat ihn, darauf nur zehn Neukreuzer zu leihen, noch heute wolle sie das Pfand gewiß auslösen, denn mit diesen Schlüsseln sei ja die Truhe geschlossen, welche ihre ganze Habe berge.

Der Schlossermeister Lichter, auf dessen Namen sich vielleicht der Leser noch vom Beginne unserer Enzählung her erinnern wird, prüfte mit Kennermiene die Schlüssel und fand selbe so ausnehmend fein und gut gearbeitet, daß er seine Verwunderung aussprach, selbe in solchen Händen anzutreffen.

Mit großer Zungenfertigkeit hatte Frau Wawerka, welche stets eine Erzplaudertasche war, in ihrem deutsch-böhmischen Kauderwelsch un-

gefragt erzählt, daß sie von Czaslau erst angekommen, und daß ihr Sohn hier in Wien ein großer Beamter sei. Ihr Redefluß wäre gewiß nicht sobald versiegt, wenn nicht der Gedanke, daß es knapp an eilf Uhr sei, sie zur Eile gedrängt hätte. Sie wiederholte daher ihre Bitte um das kleine Darleihen.

Lichter gab ihr ungeschaut eine Hand voll kleiner Münzen, forderte sie aber auf, sogleich wieder zurückzukehren, da er an sie noch ein Paar Fragen stellen wolle. — Frau Wawerka eilte hocherfreut nach der Lotterie zurück. Der Schlossermeister schickte ihr jedoch einen seiner Lehrjungen mit dem strengen Auftrage nach, die „Böhmin" nicht aus den Augen zu lassen und nöthigenfalls bis in die Nacht hinter ihr unbemerkt einherzutrotten. — Herr Lichter begab sich sodann in den kleinen Verschlag, welcher ihm als Schreibstube diente und betrachtete eines über das andere Mal die Schlüssel, welche er fortwährend in der Hand wog. Offenbar rang er mit einer dunklen Erinnerung und wußte sich nicht zurecht zu finden.

„Da will ich doch ein miserabler Pfuscher sein und nicht der berühmte Meister Lichter, wenn ich nicht schon einmal mit einem Schlosse zu thun hatte, das zu diesen Schlüsseln paßt. Diese zwei Zacken da in dem einen und der sonderbare Einschnitt in dem Barte des anderen sind zu selten, als daß ich mich irren könne. Es gibt vielleicht in der ganzen Welt keine hundert Schlösser mehr, die gerade nach diesem etwas veralteten Systeme gemacht sind. Ja aber, wo, wo und wann ist mir diese Geschichte untergekommen. Ei, ei, jetzt merke ich, daß ich alt und vergeßlich werde! Die Sache fängt mich zu interessiren an. Na, wollen's schon herausbekommen aus der alten Hexe — ah, da ist sie ja. Ich dachte schon, daß sie die Schlüssel nur gefunden hat, aber es scheint jedoch wahr zu sein, daß sie ihr gehören."

Freudestrahlend wies Frau Wawerka den Lottoriezettel vor. Sie war gerade noch im letzten Augenblick zum Einschreiben zurecht gekommen, als die Register bereits zur Absendung an die nebenan befindliche Haupt-Lottodirection verpackt werden sollten.

„Also aus Czaslau sind Sie," begann Lichter, als Frau Wawerka ihren Dank wiederholt hatte und bei allen Heiligen versprach, sogleich nach Simmering zu eilen, um dort die siebenundzwanzig Kreuzer, welche sie als Darlehen erhalten hatte, zu holen.

Frau Wawerka's Redestrom fluthete von Neuem. Sie erzählte haarklein, was für ein Haus sie dort besessen und wie lange, daß

ihr Mann Nepomuk ihr durchgegangen sei, ferner wo ihr Sohn im Amte stand. Bei letzterem Puncte brach sie in Thränen aus, ihren geliebten Wenzel als ein herzloses Kind schildernd, das auf seine arme Mutter ganz vergessen habe und so sehr vom Hochmuthsteufel geplagt werde, daß sie sich gar nicht getraue, ihn aufzusuchen.

Der Schlossermeister ließ die Megäre ruhig ausreden, dann sagte er:

„Ei, ich hätte nicht gedacht, daß es in Czaslau so geschickte Schlosser gibt; Sie haben doch diese Schlüssel dort machen lassen?"

Frau Wawerka wurde auf diese unvermuthete Frage ganz verlegen, aber sie faßte sich schnell und sagte:

„Ich habe diese Schlüssel einmal auf der Straße gefunden und mir darnach in Czaslau ein Doppelschloß an meiner Truhe machen lassen."

„Dahinter steckt etwas!" dachte Lichter bei sich, „es beginnt in meinem Gehirne zu dämmern; also," fuhr er laut fort: „Ihr Sohn ist Beamter."

Frau Wawerka gab Cihulka's Namen und die Behörde an, bei welcher er bedienstet war.

Der Schlossermeister wandte sich rasch um, damit Frau Wawerka nicht die ungeheure Ueberraschung gewahre, welche sich seiner bemächtigt hatte, als er den Namen der Behörde erfuhr, bei welcher einst auch der Baron von Schanzenau angestellt war. Jetzt war seinem Gedächtnisse auf die richtige Spur geholfen, jetzt erinnerte er sich vollkommen klar und deutlich aller Nebenumstände, welche damals die ihm von Seite des Ober-Commissärs aufgetragene Eröffnung des Pultes und der Handcassa des unglücklichen Schanzenau begleitet hatten. Jetzt endlich war es ihm unzweifelhaft, daß die Schlüssel, die er in der Hand hielt, nur zu jenem Pulte und zu jener Handcasse gehört haben konnten.

„Wie dies Alles zusammenhängt," sagte er zu sich, „vermag ich zwar nicht zu begreifen, aber mein gesunder Menschenverstand dringt mir die Ueberzeugung auf, daß es dabei einen Haken, ein großen Haken gibt. Jedenfalls log diese alte Vettel, als sie vorgab, die Schlüssel gefunden zu haben. Das allein ist schon ein arger Verdachtsgrund und ich bin als ehrlicher Bürger verpflichtet, die Anzeige zu machen. Die Herren am Peter werden die Sache schon näher „herauskitzeln." Also marsch mit dieser Person zur Polizei, aber ohne Aufsehen."

Lichter, der bisher in den Hemdärmeln gewesen, zog einen Rock an, langte nach seinem Hute und sagte kurz:

„Meine liebe Frau, wir werden ein Stückchen Wegs miteinandergehen.“

Frau Wawerka, welche nicht den geringsten Verdacht gefaßt hatte, watschelte an der Seite des Herrn Lichter, welcher sie über verschiedene gleichgiltige Dinge frug und dadurch ihre Aufmerksamkeit vollauf beschäftigte. Der Schlossermeister schlug die Richtung über den Heidenschuß, durch das Kriegsministerium und den Bazar ein; aus letzterem in die Spenglergasse gelangt, zielte er nach rechts diagonal auf das Gebäude der Polizei-Direction ab. Frau Wawerke, in einem fort plaudernd, gab auf den Weg gar nicht Acht und selbst, als sie mit Lichter bereits in das Polizei-Gebäude getreten war, faßte sie noch durchaus keinen Argwohn, denn dieses Gebäude ist ein öffentlicher Durchgang, und wird als solcher von Hunderten von Passanten benützt, welche in den Bureaux selbst nichts zu thun haben.

Unter der gegen den Peter zu gelegenen Einfahrt blieb jedoch Lichter plötzlich stehen uud forderte seine Begleiterin auf, ihm zum Ober-Commissär des Stadtviertels zu folgen.

Frau Wawerka glaubte, nicht recht gehört zu haben und meinte ganz naiv und devot, daß sie gerne herunten warten wolle, wenn der gnädige Herr oben etwas zu thun habe.

„Freilich habe ich oben etwas zu thun, aber Sie, meine liebe Frau, müssen unbedingt dabei sein. Es handelt sich um eine kleine Auskunft über einen Czaslauer, die nur Sie zu ertheilen im Stande sind.“

Frau Wawerka beeilte sich zu erwidern, daß eine Gefälligkeit die andere werth und sie daher bereit sei, zur Erkenntlichkeit für das Darlehen die drei Treppen zu steigen, so sauer ihr dies auch bei ihrer enormen Körperfülle ankommen möge.

Lichter, der im dritten Stocke um ein Paar Minuten früher ankam, als die vor Anstrengung purpurrothe und furchtbar keuchende Frau Wawerka, flüsterte einem der im Vorzimmer befindlichen Amtsdiener einige Worte zu und begab sich dann direct in das Zimmer des dirigirenden Ober-Commissärs. Er deponirte in dessen Hände die zwei Schlüssel, welche ein merkwürdiger Zufall, oder, wie wir lieber sagen möchten, der Spielwuth hämischer Dämon zu Stande gebracht hatte.

Der Oberbeamte, welchem die tragische Affaire Schanzenau's noch sehr lebhaft in Erinnerung stand, versprach dem wackeren Bürger, unverzüglich mit aller Energie das Amt zu handeln. Auch ihm leuchtete ein, daß diese zwei zierlichen Schlüssel von Stahl sehr wahrscheinlich zu

moralischen Schlüsseln für wichtige Entdeckungen werden dürften. Herr Lichter empfahl sich durch eine Seitenthüre. Der Ober-Commissär klingelte und befahl, die im Vorzimmer harrende Marianka Wawerka ihm vorzuführen.

Der schlaue und gewandte Polizei-Beamte empfing die „Inculpatin," welche von der wahren Sachlage noch immer keine Ahnung hatte, auf das Freundlichste. Das Herz der Böhmin schwoll von Entzücken, als sie in ihrer Muttersprache süßen Lauten angeredet wurde und der „hochgnädige Herr" mit ausgesuchter Herablassung und Freundlichkeit sie einlud, auf dem Lehnstuhle neben seinem Schreibtische Platz zu nehmen.

Der Ober-Commissär stellte wohl ein Dutzend Fragen, welche Frau Wawerka mit ungeheurer Redseligkeit beantwortete; die Schlüssel, welche unter einem Akte versteckt lagen, ließ aber der Beamte dabei gänzlich aus dem Spiele. Erst als er alle Verhältnisse Marianka's, ihres entlaufenen Gemals und Cihulka's genau ausgeforscht hatte, änderte er plötzlich den Ton, indem er die Schlüssel vor sich hinlegte, und nun mit Strenge, ja beinahe barsch die Frau Wawerka aufforderte, sogleich wahrheitsgetreu anzugeben, auf welche Weise sie in den Besitz dieser zwei Schlüssel gelangt sei.

Zu spät erkannte nun die vertrauensduselige Wawerka, daß sie in eine ganz plumpe Falle gerathen sei. Eine Weile suchte sie sich mit der Ausflucht zu retten, daß sie die Schlüssel gefunden habe. Aber als ihr der Beamte mit dürren Worten erklärte, daß er genau wisse, zu welchen Schlössern diese Schlüssel einst gehörten, als er auf gut Glück mit einigen selbst combinirten Nebenumständen geschickt auf den Strauch schlug, verlor Frau Wawerka, welche nie zu den starken Geistern gehörte, und vor jedem Beamten, noch dazu vor einem Polizei-Beamten großen Respect besaß, alle Fassung. Sie begann zu heulen, zu winseln, zu wehklagen und ihre Unschuld zu beschwören. — Der Ober-Commissär rückte ihr nun immer schärfer an den Leib; er bewies ihr aus ihren ersten Erzählungen, daß sie unbewußt einige wichtige Nebenumstände selbst verrathen habe und sie sich nur durch ein offenes, unumwundenes Geständniß retten könne. — Die Inquisitin sah die Richtigkeit dieser Worte ein, und sie beschloß, wenigstens beziehungsweise die Wahrheit anzugeben, beziehungsweise, in sofern sie alle Schuld auf ihren Herrn Gemal schieben, ihren Sohn Wenzel Cihulka aber dabei ganz und gar aus dem Spiele lassen wollte. Sie gab daher an, daß ihr Mann diese

Schlüssel auf eine ihr nicht näher bekannte Art in seinen Besitz gebracht, und damit im Bureau des Baron Schanzenau in einer sehr frühen Morgenstunde den Einbruch verübt habe. Nicht minder consequent blieb sie dabei, vor Verübung der That von der bösen Absicht ihres Mannes gar nichts gewußt zu haben, folglich daran nicht mitschuldig zu sein.

Der Ober-Commissär begnügte sich die Angaben der Inquisitin gerade so aufzunehmen, wie selbe gemacht wurden, obwohl er deutlich merkte, daß die Wawerka einen Hinterhaltsgedanken in ihrem ganzen Benehmen barg. Vorläufig konnte er mit dem erlangten Resultate ganz zufrieden sein; es war nach dem Gesetze jetzt gerechtfertigt, Frau Wawerka in Haft zu behalten und das Landesgericht mochte dann die Sache nach Ermessen weiter behandeln.

Frau Wawerka wurde durch einen Amtsdiener abgeführt, der sie unten im Hofe sammt einer Haftanweisung für das in der Sterngasse nächst dem Hohen Markte befindliche Polizei-Gefangenhaus einem Militär-Wachmanne zur Escorte an ihren Bestimmungsort übergab.

Die Inquisitin fügte sich ziemlich gefaßt in das Unvermeidliche; sie schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß alle Schuld auf ihren Mann, den sie seit seiner Flucht grimmig haßte, lasten bleiben werde. — Daß ihr Söhnlein in Gefahr gerathen könne, hielt sie für unmöglich, denn nicht nur, daß sie so dumm war, zu glauben, ein Herr Beamter wisse schon sich selbst durchzuhelfen, kannte sie auch die näheren Umstände, unter denen ihr Mann sich die tausend Gulden zugeeignet hatte, in der That nicht. Dies war und blieb gerade in der Hauptsache von Anfang an Geheimniß zwischen Cihulka und seinem Stiefvater.

In dem Momente, wo Frau Wawerka, aus den Tuchlauben kommend, den Hohen Markt betrat, fing sie plötzlich rascher zu gehen und mit den Armen heftig zu gesticuliren an. Der Polizeimann, der knapp hinter ihr einherschritt, glaubte Anfangs, daß seine Gefangene ausreißen wolle, aber angesichts der furchtbaren Unbehilflichkeit und Schwerfälligkeit des ebenso umfangreichen als kolossalen Fleischklumpens, der sich mehr der Breite als der Länge nach fortzubewegen schien, mußte der Soldat über diesen seinen Argwohn, als eine handgreifliche Lächerlichkeit, selbst schmunzeln.

Nichtsdestoweniger hatte die ungewöhnliche Lebendigkeit, welche Frau Wawerka auf einmal manifestirte, ihren guten Grund. Ein elegant gekleideter Herr mit sehr gemeinen Zügen, an dessen Arme eine keck aufgeputzte Dirne hing, wollte gerade aus der Wipplingerstraße

in der Verlängerung des Hohen Marktes nämlich, nach dem sogenannten Fischhof zuschreiten. Da er seiner Begleiterin eben eine jedenfalls zweideutige Galanterie ins Ohr wispelte, hatte er die Arrestantin, die unter einem rechten Winkel auf ihn zukam, gar nicht bemerkt.

Aber Frau Wawerka's scharfes Auge hatte den Falschen, den Treulosen, den flüchtigen Sclaven ihres Ehebettes sogleich erkannt, obwohl Pane Nepomuk, wie gesagt, sehr fein herausstaffirt war und durch pfauenartige Grandezza sich das Air eines noblen Herrn zu geben versuchte.

„Ihn, ihn arretirt!" kreischte Frau Wawerka, auf ihren Gemal deutend, „ihn arretirt, er, er ist der Dieb, der die tausend Gulden gestohlen hat."

Die Eifersucht hatte sie aller Klugheit vergessen lassen, denn offenbar wäre es für den Ausgang ihres Processes weit ersprießlicher gewesen, wenn ihr Gemal unauffindbar blieb. — Ganz gewiß würde sie auch schlau genug gewesen sein, ihren Mann zu ignoriren, falls sie seiner allein gewahr geworden wäre, aber, wie gesagt, die Leidenschaft, der Haß, welcher in ihr bei dem Anblicke seiner Begleiterin entflammte, riß sie zu einer großen Unbesonnenheit hin.

Pane Wawerka erblaßte, als er sein Weib erblickte, bis in den Mund und in seiner Angst wollte er das Fersengeld geben. Aber die freche Dirne an seinem Arme hielt ihn zurück.

„Daß Dich nicht irrst!" rief die „Fiaker-Maly" resolut und packte ihn am Rockkragen, „dageblieben! Glaubst Du „Patzenlippel," Du „Radibua," daß ich mich etwa statt Deiner arretiren lass'?"

Im Nu entstand ein Auflauf. Ein Jeder wollte wissen, was es gebe. Eine Polizei-Patrouille erschien, und während Frau Wawerka ihrer Bestimmung, dem Polizei-Gefangenhause zugeführt wurde, escortirte man ihren Gemal nach der nahen Direction.

Die Geschichte, wie Herr Wawerka nach Wien kam, ist bald erzählt. In Folge des Diebstahles, den er an dem schlaftrunken gemachten Prinzen und dessen treuen Gefährten Aigner verübt hatte, sowie durch den bedeutenden Verrätherlohn, welchen ihm die päpstliche Polizei ausbezahlte, war er ein vermöglicher Mann geworden. Er wollte nun den großen Herrn spielen und sein Leben genießen. Vor Allem trachtete er aber aus Italien fortzukommen. Nachdem er sich einige Zeit in Triest, Laibach und Graz aufgehalten, zog es ihn unwiderstehlich nach der schönen Kaiserstadt, nach der Großstadt des Genusses, wo er für seine

gemeinen, blos auf Weiber und Wein abzielenden Passionen eine noch bessere Befriedigung als in den Provinzstädten hoffen durfte. — Auf seine Gemalin hatte er beinahe ganz vergessen, und ihr in Wien zu begegnen, ließ er sich nicht einmal träumen. Er wähnte seine theure Marianka noch immer in Czaslau, und übrigens glaubte er sich in seiner neuen Hülle und durch seine neuen Manieren derart verändert, daß von seinen alten Bekannten in ihm wohl Niemand den ehemaligen Maurergesellen erkennen werde.

Herr Wawerka gab sich in dem Polizei-Verhöre, welches er sogleich nach seiner Einlieferung zu bestehen hatte, keineswegs so leicht gefangen, wie seine Gemalin; er läugnete Alles rundweg, was seine Frau betreff des begangenen Einbruchs-Diebstahles bereits einbekannt hatte, so daß nichts anderes übrig blieb, als Marianka aus dem Gefangenhause zur Confrontation holen zu lassen. Aber auch sie hatte sich inzwischen die Sache anders überlegt; sie begriff die Ungeschicklichkeit, die sie durch die Denunciation ihres Mannes begangen. Sie leistete demselben vor dem Ober-Commissär förmlich Abbitte, entschuldigte ihre leichtsinnige Anklage durch Eifersucht und schließlich legte sie ihrem Manne die Vertheidigungsweise, die er acceptiren solle, auf schlaue Weise in den Mund. Sie bekannte, daß sie mit einem Taglöhner, Namens Anton Krepelka, der zur Zeit, wo der in Rede stehende Diebstahl begangen worden, bei den Wawerka's als Bettgeher sich aufhielt, in einem unerlaubten Einverständnisse gelebt und dieser Mensch die That begangen habe. — Pane Wawerka, schlau wie eine Rothhaut, begriff sogleich die Intentionen seines Weibes. Er that wüthend über die ihm einbekannte Untreue, welche übrigens jedenfalls von einem sehr schlechten Geschmacke des mitschuldigen Ehebrechers Zeugniß gab, ja, er machte sogar Miene, Marianka thätlich zu insultiren. In seinem Innern frohlockte er über die aufgetischte Mähre, denn jener Krepelka, der wirklich um die gedachte Zeit bei den Wawerka's in Simmering gewohnt hatte, war bald darauf im allgemeinen Krankenhause gestorben und ein so schlecht beleumundetes Individuum, daß die ihm jetzt aufgebürdete Schuld am Ende nicht a priori als unwahrlich angesehen werden konnte.

Der Obercommissär durchschaute zwar in seiner Routine und Menschenkenntniß das ganze Lügengewebe, aber dennoch konnte er nichts dagegen thun. Er begnügte sich also beide Wawerka's im Gefangenhause in abgesonderter Haft verwahren zu lassen, und dem Criminalgerichte auf der Stelle die Anzeige zu erstatten. Gänzlich resultatlos

durfte er jedoch den stundenlangen Zeitverlust, den die Verhöre der beiden Wawerka in Anspruch genommen, nicht betrachten, denn schon jetzt stand fest, daß betreff des Baron von Schanzenau ein höchst beklagenswerther Irrthum stattgefunden habe, dessen Aufklärung nunmehr von Seite der Behörde unter allen Umständen in die Hand genommen werden mußte.

Indem wir das ehrenwerthe Ehepaar Wawerka, welches ein paar Tage später vom Criminalgerichte requirirt wurde, einstweilen seinem Schicksale überlassen, müssen wir noch einer Episode erwähnen, welche sich an demselben Nachmittage in Wien abspielte.

In dem Bureau, in welchem Cihulka arbeitete, gab es an diesem Tage sehr viel zu thun, so daß der Herr Official heute ausnahmsweise auch Nachmittag im Amtsgebäude erscheinen mußte. Erst gegen sieben Uhr Abends war er mit allen seinen Arbeiten fertig, und eben wollte er sich als der Letzte zum Fortgehen anschicken, als einer der Amtsdiener hastig eintrat und sogleich ausrief:

„Herr Official, Herr Official, eine große Neuigkeit, die Sie gewiß interessiren wird!"

„Ei das wäre?!" entgegnete Cihulka ziemlich gleichgiltig.

„Na, na," betheuerte der Diener wichtigthuend. „Sie werden staunen, was ich Ihnen sage, und freuen wird Sie meine Nachricht auch, denn ich weiß, wie gerne Sie unsern lieben, braven Baron von Schanzenau hatten, und daß Ihnen, wie uns Allen, sein Unglück recht zu Herzen ging."

„Schanzenau?!" stammelte Cihulka äußerst betroffen.

„Hab' ich's nicht errathen," lachte der Schwätzer mit jener Vertraulichkeit, die sich alte Amtsdiener gegen junge Beamte gerne erlauben, „ja, den braven Schanzenau betrifft meine Geschichte — das Herz tanzt mir vor Freude; hören Sie, Herr Official, und jubeln Sie mit mir — der Baron ist unschuldig; die ganze Schurkerei, die ihn ins Criminal brachte, wird jetzt herauskommen! Mein Gott, mein Gott, wenn ich den armen Mann, der so elendiglich in der Donau umkam, wieder in's Leben rufen könnte, ich würde gerne ein paar Jahre von meinem dafür geben! Sie wissen ja, wie er und seine gute, gute Frau an mir gehandelt haben, als ich mich durch Familienunglück aller Art in Noth und Elend befand. Ohne dieses edle Paar hätten meine verwaisten Kinder rein verderben müssen, während ich selbst nach dem Tode meines Weibes am Typhus darnieder lag."

Die Redseligkeit des dankbaren Mannes kam dem nichtswürdigen Cihulka sehr gelegen, denn sie gab ihm Zeit, sich etwas zu sammeln.

„Nun, so sagen Sie doch, was es eigentlich gegeben hat!" hauchte er, indem er sich auf einen Sessel niederließ.

„Sie wissen, Herr Official, daß mein leiblicher Bruder bei der Polizeidirection Amtsdiener ist. Nun, in seinem Bureau da hat sich denn heute eine höchst merkwürdige Geschichte zugetragen, von der man freilich gar nicht reden sollte, weil Alles noch Amtsgeheimniß ist, aber, wir, wir sind ja beeidete Männer und ich plaudere, so wahr mir Gott helfe, auch nur zu Ihnen davon aus; ich kann Ihnen aber die gute Botschaft nicht vorenthalten, und jetzt, wo ich sehe, daß Sie wirklich so tief bewegt sind, nun ja, Sie brauchen sich nicht zu schämen, daß der Baron auch Ihr Wohlthäter war, und die ganze Welt weiß ja darum, also jetzt kann ich um so weniger schweigen — aber, Herr Official, reinen Mund gehalten, sonst würde mein Bruder Verdruß haben."

„Zur Sache, zur Sache," drängte Cihulka mit heiserer Stimme; er fühlte seine Kehle wie zugeschnürt, und die Angst schüttelte ihn wie Fieberfrost.

Der Amtsdiener theilte nun die heute auf der Polizeidirection stattgehabten Verhöre der beiden Wawerka's in den wesentlichsten Umrissen mit, sowie sie eben sein Bruder an der Thüre erlauscht hatte. Daß die beiden Verhafteten dem Herrn Official so nahe standen, ahnte der gute Mann freilich nicht, denn Cihulka hatte stets seine niedrige Herkunft und die Namen seiner nächsten Verwandten verläugnet. In dieser Beziehung wußte Niemand mehr, als daß Schanzenau's Schwiegereltern Cihulka als achtjährigen Knaben in einem schauderhaft verkümmerten Zustande, halb nackt, verhungert und erfroren, von der Straße aufgelesen und ihn dann wie ein eigenes Kind auferzogen hatten.

„Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilungen," sagte Cihulka, als der Amtsdiener endlich mit seinem Berichte fertig war, „ich danke Ihnen sehr, Sie haben mir dadurch einen unendlichen Dienst erwiesen!"

Dann raffte sich Cihulka auf, und verließ das Amtsgebäude. Seine Aufregung war furchtbar; er begriff die Gefahr, in welche er durch die Verhaftung seiner Mutter und seines Stiefvaters gerathen war. Er hätte Beide mit Vergnügen erwürgen können. Es wurde ihm klar, daß seinem stricten Befehle, die beiden Schlüssel nach vollbrachter That in den Wienfluß zu schleudern, nicht Folge geleistet worden war, und

daß an diese Umgehung seines wohldurchdachten Gebotes ein tückischer Zufall sehr leicht seinen Untergang knüpfen konnte.

Was war nun zunächst zu thun? Sollte er warten, bis der Verdacht sich auch auf ihn erstrecken würde? Nimmermehr. Er kannte seine Mutter und deren Gemal zu gut, um nicht vorauszusehen, daß Beide über kurz oder lang sich widersprechen, und schließlich Alles gestehen würden.

Nach einigen Stunden reiflicher Ueberlegung war er endlich zu einem festen Entschlusse gelangt.

„Hier in Wien“, sagte er zu sich, „ist meine Sicherheit von dieser Stunde an arg bedroht, meine Stellung als Beamter so gut wie vernichtet. Soll ich warten, bis das Unglück über mich mit aller Macht hereinbricht. Oh nein! Ein solcher Thor bin ich nicht! Meine Mitschuldige soll für meine Zukunft sorgen und vielleicht ergibt sich auch dabei eine Gelegenheit, ihren Hochmuthsteufel zu demüthigen. Ja, so ist es, so soll es sein! — Morgen reiche ich meine Entlassung ein, und noch morgen trete ich die Reise nach Amerika an, wo ich Fräulein Alwine von Eichenstamm finden werde, möge sie sich aufhalten, wo immer. Gott sei Dank, bin ich nicht ohne Geld; ich besitze gegen dreitausend Gulden, mehr als genug, bis ich die „stolze Juno“ treffe. — Also auf nach Hause und rasch eingepackt. Wenn mich meine Berechnungen nicht trügen, muß ich binnen drei Tagen in Bremen, Hamburg oder Southampton gerade zu einem transatlantischen Dampfer zurecht kommen. Bis unsere schwerfällige Justiz in die Sache näher eindringt, und auf mich fahndet, bin ich schon längst in Sicherheit. Höll' und Teufel! Wer hätte je denken sollen, daß ich zweier lumpichter Schlüssel wegen eine Reise nach Amerika antreten werde. Hm! Beinahe möchte man an eine Vorsehung glauben!“

---

## V.

## Bruderkrieg.

Die Prophezeiungen des geheimen Großmeisters der nordamerikanichen Freimaurer über den nahen Ausbruch eines furchtbaren Bruderkrieges waren nur zu bald in Erfüllung gegangen. Mit der am 6. No-

vember 1860 erfolgten Wahl Abraham Lincoln's zum Präsidenten der Republik für die Jahre 1861—65 war das Signal zum Kampf gegeben. Hundertundachtzig Wahlstimmen aus den Nordstaaten, eine Zahl, welche diese noch nie auf einen Mann vereinigt hatten, waren Lincoln zugefallen, dagegen keine einzige aus dem gesammten Süden. Uebrigens erwachte die Erkenntniß der ungeheuren Tragweite der Wahl Lincoln's, in welchem der Principienkampf zwischen Norden und Süden im Sinne des ersteren in schroffster Weise sich verkörpert fand, erst dann, als die Entscheidung gefallen war. Die bisher immer als Agitationsmittel gebrauchte und auch vielfach mißbrauchte Phrase von der freien Arbeit gegen die Sclaverei mußte nun, da der Süden einstimmig in dieser Angelegenheit jedwede Nachgiebigkeit rundweg verweigerte, alsbald in das Stadium des offenen Kampfes treten.

Abraham Lincoln war der echte, der geborne Repräsentant des erwähnten Principes, welches der Norden auf seine Fahne geschrieben hatte. Er war 1809 im Staate Kentucky als der Sohn eines wenig bemittelten Landbauers geboren. Seine Jugend verfloß unter harter Arbeit mit der Axt und dem Bootshaken. Nur ein sehr unvollkommener Schulunterricht ward ihm zu Theil, den er in späteren Lebensjahren nothdürftig so weit ergänzte, um einige juridische Studien daran knüpfen zu können. Auf Grund derselben ließ er sich in Springfield, im Staate Illinois, als Advocat nieder, wo er neben allgemeinster Achtung jene außerordentliche Popularität erlangte, der er, ohne je ein bedeutendes Staatsamt bekleidet zu haben, seine Wahl zum Präsidenten verdankte. Aber eben deshalb, weil er Alles aus sich und durch sich geworden, erschien er in den Augen der dünkelhaften, geburts- und geldstolzen Sclavenbarone des Südens als ein gemeiner Plebejer, dessen Anerkennung als Präsident eine Verläugnung ihrer aristokratischen Principien gewesen wäre.

Der Süden begann also die Secession (den Abfall) vom Norden als eine politische Nothwendigkeit laut zu predigen. Der Norden dagegen erklärte das Ausscheiden einzelner Staaten als rechtlich unzuläßig und als Hochverrath. Südcarolina, stets der Herd jeder Auflehnung gegen die Bundesgewalt, ergriff auch diesmal die Initiative; es schrieb eine kleine Armee von Freiwilligen aus, und zwar unter dem plausiblen Vorwande, daß durch Hetzereien des Nordens Sclaven-Aufstände zu befürchten seien. Andere Südstaaten folgten sofort diesem Beispiele. Nun ging Südcarolina noch um einen Schritt weiter; es berief einen Convent, um die Frage des Austrittes aus der Union offen zu berathen. Die sechs ihm

benachbarten Golfstaaten: Georgia, Florida, Alabama, Missisippi, Louisiana und Texas schlossen sich ihm unverweilt an und constituirten sich schon am 8. Februar 1861 zu Montgomery in Alabama als „Conföderirte Staaten von Nordamerika." Die übrigen Sclavenstaaten folgten bald nach. Zum Präsidenten der neuen Conföderation wurde Jefferson Davis, eine hierzu vollkommen geeignete Persönlichkeit, gewählt. Als Zögling der berühmten Militär-Akademie von Westpoint und Führer eines Freiwilligencorps im letzten mexicanischen Kriege besaß er für den Krieg sehr hervorragende Eigenschaften. Zugleich genoß er das unbedingte Vertrauen seiner Parteigenossen. Zudem war er unter dem Präsidenten Pierce Kriegsminister der Union gewesen, und als er aus diesem Amte wegen seiner allzu entschiedenen südstaatlichen Gesinnung scheiden mußte, nahm er den Nimbus eines politischen Märtyrers mit sich. Davis war, als er an die Spitze der Secessionisten trat, erst vierzig Jahre alt und von ungeheurer Energie und Thätigkeit. Sein gesammtes Wirken zeugt von Einsicht, Consequenz und Erfolg. Mit wunderbarer Schnelligkeit verstand Davis, die staatliche Ordnung herzustellen, während der Norden vielfach mit inneren Conflicten zu kämpfen hatte und die energische Hand eines sachverständigen Kriegsherrn lange vermissen ließ.

Freilich kam den Secessionisten, oder wie sie vom Norden geradezu genannt wurden: den „Rebellen," sehr zu statten, daß mehrere Minister Buchanans, welcher gemäß der bestehenden Verfassung noch bis zum 4. März 1861 als Präsident im Amte verblieb, die militärischen Vorbereitungen des Südens in einer Weise unterstützten, welcher das Brandmal des Hochverrathes unauslöschlich aufgedrückt ist. So wurden den Südstaaten von ihren geheimen Freunden in Washington nicht nur 800.000 Gewehre und 200.000 Revolver, sondern auch bis auf drei, alle im Bereiche der Conföderirten gelegenen Festungen in die Hände gespielt.

Als Lincoln volle fünf Monate nach seiner Wahl endlich den Präsidentenstuhl bestieg, war die Secession bereits eine vollendete Thatsache geworden. Lincoln erkannte nur zu wohl den Ernst der Lage; er begriff, daß durch Verrath und Zeitversäumniß der Norden gewaltig in Nachtheil gerathen sei.

Er hielt es daher für angemessen, in seiner Inaugural-Rede einen äußerst gemäßigten, versöhnlichen, ja bittenden Ton anzuschlagen. Er appellirte geradezu an die Großmuth der Secessionisten, indem er mit den Worten schloß: „In Eueren Händen, meine unzufriedenen Mitbürger,

und nicht in den meinigen liegt das furchtbare Geschick eines Bürgerkrieges. Die Regierung wird Euch nicht angreifen; Ihr werdet keinen Kampf zu bestehen haben, wenn Ihr nicht selbst die Angreifer seid."

Der Ausbruch der Feindseligkeiten ließ jedoch nicht lange auf sich warten. Von sämmtlichen im Bereiche der Secession gelegenen Kriegsetablissements waren nur Fort Sumter an der Bai von Charleston in Südcarolina, Fort Monroe an der Chesapeak-Bai (Virginien) und Fort Pickens an der Bai von Pensacola (Florida) in Händen der Unionisten verblieben.

In dem Fort Sumter commandirte der unionstreue Major Anderson über eine schwache Besatzung, welche bisher ihren Proviant aus der Stadt Charleston bezog. Plötzlich wurde aber dem Major Anderson jeder Verkehr mit diesem Orte abgeschnitten. In Folge dessen erklärte Lincoln am 8. April 1861, daß er das Fort Sumter nöthigenfalls mit Anwendung von Gewalt verproviantiren werde, jedoch erhielt Anderson den Befehl, nur im Falle, als er wirklich angegriffen würde, feindlich aufzutreten. — Aber schon am 11. April begann General Beauregard, der Oberbefehlshaber der Conföderirten, nachdem Anderson die Uebergabe des Forts Sumter neuerdings verweigert hatte, mit einem furchtbaren Bombardement. Am 13. mußte Anderson capituliren, weil die hölzernen Officiersbaraken in Feuer aufgingen, und die Pulvervorräthe in Gefahr geriethen, zu explodiren.

Mit diesem Acte war der Krieg entschieden, denn jetzt blieb dem Süden keine Wahl übrig, als bis auf das Aeußerste zu kämpfen, oder sich blind zu unterwerfen.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, den amerikanischen Bürgerkrieg in allen seinen Phasen zu verfolgen und zu schildern. Wir begnügen uns, einzelne Hauptmomente heraus zu holen, welche nothwendig sind, um das Verständniß jener, mit einigen Hauptpersonen unserer Erzählung im innigen Zusammenhange stehender Ereignisse zn erleichtern.

Die erste Feldschlacht fand zwischen den Truppen der Union und der Conföderirten am 21. Juli 1861 bei Bull-Run statt. Diese Schlacht nahm in Folge der Unfähigkeit der Generäle des Nordens für die Unionisten einen sehr kläglichen Verlauf, und ohne die energische und aufopfernde Deckung des Rückzuges durch die von Siegel und Hecker befehligten deutschen Legionen würde die Besetzung von Washington durch die siegreichen und wohldisciplinirten Truppen des Süden zuverlässig erfolgt sein.

Dem Eindrucke, welchen die Katastrophe von Bull-Run im Norden hervorrief, entsprach keineswegs den Erwartungen des Südens. Statt vor dem Kriege zurückzubeben, entschied sich nunmehr die unionstreue Bevölkerung zu jedwedem Opfer und der Parteihader im Norden verstummte. Jetzt erst vermochte der Norden sich zur vollen Energie, zur vollen Entfaltung seiner bisher vielfach lahm gelegten Hilfsmittel und Kräfte zu ermannen.

Schon gegen Ende des Jahres 1861 betrug der Effectivstand des durchaus geworbenen Heeres des Nordens über 650.000 Mann, welche täglich gegen sieben Millionen Francs kosteten; die Flotte war noch früher auf einen Achtung gebietenden Stand von siebzig Schiffen gebracht worden, und hatte ihre Thätigkeit mit der Einnahme von Beaufort in Nord-Carolina glänzend begonnen, indem die Conföderirten durch diesen Verlust gezwungen wurden, ihre Schiffe selbst zu verbrennen.

Inzwischen hatte der Süden seine Hauptmacht bei Richmond concentrirt, welche kaum die Hälfte von jener des Nordens betrug. Aber die bessere Disciplin, die geschicktere Führung war zweifelsohne auf Seite der Conföderirten; diese sahen daher getrost dem Hauptschlage entgegen, welchen der unionistische Ober-General Mac Clellan gegen Richmond vorbereitete, von dessen Besitz das Schicksal des ganzen Feldzuges und der politischen Zukunft des Südens abhing.

Volle sieben Tage, nämlich vom 26. Juni bis 1. Juli 1862, dauerte die blutige Schlacht, welche um den Besitz von Richmond gekämpft wurde und mit dem Rückzuge der Unionisten endigte, als am letzten Tage der kühne Conföderirten-General Jackson sich mit der unter Lee's Oberbefehl stehenden Hauptarmee vereinigt hatte. — Richmond war entsetzt und dadurch das Ende des Bürgerkrieges noch in weite Ferne geschoben. Ueber 40.000 Mann waren von beiden Seiten auf dem Schlachtfelde geblieben, da man sich mit unerhörter Erbitterung bekämpft hatte.

An diesem siebentägigen Gemetzel hatte sich auch unser Freund Schanzenau, der den schon bei seinem ersten Aufenthalte in Amerika angenommenen Namen Philipp Braun beibehielt, wacker betheiligt. Er commandirte als Oberst ein Freiwilligen-Regiment, das zumeist aus Deutschen bestand. — Sein rasches Avancement darf uns nicht befremden, denn zu jener Zeit eröffneten sich allenthalben Werbe-Bureaux, wobei es folgendermaßen zuging: Irgend ein populärer Mann, sei es ein bekannter Politiker oder ein politischer Flüchtling, der aus Europa einen militärischen Namen mit hinübergebracht hatte, holte sich in

Washington die Erlaubniß, ein Regiment „aufzuthun," wie der terminus technicus lautete. Brachte er das Regiment zusammen, so war er selbstverständlich dessen Oberst und wer dem Obersten ein Bataillon zubrachte, war Major; in gleicher Weise verhielt es sich mit den Compagnien und deren Hauptleuten. Alle diese Officiere empfingen dann ihre Bestallung vom Kriegsminister; die Bestätigung, respective Wahl der Hauptleute und Lieutenants war jedoch gesetzlich der Mannschaft anheimgegeben. Die Generale endlich, deren es in der Union nur zwei Rangstufen gibt, nämlich General-Major die höhere und Brigadier die niedere, wurden vom Präsidenten dem Senate vorgeschlagen und von diesem entweder angenommen oder abgelehnt.

Es ist erklärlich, daß sich bei diesem Systeme anfänglich die Corruption in hohem Grade thätig zeigte. Ein Jeder, vom General bis zum Gemeinen abwärts, war meist nur auf seinen Vortheil bedacht und es kamen Dinge vor, die überhaupt blos in Amerika möglich und glaublich sind. Ganze Armaturen wurden von dem einen Truppenkörper als unbrauchbar zu dem Preise alten Eisens verkauft, durch dritte Hand aber für andere wieder als neu angeschafft. Tausende und Tausende von Pferden wurden auf ähnliche Weise ein- und ausrangirt. Dabei ist die Gebühr der Soldaten in keiner Armee der Welt so reich bemessen, als in der nordamerikanischen. Das Relutum in Geld für die ihm gebührenden Nahrungsmittel beträgt pr. Tag 75 Cents, also etwa über einen Thaler und der Monatslohn des letzten Wehrmannes, ohne Beköstigung und Kleidung, 13 Dollars. Dabei erreichte das Handgeld der Freiwilligen oft eine Höhe von 4—500 Doll. Kein Wunder also, daß, wie wir erwähnten, die Armee der Union im Durchschnitte täglich sieben Millionen Francs verschlang.

Bei dem allgemeinen Rückzuge der Unionisten vor Richmond am 1. Juli war dem Regimente Schanzenau's, welches durch alle sieben Tage sich an den Actionen in hervorragender Weise betheiligt hatte, die Aufgabe zugefallen, den Rückzug der Reserve-Artillerie zu decken. Dank seiner Umsicht und Tapferkeit fiel den Conföderirten kein einziges dieser Geschütze in die Hände, obwohl sie über eine vortreffliche und zahlreiche Cavallerie geboten. Aber in dem letzten Momente, wo die feindlichen Reiter bereits allmälig die Verfolgung einstellten, verließ ihn sein bisheriges unerhörtes Glück. In allen seinen zahllosen Kämpfen, welche er seit mehr als einem Jahre im Dienste der Union bestanden, war er ohne eine einzige Verwundung durchgekommen, obwohl er nie einer Gefahr aus dem Wege ging, im Gegentheile selbe oft tollkühn sogar aufsuchte. Mit un-

erschütterlicher Kaltblütigkeit leitete er auch am Abende des 1. Juli den Uebergang seines Regiments über eine Schiffbrücke, nachdem der gesammte Artilleriepark, welchen er zu decken hatte, bereits auf dem jenseitigen Ufer in Sicherheit gebracht war. Ueber diesen Fluß hinaus mußte nothwendig jede weitere Verfolgung von Seite der Sieger aufhören, und er durfte endlich für sich und seine zu Tod ermatteten Leute wenigstens auf einen Rasttag hoffen. Er mußte übrigens seine ganze Autorität aufbieten, damit bei dem Uebergange über die Schiffbrücke kein Gedränge, keine Verwirrung entstand, denn Jeder sehnte sich nach dem anderen Ufer, von wo in der Abenddämmerung bereits zahlreiche Wachfeuer sehr verlockend herüber blickten, an denen zahlreiche wohlgefüllte Fleischtöpfe gar gekocht wurden.

Schanzenau beschloß als der Letzte die Schiffbrücke zu überschreiten, zu deren Beseitigung bereits eine Abtheilung Pionniere in Bereitschaft stand.

Unweit der Schiffbrücke zog sich am Ufer ein dichtes Gehölze hin, welches während der ganzen, ein paar Stunden in Anspruch nehmenden Uebersetzung des Artillerieparkes von einer Abtheilung Infanteristen besetzt gewesen war, um einer allfallsigen Belästigung in der Flanke durch feindliche Scharfschützen zu begegnen.

Als die letzte Compagnie sich endlich anschickte, die Schiffbrücke zu passiren, ritt Schanzenau in Begleitung eines Trompeters in eigener Person nach dem erwähnten Gehölze und ließ zur Vergatterung blasen. Dieser Befehl, sich zu sammeln und abzuziehen, wurde von der Besatzung des Gehölzes mit größter Beschleunigung und Präcision ausgeführt, denn bereits begannen die Pionniere mit der Losmachung der Pontons. Die etwas unmilitärische Hast, womit das letzte Detachement nach der Brücke stürzte, erregte in dem tapferen Commandanten einen kleinen Aerger, und um seinem gerechten Unwillen nicht Ausdruck geben zu müssen, blieb er etwa vieezig Scheitte zurück.

Auf einmal vernahm er hinter sich Pferdegetrappel. Anfänglich vermuthete er, daß es eine versprengte Abtheilung unionistischer Reiterei sein möge. Er wandte seinen sehr ermatteten Gaul, welchem seit vollen acht Tagen der Sattel nicht mehr vom Rücken gekommen war, um. Aber nun erkannte er ungeachtet der immer stärker hereinbrechenden Abenddämmerung, daß es eine etwa vierzig Köpfe zählende Truppe feindlicher Reiter sei. — Schanzenau gab daher seinem Thiere mit aller Macht die Sporen, um die Biücke zu erreichen. — Da krachten mehrere Schüsse hinter ihm,

und er stürzte mit seinem zu Tod getroffenen Pferde zu Boden. Im nächsten Momente fühlte er sich von mehreren Armen gepackt, auf ein Pferd gehoben und im wüthenden Galopp entführt.

Schanzenau verlor dabei fast die Besinnung, da er beim Sturze zwar kein Glied gebrochen, wohl aber mehrere arge Contusionen erlitten hatte. — Zum Glück dauerte dieser wilde Ritt nur ein Viertelstündchen, in welcher kurzen Zeit man aber etwa drei englische Meilen zurückgelegt haben mochte. Auf Rettung durch die Seinigen durfte der Gefangene nicht hoffen. Nur eine rasche und große Diversion hätte ihn den Händen der Conförderirten wieder entreißen können. Aber die Unionisten waren zu Tod froh, endlich am jenseitigen Ufer sich geborgen zu sehen, und zudem wäre ihre abgehetzte Cavallerie nicht im Stande gewesen, den gut berittenen Gegnern mit Aussicht auf Erfolg Stand zu halten.

Es waren wilde, verwegene Gesellen, in deren Händen der arme Schanzenau sich befand. Sie trugen wohl die Abzeichen, aber nicht die Uniform der Conförderirten, da sie blos einer Art abenteuernder und beutesüchtiger Guerillabanden angehörten, welche sich dem Dienste des Südens aus Eigennutz und um ihren Leidenschaften zu fröhnen gewidmet hatten. Der Mehrzahl nach waren sie ihres Zeichens Sclavenfänger und Räuber der Savannen, und daher nur, insoferne der Sieg des Nordens ihr sauberes Handwerk für immer zu legen drohte, Parteigänger aus Ueberzeugung.

Diese Guerillabanden machten sich während des Krieges aller nur möglichen Gräuelthaten schuldig, und selten gaben sie ihren Gefangenen Pardon. — Natürlich machten auch die Unionisten in der Regel nicht viel Federlesens, wenn ihnen ein solcher Kannibale in die Hände fiel; man schoß diese Kerls einfach nieder oder hing sie an dem nächsten Baume auf, im Vorhinein überzeugt, daß jedes dieser Scheusale seinen einmaligen Tod gewiß durch zehn oder mehrere Mordthaten längst wohl verdient habe.

Nach einer kurzen Rast, welche die Banditen hielten, hießen sie ihren Gefangenen wieder zu Pferd steigen und nun ging es in mäßigem Trotte weiter nach Richmond, dem Hauptquartiere der Conföderirten, wo die kleine Truppe nach Mitternacht anlangte. Schanzenau, der sich wunderte, daß man ihm nicht schon längst unterwegs den Garaus gemacht, wurde in Richmond einem Detachement regulärer Milizen übergeben, und nach dem Gefängnisse der Stadt abgeführt. Obwohl dieses weitläufige Gebäude von Gefangenen strotzte, welche man auf wahrhaft

barbarische Weise zusammengepropft hatte, ohne auf die darunter befindlichen zahlreichen Kranken und Verwundeten Rücksicht zu nehmen oder denselben irgend eine Pflege angedeihen zu lassen, erhielt dennoch Schanzenau unter dem Dache ein kleines separirtes Stübchen, welches, obschon hier eine unleidliche Hitze und ein ekelhafter Schmutz herrschte, auch an blutgierigen Insekten aller Art kein Mangel war, dennoch gegen die Aufenthaltsorte der übrigen Gefangenen ein wahres Prunkgemach genannt werden mußte.

Ungeachtet Schanzenau zu Tod ermüdet war, nahm er doch Anstand, das elende, von geronnenem Blute roth getünchte Bett, welches heute Morgens einem verwundeten Officier der Conföderirten als Sterbelager gedient hatte, zum Ausruhen zu benützen. Da das Gemach außer diesem Bette gar keine anderen Möbel, nicht einmal einen Stuhl, barg, so setzte er sich auf das Fensterbrett, lehnte sich mit dem Rücken an das eiserne Gitter und schlummerte nun vor Ermattung ein. Die Sonne war schon längst aufgegangen, als er durch ein Geräusch im Zimmer erwachte. Zwei Soldaten machten sich daran, die Stube etwas zu säubern; sie schafften das erwähnte Bett hinaus, und brachten statt desselben, ein ziemlich bequemes, aus Rohrmatten geflochtenes Sopha herein.

Etwas später wurde das Meublement noch durch einen alten Tisch und zwei Rohrstühle ergänzt. — Zum Schlusse stellten die uniformirten Lakaien, welche taub und stumm zu sein schienen, da sie einige von dem Gefangenen gestellte Fragen gar nicht zu hören schienen, und auch untereinander kein einziges Wort wechselten, einen Krug Wasser, ein Paar Flaschen Wein, einen sehr appetitlichen echten Cincinati-Schinken und feines Schiffszwieback auf den Tisch.

„Ei," dachte Schanzenau bei sich, „woher und warum alle diese Rücksichten? Ist es nicht schon ein Wunder, daß die wilden Strolche, welche sich meiner bemächtigten, mir Uhr und Börse ließen und mich überhaupt in einer Art behandelten, welche deutlich erkennen ließ, daß irgend Jemanden an meinem Leben viel gelegen sein müsse. Hm! die Lösung dieses Räthsels wird sich wohl noch finden. Vor Allem will ich Trank und Nahrung zu mir nehmen; ich bedarf derselben wahrlich."

Der Gefangene ließ sich die ihm von räthselhafter Hand gebotene Stärkung weidlich munden, dann streckte er sich auf das Rohrsopha der Länge nach aus und schlief so fest, daß nicht einmal die zahllosen Moskitos seine Ruhe zu stören vermochten.

Er mußte viele, viele Stunden geschlafen haben, denn als er endlich

erwachte, brannte eine Oellampe auf dem Tische. Er wähnte zu träumen, als er knapp an seiner Seite die Gestalt eines jungen Mannes gewahrte, der eben Willens schien, ihm nochmals an den Schultern zu rütteln, wie er bisher vergeblich wohl schon ein Dutzendmal gethan, ohne daß des Schläfers bleierne Augenlider sich geöffnet hatten.

„Wache auf, Oscar!“ rief die Gestalt düsteren Tones, „wache auf, die Stunde des Gerichtes hat geschlagen!“

„Alwine!“ schrie Schanzenau entsetzt, als er diese Stimme vernahm.

Die „stolze Juno“ brach in ein heiseres Gelächter aus.

---

## VI.

## Das Nothzeichen.

„Du bei den Rebellen?!“ sagte Schanzenau, ungläubig den Kopf schüttelnd. Er glaubte von einem wüsten Traume befallen zu sein, zumal ihm Alwine nicht blos durch ihre etwas fantastische Männertracht, sondern auch in ihren Zügen sehr stark verändert vorkam.

„Nun, was gibt es dabei Wunderbares?“ entgegnete die „stolze Juno“ mit scharfer, schneidender Stimme, in welcher zugleich eine wahrhaft unweibliche Härte und Rauhheit lag, „ich bin nicht nur bei den Rebellen, sondern auch die Geliebte eines Rebellen, und dazu, ja dazu hast Du mich gemacht!“

„Es ist mir sehr gleichgiltig, wen Alwine von Eichenstamm mit ihrer Gunst beehrt,“ sprach der Gefangene mit eisiger Kälte und unverholener Verachtung.

„Reize nicht noch mehr meinen Zorn!“ schrie Alwine, vor Wuth bebend; „bedenke, daß Du mich tödtlich beleidigt hast und daß endlich der Tag der Vergeltung erschienen ist.“

„Soll ich Dir vielleicht Abbitte leisten, daß Du mein Weib gemordet und meine Ehre geschändet hast?!“ antwortete Schanzenau mit finsterer Stirne. Das Blut begann in seinen Adern zu wallen.

„Ohnmächtiger Schwätzer!“ spottete die „stolze Juno“ mit Ingrimm; „Dein Blut begehre ich heute, sowie ich auch das Blut Deiner

Kinder vergießen werde zur Sühne für die schimpfliche Mißhandlung, die Du mir angethan."

„Der Himmel wird die armen Kleinen wie bisher beschützen," erwiderte der Gefangene ernst, dabei vertrauungsvoll einen inbrünstigen Blick nach Oben werfend; „was mich anbelangt," setzte er vollkommen resignirt bei, „magst Du Deine Rache kühlen, wie es Dir beliebt. Ich bin selbst auf den Tod gefaßt."

„Ja, auf einen ehrlichen Soldatentod," höhnte Alwine, „aber nicht auf den Tod durch Henkershand!"

Schanzenau schüttelte ungläubig den Kopf und sagte:

„Ich befinde mich in Kriegsgefangenschaft und ich glaube nicht, daß man hier im Hauptquartiere das Völkerrecht auf eine schmachvolle Weise verletzen wird."

„Ei, ei!" lachte die „stolze Juno" mit grausamem Wohlbehagen, „wer bürgt Dir denn, daß Du auf die Behandlung als Kriegsgefangener wirklich Anspruch hast? Meines Wissens werden Spione — gehenkt!"

„Ich ein Spion?!" schrie Schanzenau, außer sich gerathend; „wer wagt diese Infamie zu behaupten? Ich wurde durch einen gelungenen Handstreich überrascht, als ich in der Ausübung meines Dienstes als ehrlicher Soldat begriffen war."

„Das weiß ich, unter uns gesagt, so gut wie Du, denn Du wurdest ja durch eine Abtheilung des Reitercorps, das ich auf meine eigenen Kosten ausgerüstet habe und welches von Monsieur Belville, meinem Verehrer, befehligt wird, endlich einmal glücklich aufgegriffen. Aber es sind Zeugen gefunden, welche morgen Früh vor dem Kriegsgerichte behaupten werden, Dich als Spion bei unseren Vorposten ertappt zu haben."

„Schändlich, niederträchtig!" schrie Schanzenau tief entrüstet. „Weib, bringe mich nicht zur Verzweiflung! Oh, warum sollst Du nicht auch dieser Ehrlosigkeit fähig sein! Hinweg, hinweg, oder ich stehe für nichts!"

„Leere Drohungen!" sagte die „stolze Juno" verächtlich; „wenn Du Dich unartig gegen mich benimmst, wird man Dich knebeln und binden. Verschlimmere nicht selbst Deine Lage, sie ist ohnehin traurig und trostlos genug. Morgen um diese Stunde wirst Du bereits eine Leiche sein."

„Aber Du mit mir!" donnerte der Gefangene, und ehe Alwine es sich versah, fühlte sie ihre Kehle von einer eisernen Faust zugeschnürt. Sie vermochte nur einen röchelnden Ton auszustoßen.

Die Thüre sprang auf und Monsieur Belville stürzte in Be-

gleitung mehrerer Soldaten herein. Alwine war so vorsichtig gewesen, Hilfe zur Hand zu halten, da sie sich wirklich vorgenommen gehabt hatte, den Gefangenen bis aufs Aeußerste zu reizen. Im Nu war Alwine aus den Händen Schanzenau's befreit, welcher nach kurzer Gegenwehr sich überwältigt und seiner Uniform gänzlich entkleidet sah. Monsieur Belville warf ihm einen schon bereit gehaltenen gewöhnlichen Anzug vor die Füße; dann entfernte er sich, nachdem er galant Alwinens Arm ergriffen hatte. Die Soldaten verließen zuletzt das Gemach und sperrten von Außen die Thüren wohl ab.

„Ich begreife, was diese Kleider zu bedeuten haben, und warum man mir meine Uniform genommen hat," murmelte der Gefangene düster und von stummer Verzweiflung ergriffen vor sich hin, „es soll dadurch die Anklage auf Spionage plausibel gemacht werden! Oh, einer Alwine ist Alles möglich! Schrecklich, schrecklich, am Galgen soll ich sterben, gleich dem ärgsten Banditen! Warum hat mich keine Kugel auf dem Schlachtfelde getroffen? Räthselhafter Howard, der Du bisher Alles gewußt, Alles vorhergesehen hast, Du, dessen Hand fortwährend bei der Lenkung meines Geschickes mit im Spiele war, weißt Du auch heute, welch' schimpflicher Tod mir droht? Wird Deine geheimnißvolle Macht im Stande sein, mich zu retten? Kann und darf ich noch vertrauen auf Deine wiederholten schriftlichen Zusagen, daß es keine noch so große Gefahr gebe, die mir wirklich an das Leben ginge? Täuschest Du Dich nicht etwa selbst, Du merkwürdiger Genius meiner Kinder, über die Sicherheit Deiner Voraussehungen und über die Macht Deiner Mittel?!"

Unter diesen und ähnlichen Betrachtungen verbrachte Schanzenau die wenigen Stunden bis zum Anbruch des Morgens, natürlich ohne ein Auge zu schließen.

Kurz nach dem Tag-Reveil, der in dem von Militär wimmelnden Richmond an allen Ecken und Enden von hunderten von Trommeln und Trompeten geschlagen und geblasen wurde, erschien in Schanzenau's Gefängnisse ein Unterofficier mit drei Mann. Der Gefangene wurde aufgefordert, sich anzukleiden und zu folgen. So sehr es Schanzenau widerstrebte, sich der Blouse und des Pflanzerhutes zu bedienen, welche ihm Belville zugeworfen hatte, mußte er dennoch davon Gebrauch machen. Unwillkürlich einen tiefen Seufzer ausstoßend, ließ er sich sodann fortführen. Der Weg, welchen er zurücklegen mußte, war ziemlich weit; es ging zur Stadt hinaus bis in die äußersten Verschanzungen, in welchen die von Monsieur Belville commandirte wilde Reitertruppe gelagert war.

Der Gefangene wurde in ein Quarré geführt, in dessen Inneren das Kriegsgericht versammelt war. Die letzte Hoffnung Schanzenau's schwand, als er Monsieur Belville den Präsidentensitz des Blutgerichtes einnehmen sah. Dieser Mensch war offenbar in jeder Beziehung nur ein willenloses und gefügiges Werkzeug seiner Geliebten. Einen Trost gewährte es dem armen Gefangenen, daß er die „stolze Juno" nirgends bemerkte. Aber es war von Seiten der rachsüchtigen Alwine nicht Mangel an bösem Willen, daß sie ferne geblieben; es verhinderte sie nur ein ernstliches Unwohlsein Zeuge der Verurtheilung des Mannes zu sein, dem sie unversöhnliche Rache selbst bis über das Grab hinaus geschworen hatte.

Monsieur Belville war ein hübscher, wohlgebauter Mann von etlichen dreißig Jahren, aber offenbar stark blasirt. Er gehörte einer der ersten Familien von New-Orleans an. Seine Eltern stammten aus Frankreich und obwohl er in der neuen Heimat derselben geboren und erzogen war, verläugnete er in nichts den echten Franzosen, nur daß er dabei auch alle schlimmen Eigenschaften eines echten Sclavenbarons in sich vereinigte. Ungeachtet seiner anscheinend feinen Manieren und seines graciösen Aeußern war er doch nur eine sinnlich-gemeine, blut- und gelddürstige Bestie, welche vor gar keinem Verbrechen zurückschreckte, wenn es die Befriedigung seiner Eitelkeit, seiner wollüstigen Begierden, seiner Spielsucht und seines so leicht erregbaren Racheburstes galt.

Monsieur Belville hatte in New-Orleans kurz vor Ausbruch des Bruderkrieges die Bekanntschaft des Fräuleins von Eichenstamm gemacht. Sie erkannte in diesem Manne das geeignetste Werkzeug ihrer unheilvollen Pläne und Monsieur Belville, der damals gerade den letzten Dollar seines Vermögens auf dem grünen Tuche verloren hatte, verkaufte mit tausend Freuden Leib und Seele an die Syrene, deren verführerische Reize ihn bestrickten und deren ungeheures Vermögen ihm eine glänzende Zukunft sicherte. Alwine stellte ihm die Mittel zur Verfügung, ein leichtes Reitercorps anzuwerben. Es war nicht Sympathie für die Sache des Südens, welche sie dazu bewog, sondern nur ihr fester Entschuß, auf diese Weise heute oder morgen in den Wechselfällen des Krieges Schanzenau und dessen Kinder in ihre Gewalt zu bringen. Keine Summe war ihr zu groß, um gewandte Spione zu besolden, welche sie stets von dem jeweiligen Aufenthalte Schanzenau's in Kenntniß hielten. Schon hundertmal war dieser nahe daran, in ihre Gewalt zu gerathen, aber immer rettete ihn, ohne daß er es ahnte, ein glücklicher Zufall vor seiner ingrimmigen, unversöhnlichen Feindin,

bis endlich nach der siebentägigen Schlacht bei Richmond die so heiß ersehnte Gelegenheit sich darbot.

Monsieur Belville eröffnete die Sitzung des Kriegsgerichtes mit dem Verhöre dreier Zeugen seiner eigenen Truppe, welche beschworen, daß sie den hier stehenden Mann in der Nacht vom 1. auf den 2. Juli bei einem Streifzuge vor den Verschanzungen aufgegriffen und in seinen Taschen eine Planskizze der Befestigungen, sowie andere Notizen über Stand und Stärke der Conförderirten-Armee vorgefunden hatten.

Mit Entrüstung bezeichnete natürlich Schanzenau diese Aussagen als Meineid. Aber dies nützte ebensowenig, als die wahrheitsgetreue Angabe seiner Eigenschaft als Oberst der Union und jener Umstände, unter welchen er in Gefangenschaft gerathen war.

Man ließ ihn nicht einmal zu Ende sprechen; Belville gab den Befehl, den durch Zeugenaussagen vollkommen überwiesenen Spion abzuführen. — Der Spruch des Kriegsgerichtes war bald gefällt. — Er lautete auf Tod durch den Strang und sollte das Urtheil aus besonderer Gnade erst mit der untergehenden Sonne außerhalb der Verschanzung in dem nahen Gehölze stattfinden. — Diese Verzögerung war von der grausamen Alwine ausdrücklich gewünscht worden. Ihr Opfer sollte auch die Qualen mehrstündiger Todesangst erdulden.

Der Gefangene war von einem Detachement regulärer Infanterie in Empfang genommen und nach einer leeren Officiersbaracke in einer nahen Redoute gebracht worden; diese Redoute war, seit die geschlagene unionistische Armee sich zurückgezogen hatte, ohne Besatzung, einige Artilleristen ausgenommen, welche die Positionsgeschütze reinigten und die bedeutenden Munitionsvorräthe bewachten.

Ein junger Officier befehligte die kleine Abtheilung, welcher Schanzenau übergeben worden war. — Man stellte es dem Verurtheilten frei, einen Geistlichen aus der Stadt kommen zu lassen und sich ganz nach Belieben mit Speise und Trank zu erquicken, soweit in letzterer Beziehung die im Lager befindlichen Feld-Cantinen nur irgend etwas Genießbares zu bieten vermochten.

Schanzenau behielt sich den geistlichen Zuspruch für die Nachmittagsstunde bevor; was seine leiblichen Bedürfnisse anbelangte, begnügte er sich mit etwas Rhum und Wasser, um seine vertrocknete Kehle zu befeuchten. Er dankte dem jungen Officiere, der ein sehr gebildeter und feinfühlender Mann zu sein schien, und welchem offenbar sein heutiges Amt als Delinquentenwache sehr anwiderte, herzlich für das freundliche

Entgegenkommen, dabei den Wunsch aussprechend, seinen Gedanken ungestört überlassen zu werden.

Der Officier zog sich auf dieses vor die Thüre der kleinen Barake zurück, und nahm dort auf einem Feldstuhle Platz.

Schanzenau erging sich unwillkürlich in ein murmelndes Selbstgespräch über das Verzweiflungsvolle seiner Lage. — Seine Stimme wurde dabei immer lauter, ohne daß er es selbst wußte, so daß der Officier vor der Barake schließlich jedes Wort verstehen konnte.

„Ach," wehklagte Schanzenau, „kaum vierzig Jahre alt, und schon soll ich hinüber in das räthselhafte Jenseits! Bei Gott! Nie habe ich vor dem Tode gezittert, aber heute graut mir bei dem Gedanken, an die Art und Weise, wie ich sterben muß. Allmächtiger im Himmel! Gibt es denn gar keine Rettung vor dieser Schmach?! Ach, wenn ein „Bruder" in der Nähe wäre, der mir das brechende Auge schließen, für meine ehrliche Bestattung Sorge tragen würde! Was nützt mir jetzt das Nothzeichen unseres Bundes? Was nützt es, wenn ich in der unendlichen Angst meiner Seele die Hände auf diese Weise über meinem Haupte kreuze und rufe: — — —"

Schanzenau stieß in der That unwillkürlich den Nothruf der Freimaurer aus.

Wie elektrisirt sprang der junge Officier von seinem Sitze empor, riß die Thüre auf und rief: „Sie werden nicht sterben, mein Bruder!"

Schanzenau starrte den jungen Mann betroffen an, erwiderte aber dessen maurischen Händedruck. Einige wenige weitere Zeichen und und Worte constatirten, daß zwei Mitglieder des großen, über die ganze Welt verbreiteten Bruderbundes sich gegenüber standen.

Bevor wir die Folgen dieser Erkennungsscene weiter schildern, wollen wir unseren profanen Lesern einiges über das Nothzeichen bekannt geben, dessen sich der Freimaurer in großer und dringender Lebensgefahr bedient, um durch brüderliche Hilfe Rettung zu finden. Dieses Zeichen hat besonders in Kriegszeiten wohlthätig gewirkt und oft die erbittertsten Feinde entwaffnet, so daß sie der Stimme der Menschlichkeit Gehör gaben und sich gegenseitig Schutz gewährten, statt sich zu ermorden. Seit dem Bestehen und der Verbreitnng der Freimaurerei hat sich dieses Zeichen in den Kriegen des vorigen und des laufenden Jahrhunderts segensreich erwiesen und oft die unerwartetste Hilfe gebracht. Wir wollen hierüber einige thatsächliche Geschichten erzählen, welche von allgemeinem Interesse sein dürften.

Es war am 16. August 1780, als dem alten braven deutschen General von Kalb auf dem amerikanischen Schlachtfelde von Camdens die Aufgabe wurde, mit einigen wenigen Veteranen den Rückzug der Insurrections-Milizen zu decken. General Kalb und seine Getreuen fochten mit äußerster Tapferkeit, mußten aber alsbald der Uebermacht erliegen. Der brave General Kalb fiel mit Wunden bedeckt nahe der Stelle zu Boden, wo der britische General persönlich commandirte. Niedergestreckt auf den Boden, obgleich noch lebend, würden im nächsten Augenblicke ein Dutzend britischer Soldaten mit wilder Grausamkeit sein Herz durchstoßen haben, wenn nicht sein Adjutant sich vor ihm gestürzt und das maurische Nothzeichen machend, ausgerufen hätte: „Rettet den Baron von Kalb, rettet den Bruder!“ — Der britische Lieutenant Cornwallis herbeigezogen durch diesen Ruf, sprengte heran und mit seinem eigenen Schwerte schlug er die Bajonnete seiner Soldaten auf die Seite; dann hob er den deutschen General, den anerkannten und gefährlichen Feind seines Landes, mit brüderlichem Willkomm vom Boden auf, verband eigenhändig seine Wunden, und brachte ihn von dem kalten Bette des Schlachtfeldes nach seinem eigenen Quartier, wo ihm jede Annehmlichkeit wurde, welche Reichthum und zarte Sorgfalt hervorbringen konnte. Aber Kalb's Wunden waren tödtlich. Cornwallis untröstlich, daß es ihm nicht gegönnt war, Kalb's irdisches Leben zu verlängern, brachte die sterblichen Reste des „Bruders“ mit all dem Gepränge eines militärischen Begräbnisses nach ihrer letzten Ruhestätte und er selbst vollzog die „großen Ehren“ der Maurerei am Grabe. Welch' erhabenes Beispiel edler Menschlichkeit und Bruderliebe! Zwei stolze, ehrgeizige, aber hochherzige Krieger, jeder auf's wärmste für die Sache seines Landes eingenommen, treffen sich in offener Schlacht und trotz aller der Aufregung, welche nur ein solches Blutbad hervorbringen kann, lassen sie ihre Schwerter sinken und umhüllen sich gegenseitig mit dem Mantel der Treue und Bruderliebe.

Ein anderer ähnlicher Zug aus dem wilden Kriegsleben ist Folgender:

In der blutigen Schlacht von Trafalgar (22. October 1805) hatte Nelson den Befehl ertheilt, keinen Pardon zu geben. Die englischen und die französischen Schiffe lagen so nahe neben einander, daß die Oberfläche der See nur noch ein Schlachtfeld bildete, auf welchem das gräßlichste Handgemenge vor sich ging. Jeder Fuß breit des Verdecks wurde streitig gemacht, vertheidigt, errungen durch eine große Anzahl von Sterbenden und Verwundeten. — Eine französische Fregatte fällt nach einem solchen Gemetzel den erbitterten Engländern in die

Hände und die Sieger machen sich daran, die entwaffneten Gegner in die blutgetränkte See zu schleudern. Da gaben einige schon dem Tode des Ertrinkens nahe Franzosen das maurische Nothzeichen. Augenblicklich stellen die Engländer ihr grausames Vorhaben ein und retteten wieder hundertsechzig ihrer Feinde aus den Fluten auf das Verdeck. Die Brüderlichkeit, mächtiger als der kriegerische Ehrgeiz und die fanatische Wuth des Kampfgewühles, hatte ihre Stimme erhoben und die Menschlichkeit erhielt ihre Herrschaft wieder.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch des französischen Dichters Desaugiers gedenken, welcher sich auf San Domingo befand, als daselbst die Insurrection der Neger ausbrach. Er verirrte sich im Hügellande; er wurde von einer Truppe Farbiger gefangen genommen und an einen Baumstamm gebunden, um als weißer Mann unter den Kugeln der Neger zu sterben. — In seiner Angst macht Desaugiers unwillkürlich das maurische Zeichen des Schreckens. Der Anführer der Schwarzen wird stutzig und tritt näher und macht einige andere freimaurerische Zeichen, welche Desaugiers correct beantwortet. Auf dieses bedeckt der Negerhäuptling den Dichter mit seinem Leibe und ruft den Seinigen zu: „Haltet ein, er ist mein Bruder!" — Desaugiers Leben und Freiheit war gerettet.

Im Jahre 1808 conspirirte der Diaconus Hagen zu Sebb im Voigtländischen gegen die Napoleonische Gewaltherrschaft. Er und sein Freund Parchwitz wurden von der französischen Polizei ausgeschnüffelt und sollten ohne viel Umstände zu Baireuth erschossen werden. Aber der französische Commandant von Baireuth war Freimaurer gleich Hagen und Parchwitz, und ließ seine Gefangenen entfliehen.

Aus dem Feldzuge von 1815 liegen eine Menge von Thatsachen vor, welche von der wunderbaren Wirkung des maurischen Nothzeichens Zeugniß geben.

So wurde z. B. am 15. Juni 1815 bei Quatre-Bras ein schottischer Stabsofficier in dem Augenblicke schwer verwundet, wo das verbündete Heer eine rückgängige Bewegung machte. Verlassen auf dem Schlachtfelde, wurde er von der französischen Reiterei niedergetreten und blieb für todt liegen. Dem Tode nahe, bemerkte er feindliche Wundärzte, welche die Verwundeten verbanden. Da nimmt er seine Kräfte zusammen, richtet sich auf den Knieen empor und ruft auf gut Glück auf maurische Weise um Hilfe. Ein französischer Wundarzt, welcher Freimaurer ist, bemerkt es ungeachtet der hereinbrechenden Dunkelheit, und eilt dem „Bru-

der" sofort zu Hilfe. Er verbindet seine Wunden, läßt ihn mit den verwundeten französischen Officieren trotz der geringen vorhandenen Anstalten und des Murrens seiner Landsleute fortschaffen; er bringt es endlich dahin, daß der verwundete Feind seines Landes nach Valenciennes gebracht wird, welches der Engländer nach vier Monaten als geheilt verläßt. Der rettende Bruder entzog sich aber jedem Danke; erst nach langer Zeit und nach vielen mühsamen Nachforschungen gelang es dem in Rede stehenden Stabsofficiere, seinen Lebensretter ausfindig zu machen und ihm seinen Dank darzubringen.

Am 17. Juni desselben Jahres sprengt ein französisches Chasseurpiquet unter dem Befehle seines Rittmeisters im Galopp in das Städtchen Jemappes und nimmt Alles gefangen, was sich vom Feinde vorfindet. Etliche Flintenschüsse werden aus einem Hause abgefeuert, in welches die Franzosen sogleich eindringen; in ihrer Wuth wollen sie neun verwundete Feinde, welche dort lagen, kurzweg niedermetzeln. Einer derselben, ein braunschweigischer Officier, gibt sich glücklicherweise als Maurer zu erkennen, und nicht vergebens ist dieses Zeichen. Der Rittmeister gewahrt es und trotz seines Zornes übernimmt er wie umgewandelt die Vertheidigung der Verwundeten gegen seine eigenen Leute. Schon am folgenden Tage wurde er für seine edle Handlung belohnt. Schwer verwundet fiel er den Preußen in die Hände. Er gibt sich einem Major als Maurer zu erkennen; dieser nimmt ihn unter seinen Schutz, verhindert, daß er mißhandelt werde, läßt ihn mit seinen eigenen Soldaten auf dem Schlachtfelde verbinden und ihm sein Eigenthum wieder zustellen, das ihm abgenommen worden war. Der Rittmeister wurde nach Brüssel gebracht und dort vollkommen hergestellt.

Am 18. Juni gegen sechs Uhr Abends, mitten in einem furchtbaren Reiterangriffe, erkannte ein belgischer Officier sich gegenüber einen französischen Officiere, welchen er einst in einer Feldloge*) getroffen

---

*) So nennt man solche Logen, welche in Kriegszeiten von Officieren aller Grade gebildet werden und nach Beendigung des Krieges entweder sich auflösen oder als eine feststehende Loge sich constituiren. Die Feldlogen sind ihrer Natur nach „ambulante Logen." Die erste Spur der Feldlogen finden wir in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und zwar ist die erste wirkliche Feldloge eine schwedische im siebenjährigen Kriege gewesen. — Zur Zeit des Befreiungskrieges bestanden in der preußischen Armee fünf Feldlogen, und auch die hannover'sche Armee besaß bis 1816 eine solche. Sogar in der russischen Armee bestand eine am 12. März 1817 gestiftete Feldloge: „Georgo la victorieuse,"

hatte. Noch hatte er sich kaum Glück gewünscht, daß er ferne genug war, um ihn nicht angreifen zu müssen, als er ihn, umringt und verwundet, vom Pferde stürzen sieht. Da vergißt er Alles um sich her, stürzt sich nach ihm hin, macht ihm Luft, selbst auf die Gefahr, für einen Verräther gehalten zu werden, nimmt ihn gefangen, sorgt selbst für seinen Verband und kehrt nicht eher in das wilde Gemetzel zurück, als bis er versichert ist, einem „Bruder" das Leben gerettet zu haben.

An demselben 18. Juni, gegen neun Uhr Abends, sahen sich etwa fünfzig Mann, die, Alle verwundet und von einem Lieutenant befehligt, die einzigen Ueberreste von einem aus zwei französischen Infanterie-Regimentern gebildeten Quarrée waren, endlich von allen Seiten umzingelt. Sie rufen, daß sie sich ergeben wollen, und werfen ihre Waffen weg. Allein die Verbündeten, erbittert über den Verlust, welchen diese Hand voll Leute durch ihren in der That allzulange fortgesetzten hoffnungslosen Widerstand ihnen zugefügt hatte, wollen keinen Pardon geben, sondern fahren fort, zu schießen. Die Franzosen müssen auf diese Weise binnen wenigen Minuten verloren sein. Der junge Officier, der sie befehligt, tritt in dieser großen Noth von seiner Truppe heraus und macht maurische Zeichen. Zwei hannover'sche Officiere, welche diese Zeichen bemerken, springen vor ihre Fronte und mit eigener Lebensgefahr bringen sie das Feuer der Ihrigen zum Schweigen, wodurch sie den fünfzig Braven das Dasein retten.

Wenige Stunden nach dem eben erzählten Vorfalle führten zwei junge, englische Officiere mit einer Abtheilung von wenigen Soldaten auf der Heeresstraße nach Mont Saint-Jean etliche Hundert Franzosen, welche man vor Jemappes aufgelesen hatte. Mehrere der gefangenen französischen Officiere hatten sich den gedachten zwei englischen Officieren als Freimaurer zu erkennen gegeben. Plötzlich erscheint auf der Straße eine starke Abtheilung preußischer Reiterei. Erhitzt von dem gräßlichen Gemetzel, welches auf diesen blutgetränkten Feldern von Belle-Alliance vom 15. bis 19. Juni 1815 sozusagen Tag und Nacht währte, vergessen sich die Preußen so weit, auf die wehrlosen Gefangenen einzudringen, von denen mehrere erbarmungslos niedergehauen werden. Die englischen Officiere wurden nicht gehört; ihre Vorstellungen, ihre Drohungen waren

---

welche aber mit dem Verbote der Freimaurerei in Rußland einging. Auf gleiche Weise werden in England und Amerika mit Bewilligung der Regierung förmliche Logenpatente für bestimmte Kriegsschiffe ausgegeben.

vergeblich. Da versammeln sie ihre schwache Bedeckung und sind fest entschlossen, die ihrer Treue anvertrauten Franzosen zu schützen. Ein Gefecht entstand zwischen Preußen und Engländern, als die Stimme eines preußischen Generals sich hören ließ und dem erbitterten Kampfe zwischen Freund und Feind ein Ende macht. — Dieser Vorfall charakterisirt die Epoche, sowie die maßlose Erbitterung der Völker, zugleich ist er aber auch als einer der schönsten Triumphe der Freimaurerei zu bezeichnen.

Ein wenig bekanntes Ereigniß aus der Schlacht von Buenavista (22. Februar 1847, geschlagen zwischen den Truppen der nordamerikanischen Union und der Republik Mexico) verdient dort wohl gleichfalls eine Stelle. Der unionistische General Taylor kam hier in Gefahr, von einer vierfachea Uebermacht der Mexicaner unter dem berüchtigten Santa-Anna umzingelt zu werden, nahm jedoch unerschrocken den Kampf auf und warf schließlich den Feind zurück. Das zweite Infanterie-Regiment von Kentucky hatte lange den ganzen Anprall allein auszuhalten und namentlich war es der starken Artillerie der Mexicaner völlig preisgegeben. Reihenweise stürzten die braven Männer aus Kentucky zu Boden. Auch ein junger Mann, der sich kühn den feindlichen Geschützen entgegen geworfen, fällt verwundet in deren Nähe und eine Reihe glänzender Lanzen richtet sich nach seinem Herzen, um seinen letzten Blutstropfen zu vergießen. In diesem drohenden Augenblicke nahm er noch zu einem letzten Rettungsmittel, das niemals trügt, seine Zuflucht; er machte das Noth- und Hilfszeichen und im nächsten Augenblicke eilt ein Mexicaner, welcher Freimaurer war, zu dem niedergesunkenen Krieger, schlägt die drohenden Lanzenspitzen zur Seite und trägt den Feind, in welchem er einen „Bruder" erkannt hatte, aus dem Schlachtgetümmel. Leider aber, müssen wir hinzusetzen, verlor der edle Retter sammt seinem Schützlinge bei diesem Versuche sein Leben. Diese schöne That reinster Nächstenliebe ist zweifellos ein erhabenes Denkmal der unendlichen der freimaurerischen Bande.

Auch in dem entsetzlichen Bürgerkriege zwischen den Nord- und Südstaaten der amerikanischen Union hat die Freimaurerei unumstößliche Beweise ihrer versöhnenden Macht geliefert, Beweise, welche von besonderem Gewichte erscheinen müssen, weil gerade in diesem Bürgerkriege die menschliche Leidenschaft auf das Höchste gesteigert war und nicht einmal die engsten Familienbande mehr geachtet wurden, wenn der Parteigeist dazwischen trat. Die Bande der Freimaurerei aber erwiesen sich als unzerreißbar. — Wir wollen auch hierüber ein Paar constatirte Fälle anführen.

Major Georg Pettigrew, ein Officier des Südstaaten-Heeres, wurde in der Schlacht bei Friedrichsburg verwundet und gefangen genommen. In dem im Gebäude der Patent-Office zu Washington befindlichen Verpflegungshause liegend, fühlte er am 12. Januar 1863 sein Ende herannahen und gab sich jetzt erst den Umstehenden als Freimaurer zu erkennen, indem er zugleich den Wunsch aussprach, auf maurerische Weise beerdigt zu werden. Mit Bereitwilligkeit entsprach die Bruderschaft in Washington seinem Wunsche; er wurde mit den entsprechenden Feierlichkeiten von dem dortigen Maurertempel aus auf einem der Großloge eigenthümlich zugehörigen Platze auf maurische Weise beerdigt. — Auf dem Schlachtfelde von Manassas trug sich eine andere, die Freimaurerei ehrende Thatsache zu. Eine behufs der Bestattung der Todten abgesandte Abtheilung von Soldaten fand unter dem Schatten eines Strauches den Leichnam eines starken Mannes, der auffallender Weise mit großer Sorgfalt behandelt war. Man hatte augenscheinlich, indem er im Sterben lag, sein Haupt etwas höher gelegt und ihn sorgfältig mit einer Felddecke bedeckt, während andere Todte in allen Richtungen beinahe nackt und unbeachtet umher lagen. Dies erregte natürlich die Aufmerksamkeit der Soldaten, und als man daran ging, den Leichnam emporzuheben, entdeckte man unter seinem Haupte seine Uhr und Börse, sowie ein Papier, welches seinen Namen, seine letzten Wünsche und Worte, sowie die Bemerkung enthielt, daß Maurerbrüder aus dem Süden in dem sterbenden Feinde einen Bruder erkannt und ihm, nachdem sein Leben entflohen, die Augen zugedrückt hätten. Ein grüner Akazienzweig, welchen der Todte in seinen über die Brust gefalteten Hände hielt, bewies in erhebender Allegorie, daß die Freimaurerei eine allumfassende Verbindung ist, und daß wahre Liebe es ist, welche ihre Jünger bestimmt, in allen Verhältnissen des Lebens sich als Brüder anzuerkennen. — — —

Nachdem der junge Officier, welcher Eduard Actinson hieß und einer der ersten Familien von New-Orleans angehörte, in schlichten, aber herzlichen Worten seine Freude an den Tag gelegt hatte, daß ein sonderbarer Zufall ihm Gelegenheit bot, einen „Bruder" zu retten, sagte er:

„Setzen wir uns — erzählen Sie mir in kurzen Umrissen Ihre Lebensgeschichte und dann wollen wir berathen, auf welche Weise Ihre Rettung wohl am besten bewerkstelliget werden kann."

Schanzenau kam der Aufforderung, die wichtigsten Momente

seines Lebens zu schildern, ohne Zögern und Bedenken nach. — Seine Erzählung wurde wiederholt von Seite Actinsons durch Ausrufe des Erstaunens und der Entrüstung unterbrochen, als der Gefangene von seiner Verurtheilung in Wien und von den geheimen Machinationen der „stolzen Juno" zu sprechen begann.

Als Schanzenau seine Mittheilungen beendigt hatte, schrieb der junge Officier in aller Eile ein Zettelchen an seinen Obersten, den er nicht als Vorgesetzten, sondern als Freimaurer bei seinem Brudereide beschwor, sogleich in der Redoute zu erscheinen; — das Briefchen wurde durch eine berittene Ordonnanz nach der Stadt befördert, wo Oberst Hamilton im Quartiere lag. Ehe ein halbes Stündchen verflossen, kam der Gerufene bereits im gestreckten Galoppe angesprengt. Er hatte die wichtigsten Geschäfte im Stiche gelassen, um dem Appelle an seine Bruderpflicht zu genügen. Wenige Worte Actinson's genügten, um seinen Obersten für die Rettung des Gefangenen von einem ebenso schimpflichen als unverdienten Tode zu stimmen.

Schanzenau wagte Hoffnung zu schöpfen. Hamilton begann mit ihm eine längere Unterredung, zu deren Schlusse der Conföderirten-Oberst sein Wort verpfändete, für die Befreiung des bedrohten „Bruders" mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln einzutreten.

Oberst Hamilton ließ einige Flaschen Wein und kalte Küche herbeiholen und lud den jungen Officier, sowie Schanzenau ein, wacker zuzusprechen. Mit der wiedererwachenden Hoffnung war dem Verurtheilten auch der Appetit zurückgekehrt.

Gegen vier Uhr Nachmittags empfahl sich endlich der Oberst, nachdem er mit Lieutenant Actinson die erforderlichen Verabredungen getroffen hatte.

Als die Sonne sich dem Untergange neigte, ließ Actinson seine Leute antreten und avisirte Schanzenau, daß er sich getrosten Muthes anschicken möge, der Escorte nach der kleinen, nahen Insel, welche der James River unweit der äußersten Verschanzung bildete, mit anscheinender Ergebung in sein Schicksal zu folgen.

Auf der Insel angelangt, sollte dem Uebereinkommen gemäß ein schriftlicher Befehl des Obersten Hamilton eintreffen, welcher nicht nur die Hinrichtung untersagte, sondern sogar dem Gefangenen die volle Freiheit gab. Hamilton nahm zwar dadurch anscheinend eine schwere Verantwortung auf sich, aber möglicher Weise krähte, wie man zu sagen pflegt, kein Hahn nach der ganzen Geschichte; solche Begnadigungen

erfolgten ja sehr häufig im eigenen Partei-Interesse, wenn der verurtheilte Kundschafter in dem letzten Momente wichtige Eröffnungen machte, und außerdem ersprießliche Dienste von ihm zu erwarten standen. Im schlimmsten Falle konnte es für Oberst Hamilton nur einen derben Verweis absetzen.

Der Oberst hatte auch redlich Wort gehalten. Auf der Insel, wo die Vollstreckung des Urtheils stattfinden sollte, wartete bereits ein Adjutant Hamiltons mit der erwähnten schriftlichen Ordre.

Actinson beeilte sich, dem geretteten Bruder vor seiner Mannschaft die erfreuliche Botschaft laut vorzulesen, und ihm den Freipaß, welcher dem Regiments-Befehle beilag, auszufolgen.

Schanzenau schloß gerührt den edlen, jungen Mann in seine Arme und wollte sich entfernen, nachdem er gebeten, dem Obersten Brudergruß und Dank zu vermelden.

„Was soll das heißen?!" schrie plötzlich in der Nähe eine beinahe athemlose Stimme.

Actinson und Schanzenau, die sich eben zum letzten Male die Bruderhand gereicht, blickten sich betroffen um.

Oberst Belville, knapp hinter ihm die „stolze Juno," hielten ihre schnaubenden Rosse an. Etwa vierzig Mann von Belville's Leuten sprengten im vollen Galopp herbei.

„Der Gefangene ist begnadigt und frei!" entgegnete der junge Officier mit Festigkeit und wies auf die Ordre in seinen Händen.

„Begnadigt und frei!" wiederholte Belville höhnischen Tones, „wer hat diese Verfügung getroffen, wenn ich fragen darf?"

„Mein Oberst, welchem ich unbedingt zu gehorchen habe!" sagte Lieutenant Actinson ruhig.

„Aber noch mehr, mein Herr Lieutenant," rief Belville mit Sarkasmus, „aber noch mehr, als Ihrem Herrn Oberst, haben Sie dem Ober-Commandanten der ganzen Armee zu gehorchen. — Lesen Sie, mein bester Actinson!"

Dem Lieutenant flimmerte es vor den Augen, als er den Befehl des Generals Lee durchflog, daß die Hinrichtung des gefangenen Spions unter der Aufsicht und dem Commando des Obersten Belville zu geschehen habe.

„Packt den Verurtheilten und henkt ihn!" gebot Belville seinen Leuten, welche inzwischen dicht hinter ihm Halt gemacht hatten.

Zwei der Strolche sprangen von ihren Pferden und wollten Hand an Schanzenau legen.

„Hinweg!“ schrie Lieutenant Actinson den Säbel schwingend, „hinweg oder — —“

„Oho! Insubordination!“ rief Belville wüthend, „na warte Bürschchen! Dir will ich Gehorsam lehren!“

Diese Drohung des Guerillaführers war keine leere. Seine Mannschaft, dreimal stärker als die Escorte Miliz-Infanterie, welche Actinson commandirte, mußte in einem Handgemenge bald die Oberhand gewinnen.

Nichts desto weniger war der wackere Lieutenant entschlossen, den ungleichen Kampf zu wagen. — „Machen Sie sich zur Flucht bereit, mein Bruder!“ flüsterte er Schanzenau zu, „ich werde bis auf den letzten Mann Stand halten.“

„Nein, nein,“ entgegnete Schanzenau entschlossen, „ich werde nicht feige fliehen, während wackere Männer für mich bluten. Ach, daß ich wehrlos bin!“

Letzterem Uebelstande wurde jedoch bald abgeholfen. Die erwähnten zwei abgesessenen Reiter Belville's faßten auf einen Wink desselben Schanzenau an. Aber dieser warf beide Banditen zu Boden, und bemächtigte sich im Nu des Säbels und des Revolvers des Einen. — Das Signal zu einem erbitterten Kampfe war gegeben. — Actinson commandirte Feuer und mehrere von Belvilles Leuten stürzten. Der Miliz-Infanterie blieb aber keine Zeit, ein zweites Mal ihre Gewehre zu laden. Sie mußten sich ihrer Gegner, welche mit Ungestüm auf sie eindrangen, mit den Bajonneten erwehren. — Ein wildes, erbittertes Gemetzel entstand. — Die „stolze Juno,“ obwohl nicht direct an dem Kampfe theilnehmend, feuerte die Reiter mit Worten und Versprechungen an. — Sie bot einen Preis von 10.000 Dollars Demjenigen, der ihr Schanzenau lebendig ausliefern würde. — Diese Bedingung rettete wahrscheinlich dem kleinen Häuflein das Leben, welches, wenn die Guerillareiter von ihren Schußwaffen Gebrauch gemacht hätten, in wenigen Minuten vernichtet gewesen wäre.

Das rachsüchtige Weib wollte sich eben den Genuß nicht entgehen lassen, die Hinrichtung an dem gehaßten Schanzenau mit der kaltblütigsten Grausamkeit vollzogen zu sehen.

Die Infanteristen hatten Quarrée formirt, in dessen Mitte der Lieutenant und Schanzenau sich befanden. Mit meisterhafter Tactik und bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit rückte die kleine Masse compact und Schritt für Schritt nach dem Ufer zu.

Der Kampf auf der Insel hatte die Aufmerksamkeit des Artillerie-

Officiers in der gerade gegenüberliegenden Redoute erregt. Zum Glücke war dieser Officier ein naher Verwandter Actinson's, und als er die große Bedrängniß des jungen Lieutenant's bemerkte, sein Entschluß bald gefaßt. Er ließ eine Haubitze mit Kartätschen laden und richtete die Kanone eigenhändig auf die Guerilla-Reiter, welche eben den Kampf etwas eingestellt und sich zurückgezogen hatten, um durch ein Attaque en Carrière das Häuflein Fußvolk über den Haufen zu rennen. In dem Momente, da Belville den Befehl ertheilte, mit verhängten Zügeln loszusprengen, wurde in der Redoute „Feuer" commandirt. Der Schuß war wohl gezielt.

Ueber zwanzig Reiter stürzten sammt ihren Rossen, darunter auch Belville, welchem eine Kartätschenkugel die Hirnschale zerschmettert hatte.

Actinson befahl, neu zu laden. Seine Leute bekamen aber keine Gelegenheit mehr zu feuern. Bevor sie sich wieder schußfertig gemacht hatten, waren die weniger unversehrt gebliebenen Gegner wie weggeblasen. Sie hatten keine Lust, sich einer zweiten Begrüßung von der jenseitigen Schanze auszusetzen.

„Fort, fort!" drängte Actinson in Schanzenau, der mit düsterem Blicke der „stolzen Juno" nachstarrte. Noch aus der Ferne erhob Alwine nach ihm drohend ihre Rechte; sie ritt als die Letzte hinter ihren Leuten, welche von einem panischen Schrecken ergriffen, und daher weder durch ihre Bitten, noch Versprechungen zu bewegen waren, einen letzten Versuch zur Wiederaufnahme des Kampfes zu wagen.

Einer der Infanteristen hatte auf Actinson's Befehl ein lediges Pferd aufgefangen. Zufällig war es der vortreffliche Renner des todten Belville. Erleichterten Herzens sprang Schanzenau in den Sattel, und nachdem er den edlen Actinson zum letzten Male die Hand zum Abschiede gedrückt, sprengte er im Galoppe davon. Hamilton's Paß in der Tasche, durfte er hoffen, ohne Unfall und ungefährdet binnen wenigen Stunden die Vorposten der Unionisten zu erreichen.

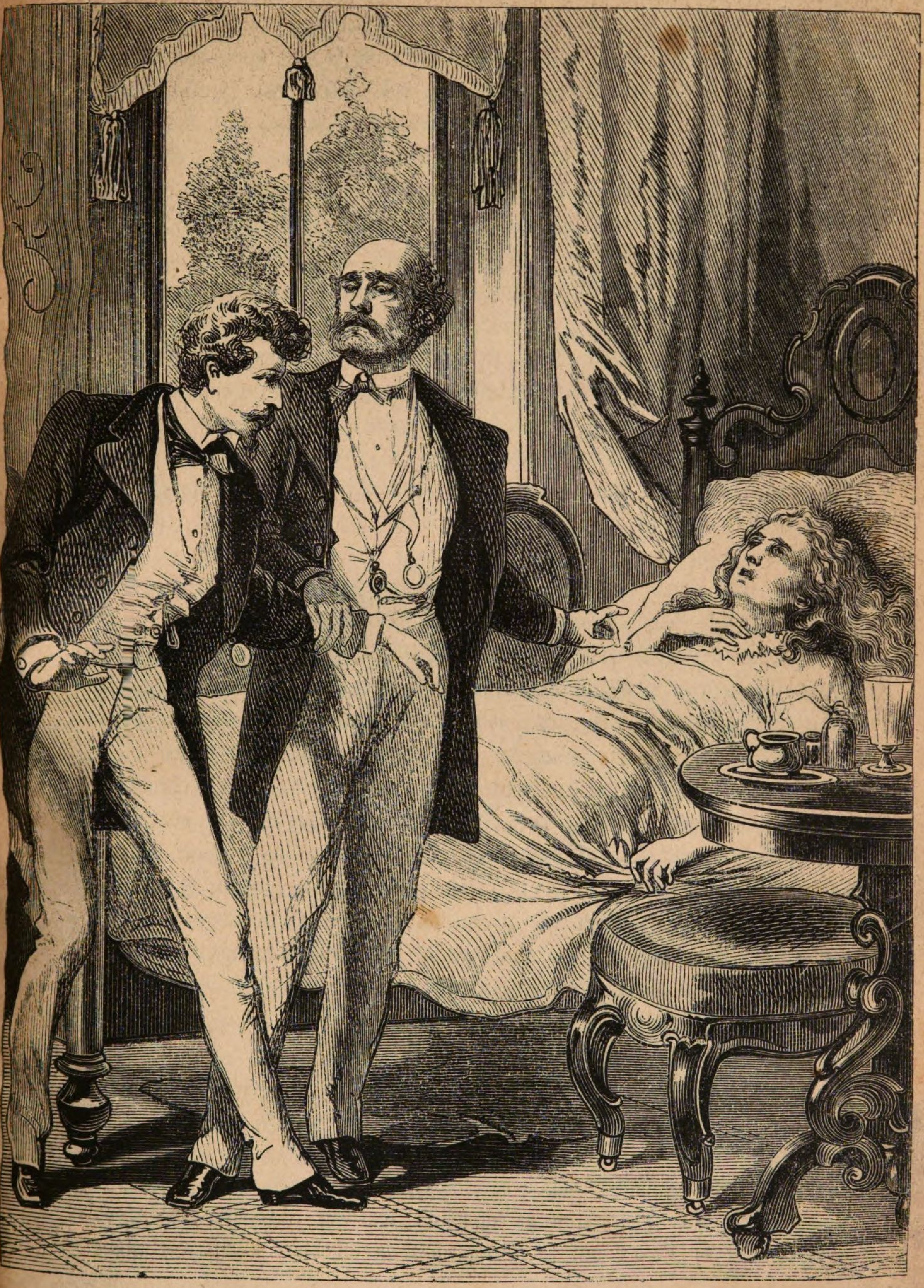
---

## VII.

## Am Genfer-See.

Ueber alle Beschreibung schrecklich war die Lage der armen, von dem elenden Isidor auf so unsäglich nichtswürdige Weise verlassenen

XX.



„Blicke hin; das ist dein Werk!" rief Graf Roosval.

Friederike. — Jeden Augenblick hoffte sie auf Hilfe, auf Hilfe, herbeigebracht durch den Vater ihres Kindes. — Aber wie wir wissen war ihre Hoffnung eine eitle. Als endlich eine Stunde verstrichen, gesellte sich zu ihrem qualvollen Zustande noch die Furcht, daß Isidor ein Leid begegnet sein könne, daß er etwa in die Hände seiner Feinde gefallen und diese nun an ihm zum zweiten Male die grausame Sentenz des geheimen Vehmgerichtes vollzogen. Daß der elende Mensch im Stande sei, sie aus bloßer Feigheit und Gewinnsucht zu verlassen, hätte das edle Wesen nie und nimmer geglaubt. Diese Möglichkeit in Erwägung zu ziehen, fiel ihr daher auch gar nicht bei.

Endlich genas die unglückliche Dulderin eines Knäbleins; aber das Kind war todt. Ein neuer unsäglicher Schmerz für Friederike in ihrer ohnehin wahrhaft entsetzlichen Lage. — Ihre Kräfte schwanden vollends. Den Kopf auf des Sarges harten Rand gelehnt, mit beiden Händen krampfhaft ihr todtes Kind an die Brust gedrückt, verlor sie endlich das Bewußtsein. — Allmälig trat tiefe Dunkelheit in den schauervollen Räumen ein. Friederike hatte nicht mehr die Kraft besessen, die inzwischen zur Neige gebrannte Wachskerze durch die zweite und letzte, die sie besaß, auszutauschen. — Die eintretende Finsterniß ermuthigte die Legionen Ratten, welche in diesen unterirdischen Räumen hausten und durch des Lichtes ungewohnten Anblick eingeschüchtert worden waren, ihre Schlupfwinkel zu verlassen. — Immer zahlreicher und kühner rückten sie dem ungebetenen Gaste nahe, der es gewagt, sie in ihrem gewohnten Treiben zu stören. Die älteren der frechen, ekelhaften Langschwänze wagten sogar, an die Ohnmächtige hinanzukriechen und das todte Kind, welches ihren Appetit zu reizen schien, zu beschnuppern. Die eiskalten glatten Füsse der Nager, welche immer toller hin und her zu huschen begannen, brachten Friederike wieder etwas zu Bewußtsein. Das Entsetzen und der haarsträubende Ekel, der sie erfüllte, als sie sich und ihr Kind in der tiefsten Finsterniß von den unheimlichen Thieren bedroht wußte, verliehen ihr die Kraft der Verzweiflung. Sie raffte sich vom Boden auf und brach in lautes Hilferufen aus. — Aber wer konnte sie wohl hören, hier an diesem grauenvollen Orte, tief unter der Oberfläche der Erde, hier an dieser Stätte des Todes und der Verwesung!

Mehrmals stieß sich Friederike an den feuchten Wänden die Stirne blutig, da sie, ohne Licht dahin wankend und von namenlosem Schrecken beherrscht, die Mitte des schmalen Ganges nicht inne zu halten wußte.

„Hilfe! Um Gotteswillen Hilfe!“ hauchte die Unglückliche mit immer matterer Stimme. Die Füsse begannen ihr den Dienst zu versagen; sie mußte sich an die Wand lehnen, aber ihr todes Kind hielt sie noch immer fest mit beiden Armen an die Brust gedrückt.

„Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen!“ lallte Friederike mit dem letzten Aufwande ihrer neuerdings schwindenden Kräfte. Sie fühlte, daß ihre Kniee brachen und sie langsam an der Wand zu Boden glitt.

In dem Augenblick, wo ihre Augen sich zu schließen drohten, gewahrte sie in einiger Entfernung einen Lichtstrahl. — Dieser Anblick flößte ihr wieder Muth ein.

„Hilfe, Hilfe!“ rief sie neubelebt, „hierher, hierher Isidor!“

Letztere Worte bekunden, daß die Arme noch immer ihre Rettung von dem Elenden hoffte, der um diese Stunde, unbekümmert um das Opfer seiner schnöden Lüste, ganz wohlgemuthet in einem Straßenwirthshause auf der Straße zwischen Tortona und Vercelli der Ruhe pflog.

Friederike staunte, als sie statt ihres einstigen Geliebten plötzlich den Conte Barberini und dessen Schwester vor sich sah, welche von einigen Männern begleitet waren, darunter auch Avvocato Zerlotti, der von seinem Hause oberhalb nach hierher den Weg gewiesen hatte.

Als die Comtesse befreundete Gesichter sah, stieß sie einen gellen Schrei der Freude aus. Sodann verlor sie aber das Bewußtsein. Man fing sie mit den Armen auf und da man in der Eile auf eine Tragbahre vergessen hatte, so legte man die Ohnmächtige in den Sarg und schaffte sie auf diese Weise hinauf in Zerlottis Haus. Eine verläßliche Hebamme und ein befreundeter Arzt, welche Beide den Verschworenen nahe standen und von denen man daher keine Indiscretion befürchten durfte, wurden herbeigeholt. Diese zwei Sachverständigen fanden den Zustand Friederikens sehr bedenklich, ja lebensgefährlich. Sie hielten mit dieser Ansicht durchaus nicht hinter dem Berge.

Die Geschwister Barberini blickten sich völlig rathlos an. Ihr einziger Trost war, daß der Arzt keine schnelle Auflösung der Comtesse befürchtete, sondern die Hoffnung aussprach, ihr Leben wenigstens noch durch einige Tage, vielleicht sogar Wochen fristen zu können, obwohl an eine Genesung nicht zu denken sei.

Nach mehreren Stunden kam Friederike wieder zum vollen Bewußtsein. Ihr erster Gedanke galt ihrem Kindlein, welches man unweit ihres Bettes aufgebahrt hatte, der zweite ihrem Vater. — Die

Geschwister **Barberini** und der Arzt, welche ihr Bett umstanden, staunten über den starken, ja wahrhaft heroischen Geist, welcher noch immer in dem morschen, schon halbvernichteten Körper der armen Comtesse wohnte. Man hatte versucht, ihr Muth zuzusprechen, und ihr das Gefährliche ihres Zustandes zu verhehlen.

„Nein, nein!" lächelte **Friederike** resignirt, „vergeblich macht Ihr Euch Mühe, mich in wohlgemeinter Weise zu betrügen. Ich fühle es am besten, daß der Keim des Todes bereits in mir liegt. — Ja, ja, ich werde sterben, aber noch Zeit genug haben, meinen lieben Vater in diesem Leben nochmals wiederzusehen. — Mein lieber Conte," fuhr sie zu **Barberini** gewendet fort, „an Sie habe ich nun zwei Bitten zu richten. Erstens schreiben Sie sogleich nach Schweden, aber schonend, schonend, und dann, dann" — — —

Die Schwerkranke zögerte weiter zu sprechen; über ihre todtenbleichen Wangen glitt ein flüchtiges Roth, als ob sie sich schäme, mit ihrer zweiten Bitte hervorzutreten. — Endlich bezwang sie aber ihre Verlegenheit und lispelte: „Was wohl aus ihm geworden sein mag? Auch ihn möchte ich nochmals vor meinem Ende sehen!"

Die edle Seele meinte damit den elenden **Isidor**, von dessen bodenloser Schändlichkeit sie freilich noch nicht das Schlimmste wußte.

„Ist er vielleicht wieder in die Hände jener schrecklichen Menschen gefallen, die ihn lebendig begraben haben?" fuhr sie nach einer Weile angstvoll fort.

Nun erst begriff **Barberini**, wen die Comtesse meine. Er wechselte leise einige Worte mit **Zerlotti**. — Der Advocat, welcher für **Tortona** und Umgegend das Haupt der Carbonari-Maurer war, verneinte entschieden, daß der junge Verräther nach seiner Flucht aus den unterirdischen Gewölben aufgegriffen worden sei. — Uebrigens versprach er, genaue Nachforschungen anzustellen, ohne jedoch den Flüchtling weiter zu behelligen. Letztere Zusage leistete er zwar nur mit Widerstreben, aber **Barberini** bat ihn um diese Gunst im Namen **Friederiken's** mit aufgehobenen Händen.

Die Comtesse schien durch dieses Versprechen sehr beruhigt zu sein, und nachdem sie die mit einem Opiate stark versetzte Medicin genommen, verfiel sie in einen stundenlangen lethargischen Schlaf.

Als sie endlich erwachte, waren ihre zerrütteten Nerven zwar etwas ruhiger geworden, ihr Zustand aber gleich hoffnungslos geblieben.

**Barberini** las ihr das Concept des Briefes vor, welchen er

bereits an den Grafen Roosval expedirt hatte. Dieser Brief enthielt in einer sehr umständlichen Einleitung das Bekenntniß der Verirrung der Comtesse mit dem „schönen Isidor" und der daraus entstandenen Folgen; sodann erging sich Barberini in einer kurzen, sehr reservirt gehaltenen Schilderung der nach der Abreise des Grafen vorgefallenen Ereignisse, mit der Nachricht schließend, daß die Entbindung der Comtesse von einem todten Knäblein erfolgt sei, und die junge Mutter in einem, an bedeutende Gefahr grenzenden Zustande schwebe, welcher die alsbaldige Anwesenheit Seiner Excellenz dringend wünschenswerth mache. — Von den schauderhaften Vorgängen in den Katakomben von Tortona erwähnte natürlich das Schreiben nichts, um den guten Grafen nicht noch mehr zu bestürzen, als es dieser Brief, zwischen dessen Zeilen sehr viel zu lesen war, ohnehin mit sich bringen mußte.

Noch ehe acht und vierzig Stunden vergangen waren, hielt Avvocato Zerlotti betreff des schönen Isidor sein Wort. Er trat mit einem Telegramme aus Genf in der Hand ein; der junge Goldstern befand sich, dieser Nachricht zufolge, in dem am Genfer See überaus reizend gelegenen Vevey, wo er, wie die Depesche besagte, einige Zeit verbleiben dürfte, da seine sehr angegriffene Gesundheit den Gebrauch der Seebäder erfordere.

Die Comtesse überlas wiederholt und aufmerksam das Telegramm; dann bat sie, ihren Arzt zu rufen, welcher alsbald in Barberini's Begleitung erschien.

Diese beiden Herren staunten nicht wenig, als Friederike den festen Entschluß kund gab, nach Genf aufzubrechen. Alle Gegenvorstellungen des Arztes blieben fruchtlos. — Die sonst so sanfte Comtesse begann vielmehr heftig zu werden, und zwar in einem Grade, daß, um nicht eine vorzeitige Katastrophe herbeizuführen, ihr die Gewährung ihres Wunsches zugesagt werden mußte. — Die Comtesse machte unter anderem auch geltend, daß der Aufenthalt zu Tortona ihr ein außerordentliches, ganz unerträgliches Mißbehagen verursache, indem sie hier Alles an ihre schrecklichen Erlebnisse in den unterirdischen Gängen mahne.

Diese Antipathie, welche leider nur zu sehr berechtigt war, verdiente in der That selbst vom ärztlichen Standpuncte Berücksichtigung und so traf denn Barberini in ein Paar Tagen nach Erhalt des Telegrammes aus Genf wirklich Anstalten, um dahin aufzubrechen. — Theils mittelst Bahn, theils in einer Sänfte, wo es auf der kürzesten Linie zwischen Tortona und Genf damals noch keinen Schienenweg gab, wurde

innerhalb von fünf Tagen die Reise ziemlich glücklich zurückgelegt. Der eiserne Wille Friederikens, welche über ihren siechen Leib eine wahrhaft bewunderungswürdige Herrschaft ausübte, wurde zwar mitunter auf eine harte Probe gestellt, aber ungeachtet ihrer unsäglichen Schmerzen verzog das heldenmüthige Mädchen keine Miene, wenn sie sich beobachtet wußte, so daß sogar der sie von Tortona bis Genf begleitende Arzt völlig getäuscht wurde und sich der durchaus eitlen Hoffnung hingab, am Ende denn doch seine Patientin retten zu können.

Conte Barberini und dessen liebenswürdige alte Schwester Magherita wachten Tag und Nacht an dem Lager der Kranken, welche mit Sehnsucht dem Eintreffen ihres Vaters entgegensah. Selbstverständlich war Graf Roosval im Nachhange zu dem Trauerbriefe schon von Tortona aus per Telegraph von der Reise nach Genf verständigt worden, eine Nachricht, welche dem guten Manne sehr tröstlich klingen, nämlich über die Gefährlichkeit des Zustandes seiner Tochter beruhigen, oder besser gesagt täuschen mußte.

Als unsere Karawane in Genf anlangte, fanden sie daselbst bereits ein Telegramm des Grafen Roosval vor, der seine Ankunft für die nächsten vierzehn Tagen ankündigte, da er zur Stunde selbst bettlägrig war und ohne äußerste Gefahr die Reise nicht sofort antreten durfte.

Friederike stieß einen schweren Seufzer aus, als sie diese Frist inne wurde.

„Werde ich aber noch so lange leben?" murmelte sie düster vor sich, „werde ich noch aus meines Vaters Munde den Trost seiner Verzeihung in das räthselhafte Jenseits hinübernehmen? Wird es mir vergönnt sein, auch noch für ihn, den Ungetreuen, den Feigling, den Verräther, Gnade zu erflehen? Ach verdient denn auch Isidor, der mich in der größten, entsetzlichsten Noth so schmählich im Stiche ließ, noch meines Mitleidens, meiner Sympathie?! Nein, gewiß nicht, aber ich kann nicht anders — ich vermag es nicht, ihn aus meinem Herzen zu reißen, ihm zu zürnen, denn ich liebte ihn einst warm und innig, — und ich fürchte, ich liebe ihn noch, trotz der Schmach, der Entehrung, die er über mich verhängt, trotz der qualvollen, unerhörten Leiden, die ich ob seiner erduldet. Möge Gott darüber richten, ob meine Beständigkeit wirklich Tugend sei, oder — Wahnsinn!"

Friederike warf einen thränenfeuchten Blick auf den kleinen, reich mit Silber verzierten Sarg, darein ihr todtgebornes Kindlein ruhte. — Sie hatte sich nicht entschließen können, das kleine Wesen in Tortona

der Erde kühlem Mutterschooße zu überantworten; es wurde daher die Leiche des Knäbleins in einen Zinksarg verwahrt, und dieser in einen eleganten, reichgeschmückten von Ebenholz gelegt. — Barberini hatte ihr mit Ehrenwort geloben müssen, daß, falls sie stürbe, ihr Kind wieder aus dem Sarge genommen, und ihr zwischen die gefalteten Hände auf die Brust gegeben werde.

So sehr es die arme Comtesse nach einer Begegnung mit dem „schönen Isidor" drängte, bemeisterte sie dennoch diesen sehnlichen Wunsch, weil Barberini dagegen die ganz vernünftige Einwendung erhoben hatte, daß der junge Goldstern wahrscheinlich die Flucht ergreifen werde, sobald er zu Vevey um Friederikens Anwesenheit in Genf erführe. Man hatte daher auch aus Vorsicht ein Incognito gewählt, damit nicht etwa der junge Goldstern vorzeitig Lunte rieche und das Fersengeld gebe, was einen wohldurchdachten Plan Barberini's vereitelt haben würde. Der gute Mann wünschte nämlich, daß Friederike im schlimmsten Falle selbst noch auf dem Todtenbette ihrem Verführer die Hand reiche, und dadurch gewissermaßen ihre Ehre rehabilitirt werde; zweitens glaubte er dadurch auch dem alten Goldstern einen großen Dienst zu erweisen. Wir sagen ausdrücklich, er glaubte es, weil ihm gänzlich unbekannt gewesen, daß der Banquier an der ersten Frucht seiner Ehe mit der unkeuschen Susanna ganz unbetheiligt war. — Durch diese Ehe in der letzten Stunde hätte der „schöne Isidor" in Wahrheit, den fideijussorischen Bestimmungen der Familie Roosvol gemäß, Anspruch auf deren Grafentitel erlangt.

Friederikens Zustand erfuhr schon wenige Tage nach der Ankunft in Genf eine derartige Besserung, daß sie vom Hotel des Bergues aus, welches unmittelbar am See liegt, und in welchem unsere Reisenden Absteigquartier genommen hatten, bei Windstille in einem eigends vorgerichteten, mit allen Beqnemlichkeiten versehenen Boote stundenlange Fahrten unternehmen konnte.

Obwohl die arme Comtesse täglich mehr und mehr abfiel, so daß ihr auch früher ziemlich hagerer Körper sichtlich zu einem Skelette einschrumpfte, gewann ihr Gemüth dennoch wieder ziemliche Heiterkeit. Ihr Papa hatte laut dem letzten Telegramm, deren täglich wenigstens eines anlangte, bereits die Reise nach der Schweiz angetreten und Isidor befand sich, wie die über ihm wachenden Spione meldeten, in dem nahen Vevey sehr munter und guter Dinge. — Mit dem Baargeld mochte er aber zu Ende sein, da er bereits den veruntreuten Schmuck der Comtesse allmälig zu

veräußern begann; Barberini hatte jedoch Vorsorge getragen, daß von allen diesen Kleinodien, welche für die Roosvals auch einen Familienwerth besaßen, kein einziges Stück verloren ging, sondern selbe wieder durch dritte Hand gegen gute Bezahlung in Friederikens Hände zurückkehrten, worüber das edle Wesen eine außerordentliche Freude empfand.

Der Genfer-See verdient es wohl, daß wir uns etwas näher mit ihm beschäftigen.

Die Rhone, dieser herrliche, westlich vom Gotthardtsknoten dem Furkagletscher entquellende Strom, stürzt sich zunächst zwischen den beiden Hochketten der Alpen, die nach Westen und Südwesten streifen, in das Thal Wallis, wo sie nicht weniger als 80 Zuflüsse in sich vereint. Dann biegt sie fast ganz nördlich ins Waadtland und rauscht, eng zusammengezwängt, durch das riesige Felsenthor, das die Dent des Morcles mit der gegenüberstehenden Dent du Midi (Mittagshorn) bildet. Die Ebene, welche die Rhone nun von der wällischen Grenze bis zu ihrer Mündung in den See durchfließt, ist sechs Stunden lang und sehr breit. Je nach den Windungen der Berge rückt diese Ebene bald vor, bald tritt sie zurück, trifft hier auf Marmorfelsen, dort auf Weinberge und Kastanienwälder. Auf mittlerer Bergeshöhe erscheinen und verschwinden zahlreiche Dörfer; über diesen erheben sich dunkle Wälder, dann grüne Weiden, und einzelne Sennhütten. Auf der wällischen Seite kann sich das Auge nicht sattsehen an der schönen Form und Großartigkeit der Gebirge, an der Anmuth ihrer Krümmungen und an der Fruchtbarkeit ihrer vom schönsten Baumwuchse beschatteten Anhöhen; eine wundervolle Farbenpracht der Natur strahlt uns überall entgegen. — Es scheinen die Alpen einen Gefallen daran gefunden zu haben, dem majestätischen Strome ein würdiges Bett zu bereiten, und bei seiner Annäherung zum See schmücken sie sich vollends, gleichsam um seine Ankunft zu feiern, mit neuer Pracht und Größe. In zwei Arme getheilt, wälzt sich die Rhone durch die breiter gewordene Ebene fort, und ergießt endlich ihre brausenden und schlammigen Fluten in den Leman, wie der Waadtländer den Genfer-See nach der altrömischen Bezeichnung: Lacus Lemanus zu nennen beliebt.

Der schäumende schmutzig-braune Strom und der tiefblaue, krystallhelle See werden handgemein, und eilt der Nordwind den Leman zu Hilfe, so fahren die Wellen empor, und stürzen von vorne und von der Seite auf den feindlichen Strom, setzen ihm hart zu, und treiben ihn in die Enge. Man glaubt zwei kämpfende Heere zu schauen. — Fährt ein Nachen über die wogende Fläche, so verspürt er an den heftigen Stößen

den Zorn der Fluten. Noch eine Viertelstunde weit vom Ufer ist der Aufruhr fühlbar. Endlich ergibt sich der Strom in die Nothwendigkeit, in das blaue Grab hinabzusteigen, aus dem er zwanzig Stunden weiter unten reiner und schöner wieder hervortritt.

Der See bespült den Fuß des Jura und der Alpen, das Savoyerland und den Schweizer-Canton Waadt; wie ein heller Halbmond biegt er sich von Genf nach Neustadt (Ville neuve). — Von der geringen Breite bei Genf erweitert er sich zu der ansehnlichen von drei Stunden zwischen Evian und St. Sulpice. Am nördlichen (Schweizer) Ufer mißt seine Länge 19, am südlichen (französischen) Ufer 15 Stunden; der Flächeninhalt beträgt $11\frac{1}{2}$ geographische Quadratmeilen, also zwei Quadratmeilen mehr als der Bodensee, welcher 1225 Fuß über dem Meere gelegen ist, während bei dem Leman dieser Höhenunterschied nur 1154 Fuß beträgt. Die Tiefe des Genfer See's wechselt zwischen 500 und 1000 Fuß, jedoch mit solcher Regelmäßigkeit, daß der Grund einen großen Trichter bildet, der in seinem von oben nach unten abnehmenden Umkreise bis auf $1\frac{1}{2}$ Stunden sich verengt. Der Boden dieses Trichters liegt nicht viel höher als der Meeresspiegel.

Der Wärmegrad des Leman beträgt in einer Tiefe von 150 Fuß $4\frac{1}{2}^0$ R., wie dies überhaupt bei allen Schweizerseen der Fall ist, und dieser Wärmegrad bleibt Sommer und Winter völlig unverändert. In den Jahren 762 und 805 soll der Genfer-See zugefroren gewesen sein, welcher Fall aber seitdem nicht wieder vorgekommen ist.

Der Wasserstand des See's ist von einer Jahreszeit zur anderen, ja von einem Tag zum anderen verschieden. Man hat berechnet, daß das Seebecken im Sommer 56 Millionen Cubikfuß mehr Wasser enthält als im Winter. Die Zeit des höchsten Wasserstandes fällt gewöhnlich in die Mitte August; der Zuwachs hängt fast ganz von der Rhone und vom Schmelzen des Schnee's in den hohen Alpen ab. Abgesehen von diesen jährlich wiederkehrenden Veränderungen des Wasserstandes bemerkt man im Sommer bisweilen ein kleines Steigen und Fallen, das sich in einem Tage oft mehrere Male wiederholt und einige Stunden anhält.

Mitunter zeigen sich auch Wasserhosen; bei heiterer Luft bildet sich plötzlich an einem Puncte des See's eine Wolke, die sich trichterförmig auf den Wasserspiegel niedersenkt, und in schneller heftiger Drehung das Wasser emporzieht. Ferner zeigt der Genfersee Strömungen (Ladières), die mitunter so stark sind, daß die Ruderer ihnen vergebens entgegenarbeiten, und die in ganz verschiedenen Richtungen gehen. Sie werden

durch die unterirdischen Zuflüsse hervorgerufen, welche dem See zur Sommerszeit ein Drittel, im Winter die Hälfte der Wassermasse zuführen, die er an seinem Ausflusse abgibt.

Unaufhörlich führt die Rhone Schlamm und Gerölle in den See und drängt ihn durch ihre allmäligen Ablagerungen immer weiter zurück. Der dadurch eingeengte und sehr oft von heftigen Stürmen gepeitschte See wirft sich auf das waadtländische Ufer, nagt es an und nöthigt so zur Erbauung von kostbaren Widerlagen und Dämmen.

Obgleich der Leman weniger fischreich ist als alle anderen Schweizerseen, so besitzt er doch 21 Arten Fische, worunter sich besonders die Weißwölfchen (Salmo fera), Seeforellen (Salmo lacustris) und Kaulquappen auszeichnen. Unter den Vögeln, welche die Seeufer bewohnen, bemerkt man verschiedene Arten von Möven, Tauchern und Enten. Im Winter lassen sich auch Züge von Schwänen sehen und was die durchreisenden Wildgänse betrifft, so sieht deren wohl kein Land so viel, als das Waadtland.

Den verschiedenen Winden, welche auf dem See herrschen, haben die Schiffsleute besondere Namen gegeben. Die Bise oder der Nordostwind braust laut anschwellend im östlichen, aber nicht im westlichen Theile des Leman. Die Vaudaire, welche aus dem Wallis kommt, ist wieder im kleinen See nicht fühlbar. Dieser heftige Wind treibt die Wellen oft zu einer bedeutenden Höhe, ja, er hat sogar schon Gebäude umgeworfen. Der furchtbarste von allen ist aber der Bornand, der plötzlich und unerwartet aus den savoyischen Schluchten hervorbricht. Der Joran kommt über den Jura. Der Genfer Wind (aus Süd) bringt Regen. Der Rebat ist der sanfte Wind, welcher zur Sommerszeit um Mittag weht. Noch ein anderer Wind aus Süden, der Sechard — Austrockner — wird schon durch seinen Namen bezeichnet. Alle diese Winde ringen oft gleichzeitig auf dem See, indem sie bald scherzend über dessen Fläche hinstreichen, Furchen ziehen oder andere stets wechselnde Gestalten darauf zeichnen, bald grimmig einander anfallen und den Sturm erzeugen. Am 1. Juli 1841 waren die Wellen so gewaltig, daß sie einen 6000 Pfund wiegenden Steinblock aus der Stelle hoben und einige Klafter weit forttrugen. — In der Regel dauern aber die Stürme auf dem Leman nicht lange an.

Eine Menge von Kähnen und kleinen Schiffen belebt die Wasserfläche. Seit der Errichtung von Dampfschiffen besteht zwischen den Hauptorten des See's eine regelmäßige tägliche Verbindung. Im Jahre 1823

hat ein Amerikaner Namens Church das erste Dampfschiff, „Wilhelm Tell", erbaut; auch eine Eisenbahn umschließt den ganzen See wie mit einem Gürtel.

Genf, welches über 40.000 Einwohner zählt, ist der mächtige Anziehungspunct, der eigentliche Brennpunct für alles Reise-, Handels- und Industrieleben, das sich am Leman bewegt, aber auch für das wissenschaftliche und künstlerische Leben der Südwest-Schweiz. Genf ist unstreitig die erste und reichste Stadt der Schweiz und zwar ungeachtet seiner bescheidenen Ausdehnung, mit dem Charakter einer echten Großstadt. Seine herrliche Lage an beiden Rhoneufern mit Aussichtspuncten, wie sie nur wenige der europäischen Großstädte bieten, die Bequemlichkeit und Eleganz, die es nebst allen geistigen Hilfsmitteln den Reisenden bietet, bewirken, daß alljährlich 20 bis 25.000 Fremde in seinen Mauern zusammen kommen. Als Handels- und Industrieplatz ist Genf eine europäische Stadt und namentlich durch seine Uhrenfabrication und Bijouteriewaaren berühmt. Wie todt und klein erscheint dagegen die Rheinstadt des Bodensee's Konstanz, die herabgekommene Größe Konstanz, das einst als freie Reichsstadt auch 40.000 Einwohner zählte und jetzt nur noch 7.500 hat.

Oft und besonders in neuester Zeit ist das Bild des Genfer See's, seiner Ufer und seines Amphitheaters besungen und geschildert worden. „Der Ocean," sagt Bouffler, „hat einmal dieses Thal besucht und da er sich in dasselbe verliebte, ließ er ihm sein Bildniß zurück." „Es ist etwas Schönes um ein Land," sagte Pezay, „wo es keine Gärten gibt, weil es selbst einer ist." Und in der That vereint der Genfersee die Großartigkeit einer breiten Wasserfläche, wie sie sonst nur der Bodensee bietet, mit dem reizenden Uferbilde der italienischen Seen und der reichen Cultur der Ufer des Zürichersee's, indem er zugleich in herrlichster Alpenscenerie mit dem Vierwaldstädtersee wetteifert.

Byron, Lamartine und Victor Hugo haben das Loo des wundervollen Leman besungen, — aber wer vermöchte je die Pracht dieses Gemäldes schildern? Wer die Reinheit des See's, die Schönheit seiner Windungen, die Kühnheit, Größe und Harmonie seiner Ufer darzustellen? Wer mit Worten den Eindruck wiederzugeben, den der Anblick der savoyer Alpen mit dem Riesen Montblanc gewährt? Und dann den Gegensatz, der durchgreifende Gegensatz zwischen den beiden Ufern! Auf der Einen, nämlich der schweizerischen Seite, der Friede, auf der Anderen, der französischen, unruhevolles Leben; hier der Protestantismus und Freistaat, dort katholischer Obscurantismus und säbelklirrender Cäsarismus;

in der Schweiz der Reichthum, die Industrie, der Fortschritt, in Savoyen dagegen Armuth, geistige und moralische Verkommenheit.

Friederiken's tief-poetisches Gemüth sog mit vollen, mit gierigen Zügen die Schönheiten dieser Natur in sich hinein. Der bisherige krampfhafte Schmerz ihres viel geprüften Herzens, löste sich immer mehr und mehr in sanfte, beinahe ekstasische Wehmuth auf, welche alles Herbe ausgestoßen, alle scharfen Kanten der Verbitterung abgeschliffen hatte. Sie fühlte sich sogar fähig, an einem lauen Abende, während das Boot sanft auf den Wogen des Leman's schaukelte, folgende Verse auf das Papier hinwerfen, freilich mit etwas unsicherer, ja zitternder Hand, da sie außerordentlich von Kräften gekommen war, und deshalb auch stets nur in halb liegender Stellung verharren mußte.

Bald strömt auf dem See von hoher Himmelsbahn
Der Lichtquell reichlich seine Fluten nieder,
Bald sanft sich neigend zu dem schimmervollsten Plan,
Bewegt er sich in gold'nen Wogen hin und wieder.
Und bald mit Silber säumend das Gewand der Nacht,
Verklärt der stille Mond des Leman's Wasserauen,
Gleichwie die Täuschung und der süßen Träume Macht
Freundlich scheidend auf den Lebensabend schauen.
Seh't; ohne Regung schlummert hier im weichen Gras
Der Glanz, der dort auf leichten Wogen sanft sich wieget,
Und Luna sieht ihr holdes Bild im feuchten Glas,
Um sich Zephyr schmeichelnd bald, bald zürnend schmieget.
Wie gerne sah' am Sommerabend ich des See's Krystall,
Woraus die Silberscheibe mir entgegen strahlet,
Und diese Zauberufer, jener Berge Wall,
Deſſ' Firnenkron' im Wasserspiegel tief sich malet;
Und dort der Stern mit gold'ner Stirn, mit Flammenschein,
Und hier der schwanken Weiden ungewisser Schatten.
O heller Leman, König du der See'n,
Oh schön geleg'ne himmelblaue Flut,
Ihr selbst, die oft mein nasses Aug' gesehen,
Ja ihr selbst, ihr preist euch höher, als mein Sang es thut.

Diese schlichten, aber innigen Verse waren der armen Comtesse Schwanengesang, ihr Abschied von dem Genfersee, an dessen Anblick sie sich nur mehr durch die Fenster ihres Gemaches weiden sollte. Ihre Schwäche nahm so sehr zu, daß sie selbst den Transport nach dem Nachen und dessen schaukelnde Bewegung nicht mehr zu ertragen vermochte.

Mit Sehnsucht sah jetzt Friederike der Ankunft ihres theuren

Vaters entgegen. Ihres Zustandes vollkommen bewußt, fürchtete sie, daß ihre Auflösung eintreten könnte, bevor sie zum letzten Male die edlen Züge des bedauernswürdigen Grafen Roosval geschaut und das Ungeheuer Isidor ihrer Verzeihung als echte Christin versichert hatte. — Nur im äußersten Falle wollte sie ihren einstigen Geliebten aus dem nahen Vevey nach Genf vor Ankunft ihres Vaters citiren; sie war fest entschlossen, einen Act freiwilliger Sühne zu begehen, indem sie auf Isidors Wiedersehen verzichtete, falls ihr Vater nur im geringsten dagegen Einsprache erhob.

Endlich am siebenzehnten Tage des Aufenthaltes der Comtesse zu Genf langte von München ein Telegramm an, womit Roosval sein bevorstehendes Eintreffen in Genf ankündigte. Barberini machte sich sofort nach Zürich auf, wohin ihn Roosval entbeten hatte, um schon während der Fahrt von dem Zustande Friederikens, sowie über einige unverständliche Andeutungen in Barberini's bisherigen Briefen unterrichtet zu werden.

Der edle Graf brach in helle Zähren und ein herzbrechendes Schluchzen aus, als er aus Barberini's Munde allmälig die Größe der Gefahr vernahm, in der sein einziges, sein über Alles geliebtes Kind schwebte. Er hatte bisher nur angenommen, daß Friederike mit dem jungen Goldstern einen Fehltritt gethan, daß eine schlimme Geburt erfolgt sei, deren Nachwehen vielleicht eine lange und kritische Cur erheischen würden; ferner fand er den ihm von Barberini schriftlich gemachten Vorschlag, die Comtesse sofort nach seinem Eintreffen in Genf mit Isidor zu vermälen, nach dem Geschehenen! selbstverständlich, wobei wir jedoch bemerken müssen, daß Barberini den schnöden Undank des elenden Strolches wohlweislich verschwieg, da Roosval, wenn er um die Vorfälle in Tortona gewußt hätte, in seiner gerechten Entrüstung den jungen Goldstern vielleicht eigenhändig erwürgt haben würde.

Der Graf ging daher auf Barberini's Vorschlag ein, in Vevey abzusteigen, und den jungen Goldstern, welcher auf Schritt und Tritt belauert wurde, zu überraschen und zur Mitreise nach Genf in Güte oder durch Gewalt zu bewegen.

Der „schöne Isidor“ fühlte sich einer Ohnmacht nahe, als er ganz unvermuthet den Grafen Roosval vor sich sah. Conte Barberini, der in dessen Begleitung sich befand, war ihm persönlich unbekannt. — Er hielt ihn in seinem Schrecken für einen bevollmächtigten Agenten

der Sicherheitsbehörde. — Von diesem Wahne befangen, stammelte er daher seine Einwilligung, die beiden Herren nach Genf zu begleiten. Er dachte, daß Widerstand vergeblich sein würde, Folgsamkeit hingegen sein Los nur erträglicher machen könne. — Während der ganzen, wiewohl kurzen Fahrt von Vevey nach Genf wurde kein Wort gesprochen. Der Graf hatte ein ganzes Coupé genommen. Scheu und leichenblaß drückte sich der junge Goldstern in eine Ecke. Er erwartete, nach der Ankunft in Genf von der Gendarmerie in Empfang genommen und nach dem Criminalgerichte abgeführt zu werden, um sich wegen der an der Comtesse Roosval begangenen Veruntreuung zu rechtfertigen. Ob Friederike lebe, und falls ja, wie es ihr erging, war diesem nichswürdigen Buben völlig unbekannt. In seinem bodenlosen Leichtsinne hatte er es nicht einmal der Mühe werth gefunden, sich seither darnach zu erkundigen, dabei von der Annahme ausgehend, daß Friederike in den Katakomben von Tortona zu Grunde gegangen sein dürfte.

Der junge Goldstern staunte daher nicht wenig, daß der Graf aus der Miethkutsche, welche die drei Männer von dem Bahnhofe in Genf nach dem „Hotel des Bergues" brachte, allein ausstieg, und er unter Barberini's Bewachung im Wagen zurückblieb.

Es verstrich fast eine volle Stunde bis Graf Roosval zurückkehrte. Seine stark gerötheten Augen bewiesen, daß er viele Thränen vergossen haben mochte. — Aeußerlich schien er aber gefaßt, ernst und ruhig zu sein, wie stets. — Er forderte den jungen Goldstern mit ein Paar kurzen Worten auf, ihm zu folgen.

Zitternd stieg der „schöne Isidor" aus dem Wagen, denn er ahnte noch immer nicht, was der Graf mit ihm vorhaben mochte.

Roosval hielt den jungen Goldstern am linken Arme fest, und führte ihn das erste Stockwerk hinan. Ein Diener öffnete, sich verbeugend, die Thüre eines Gemaches, dessen eines Fenster nach dem See, das andere nach der Promenade ging. Unweit des letzteren stand ein mit blendend weißen Linnen überzogenes Lager; es war der armen Friederike Sterbebett.

Der junge Goldstern fühlte seine Sinne schwinden, als er das bedauernswürdige Opfer seiner Verführung und seiner unmenschlichen Herzlosigkeit erblickte. — Der feige Bube wollte umkehren, entfliehen. — Aber Roosval hielt ihn mit eiserner Faust fest, deutete mit der einen Hand auf die Sterbende und sagte:

„Blick' hin, das ist Dein Werk!"

„Ich verzeihe Dir vom ganzen Herzen!" hauchte Friederike mit kaum hörbarer Stimme.

„Danke es der Fürbitte meines theuren Kindes!" fuhr Graf Roosval mit zitternder Stimme fort, „daß ich an Dir, Du Nichtswürdiger, nicht furchtbare Vergeltung übe. Friederike hat Alles, Alles mir bekannt. Ich hatte bis zu dieser Stunde die Absicht, die Ehre meines Kindes in den Augen der Welt durch eine Trauung auf dem Todtenbette herzustellen, aber um der eigenen Ehre willen, muß ich jetzt, wo ich Deine ganze Nichtswürdigkeit kenne, die ganze Bestialität Deines verruchten Charakters vor mir enthüllt daliegt, davon Umgang nehmen, so schwer es mir auch fällt, meinem heißgeliebten Kinde den letzten Wunsch zu versagen. Gehe, gehe! Du bist frei, und nie sollst Du von mir behelligt werden, wenn Du meine Nähe meidest. Gehe, gehe!"

Der „schöne Isidor" ließ sich dies nicht zweimal sagen. Er stürzte aus dem Zimmer, ohne Friederike auch nur anzublicken, geschweige denn, ein Abschiedswort an sein sterbendes Opfer zu richten.

In unsäglich bitterem Schmerze verzerrte die arme Comtesse ihre bereits blau gewordenen Lippen. Dieser letzte Beweis der Lieblosigkeit des Mannes, den sie bis zu diesem Augenblicke in ihr Herz geschlossen hatte, gab ihr den Gnadenstoß.

„Vater — Vater —" keuchte sie, in convulsivische Zuckungen gerathend, „Vater — hilf, hilf; Luft, Luft — ich ersticke."

Der Graf stürzte zu ihr hin, und hob ihren Kopf etwas in die Höhe, was der Leidenden einige Erleichterung zu verschaffen schien.

„Vater!" hauchte Friederike mit immer matterer Stimme, „Vater — Du hattest Recht, mir meinen letzten Wunsch — zu — versagen — er vertrug sich nicht — — mit der Ehre der Roosval's — ich danke Dir dafür — will die Mutter — von Dir grüßen — noch einen — einen Kuß an — sie, die Gute — sie wird mich trösten — mir verzeihen — wie Du, Du — mir verziehen — und Gott, der große Gott, der Barmherzige — auch er wird mich gnädig richten — lebe wohl — mein Ende naht — auf recht, recht baldiges Wiedersehen — dort — oben — oben — ach wie — wie wohl wird mir — weich' schönes Licht — Licht — Licht — Ewigkeit wie, wie — herrlich, herrlich — — — — herrlich — — — — — — —"

Friederike ließ ihr Haupt auf die rechte Schulter des Grafen fallen, der an ihrem Bette kniete und mit unsäglichem, aber stummen Schmerze die Bedeutung dieses Momentes erkannte.

„Sie ist todt," schrie er endlich emporspringend mit verzweiflungsvoller Stimme, „ja sie, sie, mein einziges, mein geliebtes Kind, sie ist todt, todt, todt!"

Dann bedeckte er das sanfte Antlitz Friederiken's, welche nur süß zu schlummern schien, mit tausend Küssen, bis das laute Schluchzen mehrerer Personen ihn wieder halbwegs zur Besinnung brachte. Barberini, seine Schwester und die Dienerschaft waren schon längst eingetreten und hatten, auf den Knieen liegend, leise Gebete gesprochen.

Roosval zog sich nun auf sein Zimmer zurück, um ungestört mit seinem gebrochenen Herzen Abrechnung zu halten. Er fühlte, daß sein Kind prophetische Worte gesprochen, als es sich auf baldiges Wiedersehen von ihm verabschiedete.

Bezüglich des todtgeborenen Kindes wurde Friederikens Wunsch gewissenhaft erfüllt. — Drei Tage später reiste der Graf von Genf nach Schweden mit den beiden Leichen ab, um selbe in der Familiengruft der Roosval's zu bestatten, dicht bei jener Stelle, wo bereits Friederiken's Mutter ruhte, und wo er selbst, der Letzte seines Geschlechtes, recht bald den Schlaf der Gerechten zu schlafen, mit Sehnsucht und Inbrunst von der Gnade des Allmächtigen erflehte.

---

## VIII.

## Ein Brudermahl.

Das Noviziat des alten Goldstern hatte sein Ende erreicht. Der Banquier war auf Garibaldi's Befürwortung in bester Form von einer echten Freimaurer-Loge in Florenz als Bundes-Mitglied aufgenommen worden. — Zur Stunde, wo wir uns wieder mit diesem alten Bekannten beschäftigen, nämlich im Hochsommer 1860, zählte ihn die kleine Insel Caprera wieder zu seinen Bewohnern. Sarah und Pauline, gleich zwei Wunderrosen immer mehr erblühend, schwelgten in einem Meere von Wonne. Als nämlich ihr geliebter Vater von seinem kurzen Ausfluge nach Florenz wieder nach dem gastlichen Asyl des kronenlosen Königs von Italien zurückgekehrt war, hatte er, wiewol nicht ohne schweren inneren Kampf, zur Feier seines Eintrittes in den kosmopolitischen, über alle nationalen und confessionellen Bedenken erhabenen

Bruderbund der Freimaurer bei dem „Brudermahle," einem frugalen Bankette, welches Garibaldi ihm zu Ehren am Tage seiner Ankunft von der Halbinsel veranstaltete, vor allen Anwesenden erklärt, daß er nunmehr die Zustimmung zur Heirat zwischen den Vettern Cerotti und seinen Töchtern ertheile.

Garibaldi begrüßte mit einem sinnvollen Toaste diesen Entschluß des Banquiers; er begrüßte ihn als einen der schönsten Siege der Freimaurerei über hergebrachte Vorurtheile.

Der ungeheure Beifallssturm, welchen die in Rede stehende Erklärung und Garibaldi's Toast hervorriefen, veranlaßten den General, abermals das Wort zu ergreifen, um den Nutzen des Freimaurerbundes etwas näher darzulegen.

Unter lautloser Stille der Anwesenden begann Garibaldi mit seiner so wohlklingenden, man möchte sagen melodischen Stimme, wie folgt:

„Die wahren Vortheile, welche wir Freimaurer von unserem Bunde haben, sind nicht materielle; sie sind vielmehr eben so sehr geistiger Natur, als die Freimaurerei überhaupt ein geistiger Begriff ist. Unsere wirklichen Vortheile als Mitglieder des großen Weltbundes der Freimaurer sind: ein ruhiges Gewissen, innerer Friede und das süße Bewußtsein, unsere Pflicht erfüllt zu haben. Weitere Vortheile sind die Freundschaftsbande, welche die edlen Maurer unter sich knüpfen und welche die ganze bewohnte Erde umfassen. Ueberall wird dem Maurer, wenn er es bedarf, von seinem Bruder Hilfe geleistet, und diese Hilfe zu spenden ist uns Bruderpflicht, insoferne sie nicht unsere eigenen Kräfte übersteigt.

„Ich kann hier einen Vorwurf, welcher den Freimaurern so gerne von ihren Feinden gemacht wird, nicht mit Stillschweigen übergehen; es ist dies der Vorwurf, daß wir in Saus und Braus leben und unser Geld zum Nachtheile unserer Familien vergeuden. Aber diese Beschuldigung ist grundfalsch. Die Mahlzeiten, welche wir Maurer bei festlichen Anlässen einnehmen, sind weder reichlicher noch kostbarer als solche, welche von anderen Gesellschaften und von Privatleuten eingenommen werden, so wie überhaupt kein Freimaurer verpflichtet ist, dem Bunde, sei es für gewöhnliche oder für Mahlzeiten mehr zu opfern, als seine Mittel erlauben.

„Endlich wird behauptet, der Freimaurerbund sei unnütz und unzeitgemäß, er gehöre der Vergangenheit an und seine Grundsätze seien so sehr Gemeingut aller Menschen, daß eine Gesellschaft zum Zwecke ihrer

Verbreitung und Uebung überflüssig sei. Diese banale Phrase läßt sich aber leicht widerlegen — jede Idee, meine Brüder, bedarf zu ihrer Durchführung einer Verbindung von Menschen, so auch die Idee der Freimaurerei, oder was ganz gleichbedeutend ist, der Humanität. Obschon diese Idee existiren würde, auch wenn unser Bund zu ihrer Pflege nicht vorhanden wäre, so würde sie eben blos existiren, aber nicht gepflegt, nicht durchgeführt, nicht verbreitet werden. Es gibt zwar eine Menge Vereine und Anstalten, welch ebenfalls humane Zwecke verfolgen; allein dieselben haben blos einzelne beschränkte, nicht allgemeine, die ganze Menschheit umfassende Ziele; auch sind ihre Zwecke blos äußerlich und betreffen nicht das Innere der mitwirkenden Glieder und deren gegenseitige rein menschliche Verhältnisse. Sie haben eben blos einzelne humane, aber nicht allgemeine Humanitätszwecke. — Nur der Freimaurerbund umfaßt die ganze Menschheit ohne Rücksicht auf Glauben und Abstammung, nur er erzieht seine Glieder zur Humanität, nur er knüpft Bruderbande unter den Erdenbürgern verschiedener Culturkreise. — Wäre unser Bund überflüssig, wahrlich so bestände er nicht in solcher Blüte und Verbreitung und er würde nicht in dem Grade zunehmen, wie dies gegenwärtig der Fall ist, und er würde nicht früher und jetzt die hervorragendsten Geister zählen, er hätte nicht eine Literatur hervorgebracht, wie sie kein anderer Verein je besaß, er hätte nicht so große Schaaren von Unglücklichen getröstet und unterstützt, so unzählig viele wohlthätige Anstalten und Stiftungen errichtet und so viele evidente Fortschritte in der Civilisation und Humanität zu Stande gebracht; es würden ferner nicht in jedem Lande, wo die Freimaurerei nach vorangegangener brutaler Unterdrückung wieder auflebt, sogleich Logen in Menge entstehen. Wäre, wie so oft behauptet wird, die Glanzzeit des Freimaurerbundes wirklich vorbei, so würde er ja naturgemäß abnehmen, während er, wie statistisch nachgewiesen werden kann, auffallend zunimmt. Ja, sprechen wir es mit Stolz, mit Befriedigung aus, immer mehr und mehr überwindet der Freimaurerbund seine früheren Verirrungen, nirgends verfällt er in neue, welche seine Zukunft bedrohen könnten und seine geistigen Kräfte wachsen und mehren sich, denn immer mehr und mehr betheiligen sich an ihm Männer der Bildung, der Humanität. — Ja, sprechen wir es kühn aus, der Freimaurerbund hat eine große Zukunft vor sich und schon darum kann er nicht überflüssig, nicht nutzlos sein.

„Und in der That, meine Brüder,“ fuhr der Sprecher mit gehobener

Stimme fort, „hat bereits zur Stunde die Freimaurerei in ihrer gegenwärtigen vergeistigten Gestalt, vermöge ihres zum Gemeingute der ganzen Menschheit gewordenen Zweckes, in allen Schichten der Bevölkerung, in allen civilisirten Ländern Anklang und Boden gefunden. Darf uns dies aber eigentlich Wunder nehmen? Ist es nicht die Idee der Humanität, welche unsere Zeit immer mächtiger zu beherrschen anfängt?

„Die Idee der Menschheit, welche in den ältesten Zeiten, wo es nur Stämme gab, die sich einzig und allein um sich selbst bekümmerten, ganz unbekannt war, ist zuerst als ein schwaches Dämmerlicht bei dem gebildetsten Volke des Alterthums, den Hellenen aufgetaucht, wo namentlich die reineren philosophischen Geister, wie ein Sokrates, sie ahnten. Diese Idee konnte aber nicht in das Leben eines Volkes dringen, das für sie noch nicht reif war, denn der Grieche im Allgemeinen kannte noch keine Menschen, sondern nur Griechen und Barbaren und er betrug sich gegen die Sclaven, die den größten Theil der Bevölkerung ausmachten, so brutal wie andere Völker. Auch die Römer kannten, ihre wenigen edleren Geister ausgenommen, keine Menschen, sondern nur Bürger und Unterthanen Roms. Erst das Christenthum, welches die echte Demokratie des Geistes, und dadurch die individuelle Freiheit des Menschen ohne Unterschied des Ranges und der Geburt lehrte, brachte die Idee der Menschheit zur Geltung; erst von da ab begann man den Menschen als Menschen zu würdigen, die Schranken zwischen den einzelnen Völkern niederzureißen. Aber auch die wahre christliche Idee konnte bei dem ungebildeten Zustande der Volksmassen noch lange nicht zur Wirklichkeit werden, und in das allgemeine Bewußtsein eindringen. Erst in der Neuzeit, seit der fürchterliche Despotismus einer alles absorbirenden und vergiftenden Adels- und Pfaffenherrschaft in seinen Grundfesten erschüttert wurde, erst nachdem das Princip der freien Forschung siegreich zu werden anfing, erst nachdem die Völker in Folge der neuen Erfindungen, und der Entdeckung vorher unbekannter Seewege, Länder und Erdtheile einander näher gebracht wurden, trat die Möglichkeit zu Tage, die Idee der Humanität zu verwirklichen und einen Humanitätsbund zu schaffen.

„Aus all diesem geht hervor, daß der Freimaurerbund ein Kind der Neuzeit ist und sein muß und daß es seine Pflicht ist, diese Neuzeit richtig zu würdigen, ja, ihre Bestrebungen zu leiten und im rechten Maße zu halten, nicht aber sich in graue überwundene Zeiten, die noch keine Humanität kannten, zurückzuträumen.

„Nach dem Gesagten ergibt sich also, daß die Freimaurerei, als

ein allgemeiner Menschheitsbund, sogar eine Nothwendigkeit sei. Unter allen edleren, der Selbstverläugnung fähigen und das Gute wollenden Menschen besteht eine innere Wahlverwandschaft; sie sträuben sich gegen alle Ausschließlichkeit und wünschen mit Jedem in einen Liebesverband zu treten, der dazu überhaupt Neigung fühlt, während alle engeren Bündnisse der Profanen, auf Gleichheit des Berufes, des Standes, der politischen Ueberzeugungen, der Nationalität und des religiösen Bekenntnisses beruhen, und daher ausschließlich sind. — All diesen und ähnlichen Scheidewänden gegenüber ist ein Bund erforderlich, der ein möglichst weites Einigungsformulare hat, der nur auf die innere Beschaffenheit des Menschen sieht, ein Bund, der über allen diesen Einzelbünden steht, das Schädliche derselben aufhebt, oder doch mindert und dadurch verhütet, daß sie zur Ursache von Haß, Verachtung und Verfolgung werden. Und dieser Bund der Bünde, der alle guten Menschen unter dem Principe der Gleichstellung und Bruderliebe, das ist der Humanität, und zum Zwecke der sittlichen Einwirkung auf Andere gleichsam in eine Familie vereinigt, das ist — der Freimaurerbund. Er hat seine Einheit nicht einem Bekenntnisse, sondern im bundstiftenden Liebewillen. Das liebevolle Gemüth und der zum Guten strebende Wille ist der reale Heilsbesitz der Maurerei, die feste neutrale Basis, auf welcher sich alle Standpuncte und Unterschiede ausgleichen im Streben nach Erkenntniß des Wahren, im Cultus des Schönen und in der Ausübung des Guten. Und darum, meine Brüder, erst durch diesen, alles Getrennte einigenden, alles Entzweite aussöhnenden Bund der Freimaurer vermag die Menschheit ihre Pflicht gegen alle Religionen, gegen alle Völker zu erfüllen."

Als der Beifall sich gelegt hatte, welchen Garibaldi's Vertheidigung der Freimaurerei als eine culturhistorische Nothwendigkeit hervorrief, bat ein deutscher katholischer Geistlicher, welcher sich der Tyrannei seines Bischofes durch die Flucht entzogen hatte, um das Wort. — Pater Schönbauer, so hieß der Priester, war seinem geistlichen Oberhirten durch freisinniges Predigen und die Entschiedenheit, womit er in seiner Pfarre den Umtrieben jesuitischer Missionäre offen entgegentrat, schon längst tief verhaßt geworden. Zu allen Unglück gelangte der Bischof, warum sollen wir am Ende nicht offem heraussagen, daß es jener von Paderborn gewesen, zur Kenntniß, daß Pater Schönbauer Freimaurer sei! — Ewige Clausur sollte das Los des ketzerischen Priesters werden, der es gewagt, trotz päpstlicher Bannbulle

dem „verfluchten" Bunde der Freimaurer beizutreten. — Schönbauer wurde jedoch rechtzeitig gewarnt. Statt nach Paderborn, wohin man ihn in freundlichster Form berief, um ihn dort in einem Jesuiten-Kloster spurlos verschwinden zu lassen, floh er nach Rotterdam und kam endlich nach vielen Wechselfällen zur See nach Caprera, wo ihm Garibaldi ein Asyl bot, bis eine sichere Existenz für dieses Opfer clericalen Despotismus gefunden sein würde.

„Mit wahrer Befriedigung," begann der katholische Geistliche, welcher zu den gediegendsten Gelehrten Deutschlands gezählt zu werden verdient, „mit wahrer Befriedigung habe ich vernommen, daß unser hochverehrter Großmeister dem Christenthume die Siegespalme der immer mehr zum Durchbruche gelangenden Idee echter Humanität vindicirt. Gestatten Sie mir, daß ich, der deutsche Philosoph und Theologe, diese herrliche Andeutung des Näheren begründe, indem ich die Lehre und das Wirken Jesu von einem philosophischen Standpuncte darlege, welcher für so manchen der Anwesenden noch ein ganz neuer sein dürfte.

„Jesus, der erste und größte aller philosophischen Denker, das erhabendste Vorbild aller Humanisten, ist betreffs seines Lebens und Wirkens vielfach der Gegenstand verneinender Besprechungen geworden, aber die universelle, ich möchte sagen, magische Gewalt seiner Lehre hat durch die kritische Zerfaserung der Evangelien nicht gelitten. Es konnte wohl auch nicht anders sein. Jesus war nämlich eine jener seltenen, hochbegabten Naturen, deren angeborene Denkkraft bald nach aufdämmerndem Bewußtwerden des persönlichen Daseins das dargebotene Lehrmaterial bezüglich jenes übersinnlichen Wesens, das wir Gott nennen, einer Prüfung unterzieht, deren Maßstab nicht in unwissenschaftlichen, durch Phantasie und Leidenschaft getrübten menschlichen Ueberlieferungen, Behauptungen und Anforderungen von Seiten gewisser Autoritäten besteht, sondern in den ungetrübten Gesetzen der Natur und der gesunden Logik, die als die unmittelbaren Ausflüsse des Schöpfers, Erhalters und Regierers der Welt betrachtet werden dürfen; denn es gibt keine Macht, die im Stande wäre, sich über diese Gesetze zu stellen und denselben etwas abzunehmen oder hinzuzuthun. — Aus der Betrachtung dieser geistigen und sinnlich-körperlichen Gesetzlichkeit, sowie der daraus unwiderstehlich hervorgehenden Erscheinungen, schafft sich der Denker das Bild jenes übersinnlichen Wesens, jener höchsten Intelligenz, des Weltgeistes, dem er freilich keine sinnliche Form zu geben weiß, da unsere Sinne nur an dem Irdischen haften, während die Gottheit das

All umfaßt, den er aber mit seinen Gedanken umspannt, dessen Dasein, Wirken und Wollen er in den geheimnißvollen Tiefen seiner Brust empfindet, wornach er sein und aller anderen denkenden Wesen Sollen und Müssen abzumessen im Stande ist. Ein Bild der Gottheit, aus solchen Tiefen vom freien denkenden Geiste an das Licht geboren, nimmt sich allerdings verschieden aus von den kleinen und großen Götzenbildern, die sich eine ohnmächtige, kindische Phantasie als Spielpuppe für die Legion Einfältiger mit bunten Läppchen herausputzt, wie es theilweise sogar Moses und die Propheten gethan, die eigentlich nur einen einzigen, von der Vernunft gebilligten Schritt über die religiösen Thorheiten anderer Völker hinausgingen, indem sie die Einheit Gottes verkündeten. Aber mit diesem einen Gotte wurde wieder so mannigfacher Mißbrauch getrieben und vorzüglich nützte Moses diese an und für sich erhabene Idee zu vielen theatralischen Kunststücken aus, indem er Gott persönlich als Gesetzgeber auftreten läßt. Ein genialer Denker, wie Jesus, mußte sich von einer solchen Profanirung der Idee Gottes mit Unwillen abwenden und hinter der Mosisdecke den schlau berechnenden Despoten erblicken, der es sogar gewagt, sich bis zu einem Nationalgotte zu verirren, an dem die anderen Völker der Erde, außer den Juden, keinen Antheil haben sollten.

„Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß sich Jesus nicht in einem gegebenen Momente, also nicht plötzlich, von den anerzogenen Vorurtheilen seiner jüdischen Natur freimachen konnte, sondern erst allmälig mit den geläuterten Begriffen über göttliche Wahrheiten ins Reine kam. Zu diesem Abschlusse hat ihm ohne Zweifel am meisten das Studium der griechischen Philosophen verholfen, die, mit der mythologischen Staatsreligion ihres eigenen Volkes ebenfalls in ausgeprägtester Opposition stehend, in dem Geiste Jesu die lebhafteste Zustimmung zu ihren Fundamental-Lehrsätzen finden mußten, wie denn der eigentliche Kern der Philosophie aller Länder nur der gleiche sein kann, indem die Wurzel derselben: ein Gott und ein Naturgesetz, überall auf unserer Erde, wie in dem ganzen Kosmos, die gleiche ist. Da die Philosophie die Mutter der Religion, die Religion selbst aber im Ideale nur eine durch den Cultus der Schönheit veredelte Philosophie ist, so kann es eigentlich dem Wesen nach überall nur eine Religion geben, eben wie es in der Natur nur ein Licht gibt, in wie viele Farben man auch dessen Strahlen zu zerlegen befähigt sein möge, um den Geist des Lichtes und seine Schönheiten den Sinnen faßbar zu machen und zum Genuß zu bringen.

„Als Jesus aus Alexandrien in Egypten, wo er durch volle zehn Jahre dem Studium der griechischen Philosophie obgelegen, nach Jerusalem zurückkehrte, hatte er den riesenhaften Entschluß gefaßt, der Menschheit auf religiösem Gebiete ein Reformator im Lichte der Philosophie zu werden, diesen erhabenen Zweck mit allen Mitteln zu erstreben, und wenn es sein müßte, selbst sein Leben daran zu wagen. — Es darf uns nicht befremden, daß das verthierte, von den Pharisäern gegängelte Volk der Juden in ihm nur einen Schwärmer, einen Enthusiasten erblickte. Aber seine Idee war himmlisch, herrlich, eines Genius würdig, wie er hier in so erhabener Größe zum ersten Mal auf Erden dastand, weßhalb auch nichts mehr zu beklagen, als daß die Berichte von seinem Leben, und noch mehr die von seiner Lehre und seinem Wirken für die Nachwelt nur aus trüben Quellen, aus spät gesammelten Traditionen zu uns herüber kamen, in welchen man mühsam das Gold von den Schlacken befreien muß, um das Edle zu erkennen, das Riesige, Wahre, wahrhaft Göttliche zu begreifen. Daß die Ausbeute dennoch so groß geworden, dieser Umstand allein zeigt schon für den unermeßlichen Werth des geistigen Kleinods. Erwägen wir die Wahrheit dieses Gedankens in einem einzigen Beispiele. Was würden wir von dem erhabenen Genius unseres Schiller wissen, wenn wir nur Traditionen seines Lebens und seiner Gespräche, nicht aber seine Schriften besäßen! Hätten wir dann wohl jemals ein Schillerfest erlebt? Gewiß niemals!"

„Da wir," fuhr der freisinnige Priester nach einer kurzen Pause fort, „da wir nun einmal auf den inneren, naturgemäßen Zusammenhang der kosmopolitischen Idee der Freimauerei mit dem Urchristenthum zu sprechen kamen, so muß ich mir schließlich, um die göttliche Begabung, sowie die menschlich-edle Thatkraft Jesu einer ungetrübten Anschauung noch näher zu bringen, noch folgende Bemerkungen gestatten:

„Jesus schwärmte für den Gedanken, eine vollkommene Reinheit der Menschen, wie sie aller vernünftigen Einsicht nach im Schöpfungsplane gelegen haben muß, durch seine Lehre und sein Beispiel, namentlich durch den allmächtigen Impuls der Nächstenliebe, oder was derselbe, der Humanität und Philanthropie herbeizuführen. Von Allem aber, was er dafür gethan, gehofft, erstrebt und gelitten, ist im Grunde nur die Idee, oder besser gesagt die Theorie, geblieben, diese aber für ewige Zeiten als Ideal der Menschheits-Erziehung und Menschenwürde gerettet worden. In der Ausübung aber und in der Praxis haben ihn seine officiellen Vertreter oder Stellvertreter, die Priester,

schmachvoll im Stiche gelassen, ja gerade diese haben weit mehr als die Laien sein schönes ideales Werk, sein beseeligendes Himmelreich auf Erden verhindert. Nur mit verschwindend kleiner Ausnahme trug oder trägt noch jetzt ihr Panier die Devise: „Thut nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Werken,“ während die Grundidee der Jesuslehre, die Humanität, vorzugsweise unter den protestantischen Völkern, besonders den mittleren Schichten, einen immer größeren Fortschritt macht und die Menschheit im Allgemeinen dem schönen Ziele, welches Jesus durch Nacht und Ferne herbeischimmern sah, mehr und mehr entgegen strebt.“

Nachdem der durch seine erleuchtete Gesinnung wahrhaft hochwürdige Priester seine vielleicht etwas allzu abstract gehaltenen Deductionen geendigt hatte, meldete sich Menotti, der Sohn Garibaldi's, zum Worte.

„Ich glaube,“ begann der junge Mann bescheidenen Tones, „ich glaube, daß nun zu dem Lichte, welches uns durch die beiden vorhergehenden Reden geworden, auch etwas Schatten gehöre, indem Gegensätze im Allgemeinen sich ergänzen und den Gesammteindruck nur noch mehr zu befestigen im Stande sind. Ich erlaube mir daher, anknüpfend an den leider nur zu wahren Ausspruch meines Vorredners: „daß die Priester die Ausführung der schönen, idealen Zwecke Jesu, nämlich sein beseligendes Himmelreich auf Erden verhindert haben,“ die Lehre und Praxis der Jesuiten in ihrem diametralen Gegensatze zur wahren Lehre Jesu einer kurzen Betrachtung zu unterziehen.

„Der Jesuitenorden, meine Brüder, ist seinem ganzen Wesen und allen seinen Bestrebungen nach nichts als die erbittertste Reaction gegen den Geist des Protestantismus. Diese Grundtendenz des Jesuitenordens hatte daher vom Tage seines Entstehens bis auf heute nothwendig zur Folge, daß die Jesuiten das größte Gewicht gerade auf diejenigen Lehren legen, welche der Protestantismus verwarf. Im tiefsten Grunde beruht der Unterschied zwischen den abgefallenen Kirchen und dem Katholicismus auf dem Unterschiede zwischen Göttlichem und Menschlichem. Der Protestantismus wählt sich das Göttliche, der Katholicismus und seine Vorkämpfer das Menschliche. Wenn man auf jener Seite zum Urchristenthume zurückkehrt, so verklären die Jesuiten die frühere Kirche; wenn der Protestantismus auf Gott allein hinwies, der da ist der Weg, die Wahrheit und das Leben, so kannten und kennen die Jesuiten kein anderes Heil als das, welches von der Priesterschaft geboten wird; wenn der Protestantismus ein allgemeines Priesterthum und Gewissensfreiheit lehrt, so helfen die Jesuiten durch Unterricht und Disciplin die alte

Knechtschaft von Neuem befestigen; wenn endlich der Protestantismus einen neuen Geist den Völkern einhauchte und aus reiner Quelle Erquickung und Labung spendete, die durch zelotische Priesterhände verschüttet war, wenn er die Völker auf neue Bahnen lenkte und in Wissenschaft und Leben zum Fortschritte und zu bisher ungekannten Gütern hinführte, so brachten die Jesuiten das Alte, das zum besten Theile schon Verbrauchte und Abgelebte zurück. Aber auch eine neue gefährliche Doctrin, welche gleichfalls mit dem Geiste des Protestantismus im grellsten Widerspruche steht, verdanken wir den Jesuiten, nämlich die in ein unheilvolles System gebrachte Lehre von der unbeschränkten zeitlichen und ewigen Allgewalt der katholischen Kirche. Ihre Logik ist dabei folgende: Zwischen der päpstlichen Gewalt und den bürgerlichen Regierungen besteht ein großer Unterschied. Christus hat die Kirche (?) gegründet und selbe monarchisch (?!) beherrscht (?), so lange er lebte; als er aber die Welt verließ, hat er den heiligen Petrus und dessen Nachfolger (?) zu seinen Statthaltern ernannt (?) und sie mit der gleichen unbedingten Gewalt ausgerüstet, die er selbst über die Kirche und jede weltliche Obrigkeit besessen (?) hatte. Laïnez, der unmittelbare Nachfolger Loyola's und der eigentliche Organisator des Jesuitenordens, benützte mit schlauem jesuitischen Sophismus die Worte Jesu: „Du bist Petrus und auf diesen Fels will ich meine Kirche bauen," indem er daraus die absolute Macht des Oberhauptes der Kirche ableitete, sowie er aus den Worten: „Weide meine Schafe," ganz kühn folgerte, daß von einem Antheile der als unvernünftige Thiere bezeichneten Gläubigen an der Regierung keine Rede sein könne! — Ferner leiten die Jesuiten selbst die bischöfliche Gewalt von dem päpstlichen Stuhle ab, behauptend, daß die Bischöfe unmittelbar von Christus keine Gewalt überkommen haben. Nach dieser Theorie gilt also in der katholischen Kirche nur das Ansehen und die Autorität des Papstes; der römische Bischof ist daher allein und unmittelbar von Gott (!) eingesetzt; er ist untrüglich und irrthumlos; er ist die alleinige Quelle der Rechtgläubigkeit; er entscheidet nicht blos über den Glauben, sondern auch über die Disciplin, ja, über Thatsachen; seinem Gebote, selbst wenn es ungerecht erschiene, muß unbedingt gehorcht werden; er kann nicht in Ketzerei verfallen; seine Oberherrschaft erstreckt sich über jede geistliche und weltliche Macht; er kann die Fürsten, wenn sie Uebertreter des Glaubens sind, absetzen; er kann endlich die Völker von dem Eide der Treue gegen ketzerische Fürsten entbinden.

„Durch diese ihre in ein völliges System gebrachten Lehren und

durch Janitscharendienste aller Art wußten sich die Jesuiten dem Papstthume stets gefällig zu erweisen, ja, sich unentbehrlich zu machen, so daß die durch sie in eine Sackgasse gelockte katholische Kirche heutzutage wirklich nicht mehr ohne den Jesuitenorden zu bestehen vermöchte.

„Nie hat ein Orden, nie ein religiöses Institut die Menschen mehr beherrscht, als die Jesuiten; aber es wurde dies nur durch die Beherrschung der Gewissen möglich. In den Schulen erzogen sie sich ein neues Geschlecht, durch die Predigt wirkten sie auf die Menge und in dem Beichtstuhle traten sie dem einzelnen Individuum ganz nahe, ihren Einfluß und ihre Herrschaft in dem Herzen des Menschen gründend. Die Jesuiten erwarben sich in den Schulen und in dem Vorbereitungsdienst eine tiefe Kenntniß des inneren Menschen und sie nützten selbe redlich aus im Interesse ihres Ordens. Und welch' unsägliches Unheil haben die Jesuiten in dem Beichtstuhle gestiftet! Dabei ermangelt die ganze religiöse Anschauung der Jesuiten der Tiefe. Sie haben weder ein klares Sündenbewußtsein, noch eine durch letzteres hervorgerufene und im innersten Menschen wachgewordene Hilfsbedürftigkeit und wahre Sehnsucht nach Besserung gefördert. Aber freilich, das kann die katholische Kirche überhaupt nicht. Angst, Schrecken, Furcht vor dem Teufel, den bösen Geistern und Naturmächten, vor dem Zorngotte des alten Bundes in mißbräuchlichster Weise in den Menschen zu erregen, das ist der Hauptzweck der Jesuiten. Aber in welch' losem Zusammenhange stehen diese Dinge mit der Sünde und Besserung? Mechanisch zaubern sie den Schrecken und die Angst herbei und durch äußere Mittel kann die Buße abgethan werden. Sie kennen und pflegen deshalb nur den Werkdienst in seinem ganzen Umfange, und je weniger sie auf wahre Reue, auf innere Einkehr, auf gründliche Besserung geben, desto größeren Werth legen sie auf Fasten, Beten, Kasteien, Almosen und namentlich auf Schenkungen an die Kirche und den Orden, der auf diese Weise zu ungeheuren Reichthümern gelangt ist. Durch die Jesuiten ist ein Werkdienst eingeführt worden, der an die dunkelsten Zeiten des Mittelalters, ja, des Heidenthums erinnert. Je weniger die Jesuiten auf den Geist und Willen einwirken, je weniger es ihnen darum zu thun ist, die besseren und edleren Seelenkräfte in natürlicher Weise zu entwickeln und zu bilden, um so mehr wirken sie auf das Herz und die Einbildungskraft ein. Aber damit öffnen sie jedem Aberglauben Thür und Thor und alle alten Uebel kehren zurück. Der Ablaßkram wird heut zu Tage von den Jesuiten wieder so stark betrieben, wie einst, als

Luther gegen ihn predigte; Wallfahrtsorte werden neu gegründet oder zu neuem Ansehen erhoben; Heiligen-Verehrung und Reliquienhandel kommen wieder in Aufnahme und in Erfindung neuer Andachten und wunderthätiger Bilder sind die Jesuiten der Gegenwart ebenso unerschöpflich als ihre Vorfahrer. Der Schwerpunct ihrer ganzen Andacht ruht zudem nicht in der Verehrung Gottes sondern im Mariencultus, daneben dem Wunderglauben auf jede mögliche Weise Nahrung gebend; die alltäglichsten, natürlichsten Dinge werden von den Jesuiten mit Vorliebe zu Wundern gestempelt. Entweder die bösen Geister der Hölle und der Teufel, dessen Einfluß und Macht sie stets den Schwachköpfen in den lebhaftesten Farben zu schildern verstehen, oder die Engel und Heiligen, deren Anzahl fort und fort, mitunter sogar mit Exemplaren sehr zweifelhaften Werthes, wie z. B. eines fluchbeladenen Schlächters, gleich Peter Arbuez, vermehrt wird, sind dabei im Spiele. Ja, es ist unmöglich, alle die Mittel aufzuzählen, mit denen sie den Aberglauben zu mehren und den Fanatismus zu steigern suchten. — Die Windeln des Jesukindleins, der Blutschweiß, den Christus am Oelberge schwitzte, ein Nagel, mit dem er ans Kreuz geschlagen, ein Stück von dem Schleier und Rocke der Jungfrau Maria, Kleidungsstücke und Blutstropfen heiliger Jesuiten wurden in den Kirchen zur Verehrung ausgestellt. Amuletten und Teufelsgeißeln wieder Hexen und Gespenster, schwarztuchene Läppchen von dem Kleide des heiligen Ignatius für Kreißende, Ignatiuspulver, Ignatiuspfennige gegen allerlei Krankheiten, selbst gegen Heuschrecken und Waldbrände (!!!) kamen durch die Jesuiten in Aufnahme; durch alle diese Dinge wurde zwar die Einbildungskraft der blöden Massen entflammt, aber das Licht des Geistes so gut wie ausgelöscht. Doch war diese Art von Glauben für die Herrschaft der Kirche und des Jesuitenordens von großem Nutzen. Wer fest an Teufel, Hexen, Zauberei und Magie glaubt, ist in den Händen Derjenigen, die ihm davor Furcht und Schrecken einzuflößen wußten und er bedarf stets neuer Hilfe. Damit aber das Bestreben, den Aberglauben in den weitesten Kreisen zu verbreiten, um so wirksamer wäre, mußte die Unwissenheit befördert werden. Die Jesuiten cultivirten daher stets einen nur sehr einseitigen und oberflächlichen Volksunterricht. Mit den Zwecken des Ordens hängt deshalb auch die tiefe Abneigung gegen die Erweiterung des Unterrichts durch die Naturwissenschaften und neueren Sprachen zusammen. Aber noch schlimmer als der Haß der Jesuiten gegen die Befriedigung der Zeitbedürfnisse, sind auch noch andere

Mängel der Jesuitenschulen, welche die sittliche Seite der Erziehung betreffen, hervorzuheben. Dieselben ruhen in jenem systematischen Scheinwesen, welcher den Orden in allen seinen Handlungen charakterisirt. Von jeher hat man in den Jesuitenschulen nicht so sehr auf Gründlichkeit als auf fertige Handhabung der Kenntnisse gesehen und von jeher waren die frommen Väter bestrebt, Alles, was man leistete, auch der Welt zu zeigen. Daher der Glanz der äußeren Einrichtung der Jesuitenschulen, daher die großartigen Schulfeste, die Preisvertheilungen, die theatralischen Aufführungen, der Unterricht im Reiten, Fechten, Tanzen, Musik, die Aufstachelungen der Ehre und Ruhmsucht.

„Im Interesse ihrer Herrschaft bekümmern sich die Jesuiten um Alles, was die Menschheit denkt nnd thut; nicht blos in der Beichte, sondern auch auf jedem anderen Wege suchen sie den ganzen Menschen in allen Beziehungen, seine Vergangenheit und Gegenwart, seine Schicksale und Geheimnisse, seine Hoffnung und Furcht, seine Wünsche und Leidenschaften zu erforschen und überall wußten sie bisher zum Ziele zu gelangen. Was kann überhaupt ihrem Späherblicke entgehen? Kein Verhältniß ist so heilig, um von ihnen unangetastet zu bleiben, kein Ding so geheim, daß sie es nicht auszuforschen vermögen. In Verstellungen und Heuchelei wohl erfahren, mit allen Formen des Lebens genau bekannt, sehen wir sie bald unter der Maske der Frömmigkeit, bald in der Form des Hausfreundes, bald als wilde Zeloten und Fanatiker, bald als feine Weltleute nach Einem Ziele jagen. Wo sie nicht auf die eine Weise durchdringen, wenden sie die andere an. Das sieht man am besten an der verschiedenen Behandlungsweise, die sie den verschiedenen Classen der Gesellschaft angedeihen lassen. Es leuchtet ein, daß die Mittel, welche bei dem Volke anwendbar sind, mit anderen vertauscht werden müssen, sobald es sich um die gebildeten Classen handelt, die dem Glauben an Hexen, Teufel, Ignatiustropfen und Pfennige, an Milch und Schleier der Jungfrau Maria entwachsen sind, die auf Heiligen- und Reliquienverehrung nichts halten, ja, die sogar mit hellem Blicke durchschauen, welch' ein nichtswürdiger, schändlicher Betrug mit dem preisgegebenen Volke gespielt wird und die sich selbst nicht alles Licht nehmen lassen wollen. Wie verfahren nun die Jesuiten mit diesen gebildeten Classen? Diesen gegenüber spielen sie die Freidenker, Philosophen, wobei sie die ganze Scheußlichkeit ihrer casuistischen Logik und verderbten Moral in's Feld führen. Die Nachgiebigkeit gegen die Reichen und Mächtigen der Erde, die Art, wie sie deren Wünsche und Leidenschaften fröhnen, wie sie deren

Ausschweifungen nicht nur gutheißen, sondern sogar befördern — worüber die Geschichte der Jesuiten zahlreiche authentische Thatsachen in Menge enthält — spielt dabei eine Hauptrolle. Und diese Verfahrungsweise der „frommen" Väter hatte bisher stets ungeheure Erfolge für den Orden aufzuweisen. Was sind aber die Früchte gewesen, welche überall an dem von den Jesuiten gepflanzten Baume zum Vorscheine kamen? Aberglauben, Unglauben, Fanatismus, Unwissenheit, Unduldsamkeit und ein Werkdienst, der kaum seines Gleichen hat. Daß dies keine ungerechtfertigte oder gar ungerechte Behauptung ist, beweist der klägliche Zustand der katholischen Länder, wo die Jesuiten mehrere Jahrhunderte lang fast ausschließlich die Herrschaft gehabt und wo sie jetzt wieder seit fünfzig Jahren gewirkt haben."

Als der junge Freigeist Menotti seine Philippica geendet hatte, ergriff Pater Schönbauer abermals das Wort.

„Es will mich dünken," begann der deutsche Philosoph, „daß der von dem Vorredner berührte Gegensatz zwischen dem Protestantismus und Jesuitismus, sowie der Wunderglaube, welchen die frommen Väter auf so horrende Weise auszunutzen verstehen, noch einige kurze Erläuterungen erheischt.

„Vor Allem müssen wir die unumstößliche und wichtige Thatsache in's Auge fassen, daß der Protestantismus den Menschen als Zweck, der Jesuitismus aber ihn blos als Werkzeug betrachtet. Der Protestantismus will unter Leitung des göttlichen Geistes durch den Menschen im Menschen ein Leben der Liebe und Gerechtigkeit erzeugen; der Jesuitismus hingegen will den Menschen einem Zwecke dienstbar machen, der nur theilweise ein göttlicher und zugleich ein rein irdischer ist, nämlich den materiellen Interessen des Jesuitenordens. Die jesuitische Weltanschauung ist daher die positive Läugnung und volle Umkehr der göttlichen und menschlichen Wirklichkeit, der selbstbewußte und absichtliche Bruch mit der Weltgeschichte und Weltordnung, denn der Jesuitenorden spricht die bewußte und grundsätzliche Unterordnung der Wahrheit unter einen Zweck aus; er fordert dadurch auf religiösem und sittlichem Gebiete den Mord der gottergebenen und gotteigenen Persönlichkeit. Und deshalb ist auch der Streit des Jesuitismus mit der Freiheit, mit der Wissenschaft, mit der Menschheit unversöhnlich für alle Zeiten.

„Dieser Zwiespalt zwischen dem Jesuitismus und dem Geiste der Neuzeit muß übrigens von Stunde zu Stunde wachsen durch den unaufhaltsamen Fortschritt der Naturwissenschaften und durch die immer

allgemeiner werdende Verbreitung dieser Kenntnisse. Es ist daher schon in unserer Zeit unmöglich geworden, daß eine Religion ihre auf Achtung und Ehrfurcht begründete sittliche Mission unter den Menschen erfüllen könne, soferne sie nicht mit den Ergebnissen der Wissenschaft, namentlich der Naturwissenschaft, in völlige Harmonie tritt. Führen wir beispielsweise zwei auf einander folgende Lehrstunden unserer Schulen an. Denken wir uns, in der ersten, der Naturlehre gewidmeten, würden den Schülern über das Universum, namentlich über die Bewegung und die Natur der Himmelskörper, Mittheilungen gemacht. Der Lehrer bemüht sich, den Schülern einen Begriff von der Entfernung der Sonne, der Planeten unter einander und von der Erde beizubringen; er sagt, wie weit hinaus über den Erdball die Atmosphäre reiche, daß jenseits derselben kein organisches Geschöpf mehr athmen, also auch ferner nicht leben könne, und wie daher dem Luftschiffer eine nicht sehr entfernte Grenze des Steigens gesetzt sei. Dieser Lehrer tritt ab und in der nächsten Stunde besteigt der Katechet die Lehrkanzel. Dieser sucht den Schülern frischweg einzuprägen, daß die Sonne sich um die Erde drehe, daß der Prophet Elias unter Sturm und Ungewitter bei lebendigem Leibe in den Himmel aufgefahren sei, daß Jonas im Bauche eines Fisches durch mehrere Tage gelebt habe, daß die Quadermauern von Jericho mit Trompeten umgeblasen wurden u. s. w. u. s. w., lauter angebliche Thatsachen, die allen Fundamentalsätzen der den Zuhörenden in der vorhergehenden Stunde beigebrachten Naturlehre widersprechen und von denselben gewiß als widersinnig betrachtet werden müssen. Können solche Widersprüche gute Früchte in dem Herzen der Jugend tragen? Ist es wohl einen Augenblick zweifelhaft, ob die Schüler dem Professor der Physik oder dem Religionslehrer im Innern Recht geben werden? Ist es da zu verwundern, daß die Religion immer mehr in Verfall kommt, die Kirchen leer bleiben, die Sittlichkeit verkümmert, daß der unvereinbarliche Zwiespalt zwischen der Zumuthung blinden Glaubens und exacten Wissens die kindlichen Naturen zu Zweiflern und Spöttern macht und so die Moral von Anfang an untergraben wird?

„Dieser moralische Krebsschaden kann daher nur geheilt werden, wenn bei der Erziehung des Menschengeschlechtes von erster Kindheit an als Grundbasis alles Wissens und aller Erkenntniß der unleugbare Ursatz festgehalten wird: „Kein Sterblicher ist oder war jemals im Stande, irgend eine Handlung zu verrichten, die mit den bestehenden Naturgesetzen im Widerspruche steht." Jede vorausgesetzte Möglichkeit von Wundern

und Zauberkünsten, und sollte Aehnliches auch von Gauklern vor unseren Augen scheinbar in Scene gesetzt werden, ist daher ein Wahn, welchen man allenfalls der kindlichen Einfalt vorzeitlicher Völker und ebenso geistig verwahrloster Menschen unserer Zeit verzeihen darf, niemals aber den Theilhabern vorgeschrittener Wissenschaft und Erkenntniß der Dinge, wie sie sind. Wenn also dennoch offenbarungsgläubige Theologen, die sich wissenschaftlicher Bildung rühmen, den Wunderglauben und die Mysterien der sogenannten geoffenbarten Religionen als die Grundlage ihres Lehrsystemes hinstellen, so sollte man sie wenigstens nicht zu den Lehrstühlen zulassen, wo sie nur die Geister in Verwirrung setzen, die Ordnung der Natur, somit Gott selbst lästern. Sagen wir es kurz heraus — die religiösen Anschauungen müssen endlich beginnen, sich den kosmischen beizuordnen; den Naturgesetzen muß ihr volles Recht werden.

„Fünfzehn Jahrhunderte lang vor Christi Geburt war den Israeliten die Weltgeschichte nur die des „auserwählten Volkes" und ebenso lang blieb sie den Christen eigentlich nur die der christlichen Kirche. Seit jedoch durch die Naturwissenschaft die Erde in die ewige, allumfassende Harmonie der Sphären zurückgeführt, sich von Neuem in den Reigen ihrer Sternengeschwister mischen darf, sollen auch die Völker, auch die Glaubensgenossenschaften als geschichtlich berechtigte Glieder in den großen Gesammtorganismus der Menschheit aufgenommen, oder vielmehr als niemals von demselben ausgeschlossen anerkannt werden. Wie Licht und Schwere im unendlichen Weltenraume die Gestirne sondern und vereinen, so will hier auf Erden Lieb' und Recht die kleineren wie die größeren Lebenskreise zum menschheitlichen Kosmos ordnen und gestalten, und nur in der Vereinigung und in der Einheit dieser beiden Welten, der materiellen und der geistigen, vermag der gottentstammte Geist den wahren Frieden zu finden.

„Und nach diesem erhabenen Frieden strebt die Freimaurerei, als ihr höchstes Ziel. Sie stützt sich dabei nicht auf veraltete Volksgesetze, sondern auf die Rechte der ganzen Menschheit, nicht auf einzelne, nur nützliche oder schädliche Naturgewalten, sondern auf die unendliche, um ihrer selbst willen bewunderungswürdige Natur. Kampf und Krieg ist nicht die Losung der Aera, die wir anstreben; denn Verfolgung um des Glaubens willen ist in unseren Augen zum Verbrechen gegen das Allerheiligste des Glaubens, gegen das unantastliche Gewissen, gestempelt. — Unser Feldruf lautet: Friede, aber nicht der durch unmännliches Allerdulden vermittelte Friede, sondern jener, der Jedem, auch dem Unrecht-

thuenden sein Recht angedeihen läßt, dabei aber den bedrohten Frieden zu behaupten, den verletzten herzustellen weiß. Also nicht Friede, äußerer Friede um des bloßen Friedens, sondern wahrhafter Friede um des Rechtes, um der allbefriedigenden und befreienden Ordnung willen!

„Und von diesem höheren Geiste der Friedensstiftung ist erst die Forschung und die Bildung der neuesten Zeit ergriffen, welche jedem Menschen als solchen, jedem Volke und jeder Glaubensgenossenschaft gerecht zu werden weiß.

„Also, meine Brüder," schloß der edle Priester mit erhobener Stimme, „lasset uns Freimaurer thätig arbeiten an der gesellschaftlichen und friedlichen Umwandlung der Menschheit zum Besseren, lasset aber vorerst uns selbst der hohen Bestimmung würdig werden, zu welcher Gott die Menschheit berufen hat. Der Gedanke der Ordnung und des Rechtes hat sich nun einmal den Völkern einverleibt und ist ein ihrem Dasein nothwendiges Element geworden. — Darum hoch die Freimaurerei, dreimal hoch!"

Mit diesem Toaste, welcher natürlich auf maurerische Weise ausgebracht wurde, schloß das Brudermahl.

Durch diese Schilderung hat der Leser zugleich einen Begriff von der Art und Weise erlangt, wie sich echte Freimaurer bei ihren von den wuthverbissenen „schwarzen" Gegnern als schändliche Orgien verschrieenen Brudermahlzeiten auf ebenso herzliche, als Geist und Gemüth stählende Weise zu unterhalten pflegen.

---

## IX.

## Compromisse.

Zwei Tage nach dem Brudermahle, welches zur Feier der Aufnahme des Banquiers Goldstern in den Freimaurerbund auf der Insel Caprera stattgefunden hatte, wurde die ganze kleine Colonie durch die Meldung, daß eine Yacht in Sicht stehe, an deren Mast die Freimaurerflagge wehe, an das Ufer gelockt. — Die Maurerflagge ist von blauer Farbe, mit Zirkel und Winkelmaß in weißer Farbe. Derselben wird stets die betreffende Nationalflagge verkehrt oder mit einem Knoten versehen beigefügt. Jeder Capitän, welcher Maurer ist, hat das Recht, sich dieser Flagge zu bedienen.

Begegnen sich während der Fahrt zwei von „Brüdern" befehligte Schiffe, so wird die Maurerflagge dreimal auf- und abgehißt und dann, wenn nicht große Eile vorhanden oder Wind und Wetter nicht dagegen sind, etwas beigelegt, um ein halbes Stündchen unter „Brüdern" zu verplaudern. Ein Reisender erzählt, daß, als er vor Kurzem in Honolulu auf den Sandwichsinseln war, dort über dreihundert Schiffe, meistens Wallfischfänger, vor Anker lagen; da zeigte eines Tages ein amerikanischer Capitän seine maurerische Flagge; über hundert antworteten, besuchten sich gegenseitig und feierten, ungeachtet sie allen möglichen Nationen der Erde angehörten, glückliche, fröhliche Stunden. Als Nothzeichen zur See wird die Maurerflagge verkehrt aufgehißt.

Die Yacht kam von dem nahen Livorno und überbrachte mehrere Briefe und Depeschen aus Rom, welche theils an Garibaldi's, theils an des Banquiers Adresse lauteten. Des Schiffleins Bemannung bestand blos aus den Vettern Cerotti und drei altgedienten Matrosen. Erstere waren erst gestern in Livorno von einer längeren, und zwar der ersten Fahrt heimgekehrt, welche sie als Capitäne und Eigenthümer der ihnen von dem alten Goldstern zum Geschenke gemachten schmucken Dreimaster nach Constantinopel unternommen hatten.

Bangen Herzens waren die zwei wackeren jungen Männer zu Livorno an Bord der einem Freunde Garibaldi's gehörigen Yacht „Speranza" gegangen, denn ihre Freundinnen Sarah und Pauline hatten ihnen nach Constantinopel geschrieben, daß Papa noch immer sein mysteriöses Stillschweigen betreffs der ersehnten Heiratsbewilligung beobachte, daß sein innerer Kampf zwischen seinen bisherigen engherzigen, orthodoxen Anschauungen und den toleranten Ideen der Freimaurerei noch nicht zum Abschlusse gediehen sein dürfte und deshalb, ob Ja, ob Nein auf seinen verschlossenen Lippen schwebe, nicht einmal sein intimster Freund, der General, mit Bestimmtheit anzugeben wisse.

Seit zwei Tagen hatte sich freilich die Situation ganz nach dem Wunsche der jungen Leute geändert, was wohl den zwei Mädchen, nicht aber den Vettern Cerotti bekannt war.

Mit wahren Armensünder-Mienen stiegen daher die zwei neugebackenen Capitäne an's Land und näherten sich höchst beklommen und gesenkten Hauptes dem alten Goldstern, welcher sonderbar schmunzelnd dieses verlegene Gebaren der jungen Männer betrachtete.

Sarah und Pauline, welche dicht hinter ihrem Vater standen, zitterten vor freudiger Erregung, aber da der alte Herr ihnen befohlen

hatte, an sich zu halten, bis er gesprochen haben würde, bemeisterten sie im gewohnten Gehorsam den heißen Drang ihrer liebeglühenden Herzen, in ein lautes Freudengejauchze auszubrechen und ihren Bräutigamen an den Hals zu stürzen.

„Nun, was steht Ihr denn da, wie dumme Jungen,“ lachte endlich der Banquier aus vollem Halse, denn die Haltung und Miene der beiden Cerotti nahm sich wahrhaft komisch aus, „so greift doch zu — mir scheint, daß meine Töchter es nicht minder pressant haben, als Ihr, meine künftigen Schwiegersöhne!“

Ein gleichzeitiger vierfacher Aufschrei begleitete diese Worte des alten Goldstern; die beiden glücklichen Paare lagen sich in den Armen. — Emanuele hatte das Briefpaket, welches er dem Banquier darreichen wollte, zu Boden fallen gelassen.

Der alte Goldstern hob die Depeschen und Briefe lächelnd vom Boden auf und verfügte sich nach dem Hause zurück, die jungen Brautleute sich selbst und ihrem namenlosen Glücke überantwortend.

Garibaldi übernahm als freundlicher Hausvater und Wirth die Aufgabe, die vier jungen Leute nach dem Garten zu geleiten, wo ein kleiner, frugaler Imbiß den wackeren Seefahrern gereicht wurde.

Onofrio wagte nun an den General schüchtern die Frage zu stellen, welchen Zeitpunct wohl Signore Goldstern für die Trauung festgesetzt haben dürfte?

„Meine lieben Jungen,“ sagte Garibaldi lächelnd, „Ihr wisset, daß mein theurer Freund und Bruder ein Mann langsamer Entschlüsse aber rascher Thaten ist. So viel ich weiß, wird er nichts dagegen haben, mit Euch schon morgen nach Livorno aufzubrechen, um bei der dortigen Behörde den Act der Civilehe an Euch vollziehen zu lassen, denn bei der bekannten Hartnäckigkeit und Einseitigkeit sowohl der katholischen als jüdischen Priester ist gar nicht daran zu denken, Eure Ehen auch kirchlich eingesegnet zu sehen.“

Noch während Garibaldi die letzten Worte sprach, schritt der Banquier mit ungewohnter Hast und sehr ernster Miene aus dem Hause einher, und zwar schnurgerade auf die Gruppe in der Laube zu. Er hielt zwei geöffnete Briefe in der Hand.

„Emanuele und Onofrio!“ frug er hastig, „ist es möglich, noch zur Stunde nach Livorno aufzubrechen? Wann können wir dort sein?“

Alle Anwesenden blickten überrascht darein — so eilfertig, ja unruhig hatte sich der Banquier noch nie gezeigt.

„Die Yacht," entgegnete Emanuele ohne Bedenken, „kann augenblicklich wieder in die See stechen. Der Wind ist günstig und wenn er nicht abfällt oder umschlägt, würde die „Speranza" in längstens vier Stunden Livorno erreichen."

„Sehr gut!" nickte der alte Goldstern zustimmend, und dann sich an Sarah und Pauline wendend, setzte er hinzu: „Macht Euch sogleich reisefertig; in einer halben Stunde werde ich mit Euch am Bord der Yacht zusammentreffen. Geht, sputet Euch."

Die beiden Mädchen gewohnt, stets den Befehlen ihrer Eltern, und namentlich ihres Vaters zu gehorchen, stürzten nach dem Hause, um in aller Schnelligkeit sich zur Reise vorzubereiten, und schon fünf Minuten vor der anberaumten Frist setzten sie den Fuß auf das Bord der schmucken Schnellseglerin „Speranza."

„Ei, was gibt es denn?" frug Garibaldi verwundert, als Sarah und Pauline sich entfernt hatten.

„Der Himmel hat gerichtet!" erwiderte der Banquier sehr ernsten Tones, „Susanna ist dem Tode nahe. Hier in diesen wenigen Zeilen läßt sie um meine Verzeihung und um die Gnade flehen, vor ihrem Ende Sarah und Pauline zu umarmen. Darf ich ihr dies wohl verweigern? Nein; so schwer es mir auch ankommt, das elende Weib wieder zu sehen, muß ich in ihr dennoch die Mutter meiner Töchter respectiren; aber ich will Sarah und Pauline nicht vorzeitig betrüben und ihnen erst, sobald wir in Rom eingetroffen sein werden, die angebliche Ursache unserer Reise bekannt geben. Darum, meine Lieben, reinen Mund gehalten. Ihr Emanuele und Onofrio möget mich begleiten und Sie Freund Garibaldi werden mir gütigst gewichtige Empfehlungsschreiben an das Actions-Comité in Rom mitgeben. Auch wenn meiner Frau nicht das Unglück passirt wäre, von einer Terrasse herabzustürzen, müßte ich in Folge dieses zweiten Briefes, welchen mir der mir persönlich unbekannte Herzog Richard von Falkstein-Rothburg schreibt, an die Tiber eilen."

Garibaldi nahm ein Blättchen Papier zur Hand, auf welches er in Chiffern mit Bleistift einige Worte hinwarf.

„Dies genügt," sagte er, das Papier dem Banquier überreichend, „dies genügt, um Ihnen die geheimsten Schlupfwinkel des „jungen Italiens" auf der ganzen apenninischen Halbinsel, mithin auch in Rom, zugänglich zu machen. — Treten Sie in Rom in das erste beste Café und lüften Sie dreimal hintereinander Ihren Hut auf diese Art — —

sogleich wird einer oder der andere der Gäste sich Ihnen nahen und fragen: Caldo, no, no? (warm, nicht wahr?). Sie antworten: Caldo, si, si (warm, ja, ja). — Hierauf wird der Fremde, die linke Hand auf die Brust legend, sagen: Signore, la porola se Le piace (das Wort, mein Herr, wenn es gefällig ist), worauf Sie antworten: Qui no, fuori, fuori (Hier nicht, draußen). — Sie entfernen sich sodann; der Fremde wird Sie nach einer kurzen Weile einholen; Sie zeigen ihm das Papierchen, das ich Ihnen gab, und eine Stunde später werden Ihnen alle geistigen und materiellen Hilfsquellen des „jungen Italiens" zu Gebote stehen. Doch jetzt eins! Wie kommt es, daß Frau Goldstern, in deren Augen Sie bisher für todt galten, plötzlich um Ihren Aufenthalt erfuhr?

„Das ist mir unbekannt, aber wie Sie wissen, habe ich seit ein Paar Monaten mein Incognito nicht mehr so strenge gewahrt, wie früher, denn seit ich dem Entschlusse, Freimaurer zu werden, immer näher und näher rückte, schwand auch meine frühere Furcht vor den Jesuiten. Jetzt, wo ich ein Mitglied unseres erhabenen und mächtigen Weltbundes bin, jetzt, wo ich dessen Schutz genieße, jetzt will ich wieder allen Gefahren im stürmischen Leben kühnen Trotz bieten. Zudem bin ich, schweren Herzens sage ich es, der einen überaus heiligen Sorge für meine Töchter für immer enthoben. Ihren Männern kommt es jetzt zu, sie zu schützen und zu schirmen; an mir selbst, was liegt am Ende daran, wenn wider alles Vermuthen ein zweites Attentat gelänge?! Es könnte dies nur ein Act der Rache sein, Früchte würde es jedoch den „Brüdern der Nacht" gewiß nicht bringen. Dafür hat mein Testament gesorgt. — Nun aber Adieu, theurer Freund und Bruder! Herzlichen Dank für die schönen Tage, die ich auf Ihrem Felseneilande verlebt, Dank für Ihre Liebe, die mich endlich denn doch den Weg des Lichtes geführt, und meinem von Vorurtheilen umnachteten Geiste das ewig heitere und dunkelblaue Firmament der edlen Freimaurerei erschlossen hat."

Beide Männer umarmten sich nach Maurersitte, gaben sich den Bruderkuß und schritten dann Hand in Hand nach dem Strande zu.

Die Reise nach Livorno und von dort nach Rom verlief ohne alle besondere Zwischenfälle.

In der ewigen Stadt angelangt, begab sich der Banquier ohne Verzug nach dem Hospitale, woselbst Frau Goldstern auf einem separaten Zimmer in hoffnungslosem Zustande darniederlag. — Der höllische Anschlag des „Liguorianer-Bruders" und seines Schandgenossen Fer-

guson war nur theilweise gelungen, obwohl die Terrasse mehr als sieben Klafter höher liegt, als die unterhalb befindlichen Weinpflanzungen. Bei der ziemlichen Korpulenz der Frau Goldstern stand bei solcher Höhe in der That zu erwarten, daß sie im Sturze jämmerlich zerschellen und schließlich sich an den Rebenstöcken auf dem Grunde im wahren Sinne des Wortes auf gräßliche Weise spießen würde. Die gütige Vorsehung wollte es jedoch anders. An der Mauer, etwa zwei Klafter unterhalb des Niveau der Terrasse, stand eine lange, massive, eiserne Stange hervor, welche die beiden Mörder ganz übersehen haben mochten. An dieser Stange verfingen sich im Sturze Frau Goldstern's weite Kleider, so daß sie frei in der Luft schweben blieb. Nichtsdestoweniger hatte sie die Besinnung verloren, da sie im Sturze mit der Stirne heftig an die Mauer angeprallt war. Sie stieß daher im Sturze nur einen einzigen Schrei aus, der Ferguson zur Annahme verleitete, daß sein Streich wirklich gelungen sei. Wie wir an früherer Stelle bemerkten, hatte er, von panischer Furcht ergriffen, sogleich, nachdem er sein Opfer in die Tiefe stürzen gesehen, mit rasender Eile die Flucht ergriffen.

Ein paar Feldhüter, welche ihren nächtlichen Rundgang in den unterhalb der in Rede stehenden Terrasse liegenden Weingärten hielten, bemerkten Frau Goldstern's an der steilen Wand im Winde flatternde Kleider, und nicht ohne Mühe gelang es diesen Männern, die Bewußtlose mittelst schnell herbeigeholter Leitern ohne weitere Beschädigung sachte von ihrer luftigen Höhe herab zu bringen.

Es vergingen mehrere Wochen, bevor Frau Goldstern wieder etwas zur Besinnung gelangte. Die Aerzte erklärten die von ihr erlittene Gehirnerschütterung für unheilbar und ihr Zustand blieb derart bedenklich, daß es unmöglich wäre, ihre Uebertragung aus dem Hospitale, wohin man sie wegen Unkenntniß ihres Namens und Wohnortes vom Unglücksorte hinweg gebracht hatte, nach ihrem inzwischen ermittelten Absteigequartiere zu veranlassen.

Natürlich hatte dieser Vorfall in Rom großes Aufsehen erregt und die Journale brachten mehrere Berichte hierüber. Niemand ahnte jedoch den wahren Hergang. Ferguson hielt zwar unter diesen Umständen eine Entdeckung nicht für wahrscheinlich, es immerhin aber für gerathen, die ihm von seinen Oberen anbefohlene Abreise nach Amerika nunmehr zu beschleunigen. Seine dortige Mission im Interesse des Ordens war übrigens keine unwichtige; ihm fiel die Aufgabe zu, in den Südstaaten die Agitation gegen die Union nach Thunlichkeit zu schüren und jedes

Compromiß zu vereiteln, denn in einem Bürgerkriege der nordamerikanischen Republik sahen die Jesuiten ihren Weizen blühen. Wie wir bereits erfahren, war um jene Zeit die Hoffnung auf den schließlichen Sieg der Sclavenbarone über den Norden kein leeres Hirngespinnst, zumal diese clericale Conspiration gegen die Völkerfreiheit im innigsten Zusammenhange mit der französischen Intervention in Mexico stand, und der Zerfall der Union unfehlbar der Napoleonischen Idee: alle Republiken Amerika's in Monarchien zu verwandeln, einer raschen, unaufhaltsamen Entwicklung entgegengeführt hätte.

Durch diese Veränderung des Schauplatzes seiner unheilvollen Thätigkeit, sicherte sich Ferguson jedenfalls volle Straflosigkeit, denn in Amerika trat er unter ganz anderer Gestalt auf, und im schlimmsten Falle, nämlich wenn sein Mordanschlag auch entdeckt würde, war er vor Auslieferung sicher. — Ferguson reiste daher ganz wohlgemuthet nach New-Orleans ab, und wir werden diesem Ehrenmanne seiner Zeit jenseits des Oceans wieder begegnen.

Was den elenden Scheuchenstein anbelangt, so ist derselbe gleichfalls vor der Hand unseren Blicken entschwunden. Nur müssen wir erwähnen, daß er die drei falschen Wechsel glücklich eincassirt und dann das Weite gesucht hatte. Auch er hielt sich in der alten Welt nicht mehr sicher, und wandte sich daher der neuen zu. Geld besaß er jetzt hinlänglich und er beschloß, dasselbe als Armeelieferant gut anzuwenden. Wo konnte ein gewissenloser Schurke, gleich ihm, dazu ein besseres Terrain finden als in Amerika? Das Glück schien wirklich über ihn sein ganzes Füllhorn ausgießen zu wollen. Binnen Jahresfrist hatte er Millionen verdient, und auch mit ihm werden wir seiner Zeit uns wieder zu beschäftigen haben.

Vorläufig müssen wir wieder an das Krankenlager der Frau Goldstern zurückkehren.

Seit vierzehn Tagen, also beiläufig zwei Monate nach dem an ihr verübten Attentate, war ihr zeitweise das Bewußtsein zurückgekehrt, aber nur zu ihrer Qual, denn sie litt unsägliche Schmerzen. Ein Briefchen von ihr unbekannter Hand gab ihr eines Tages kurze Nachricht, daß sowohl der Banquier als Sarah und Pauline, welche drei sie bisher wirklich für todt gehalten hatte, noch am Leben seien, und daß sie sich auf Caprera befinden. Dieses Aviso ging, wie wir verrathen dürfen, von dem famosen Del Lucca aus, der damit, wie in All' und Jedem, was er that, eine ganz bestimmte Absicht verband.

Wir würden uns sehr irren, wenn wir den sofortigen Entschluß der Kranken, ihren Gemal und ihre Töchter nach Rom zu citiren, einzig und allein einem innigen Bedürfnisse nach Versöhnung, einer wahrhaften, tief gefühlten Reue in Rechnung stellen wollten. — Ihr Hauptzweck dabei galt nur ihrem Isidor. Einestheils schmeichelte sie sich mit der Hoffnung, daß der Banquier auf ihre Fürbitte das ungerathene Söhnlein wieder in Gnaden aufnehmen, dessen Enterbung annulliren, und folgerichtig auch zur Auffindung des Verschwundenen die geeigneten Maßregeln treffen werde. Diesem Ziele zu Liebe, wollte sie alle Bedingungen erfüllen, welche etwa der Banquier an sie stellen würde; eine einzige Bedingung war natürlich dabei ausgenommen, nämlich das Bekenntniß, daß Isidor nicht Goldstern's, sondern Ferguson's Sohn sei.

Was Letzteren anbelangt, so war Frau Goldstern durchaus nicht im Klaren mit sich, ob sie das Opfer eines absichtlichen Anschlages geworden, oder ob sie nicht in Folge der Heftigkeit, womit sie Ferguson das letzte Mal umarmte, einen falschen Schritt gethan habe, ausgeglitten und dann in den Abgrund gestürzt sei. — Sie neigte sich ganz entschieden der letzteren Anschauungsweise zu, da es ihr unmöglich fiel, ihren ehemaligen Geliebten einer so verruchten That zu zeihen.

Frau Goldstern hatte, als sie auf die unendliche Güte und Langmuth ihres Gemals baute, keine falsche Rechnung gemacht. Der Banquier weinte wie ein Kind, als er das Weib, welches er einst so warm und innig geliebt, in diesem elenden Zustande erblickte. Sarah und Pauline, welche vor dem Sterbebette ihrer Mutter auf den Knieen lagen, erleichterten den angestrebten Sieg über das weiche, überaus zur Versöhnlichkeit geneigte Gemüth des Banquier's. Die guten Mädchen flehten so warm und überwältigend um Gnade und Verzeihung für ihren Bruder, daß der alte Goldstern endlich seiner Gemalin die Hand darauf reichte, dem leichtsinnigen, jungen Menschen wieder Vater in des Wortes voller Bedeutung sein zu wollen.

Ein triumphirendes Lächeln umspielte die Lippen der Frau Goldstern. So leicht hatte sie nicht gehofft, eine Sinnesänderung ihres sonst in seinen einmal gefaßten Entschlüssen so hartnäckigen Gemals zu bewirken. Sie wußte aber nicht, daß der alte Goldstern Freimaurer geworden war, ein echter Freimaurer, daß ein solcher vor Allem den Geist der Liebe, der Duldung, der Versöhnlichkeit auch seinen ärgsten Feinden gegenüber zum Ausdrucke bringen muß, daß Haß und Bitterkeit seinem Gemüthe fremd bleiben, und daß er von dem großen Baumeister aller Welten

nie vorzugreifen wagt in dem Amte liebevoller Vergeltung, niemals aber sich anmaßt, die Rolle eines mosaischen Zorngottes, dessen Härte und Grausamkeit er unvereinbarlich hält mit der Güte und Allbarmherzigkeit des höchsten Wesens.

Nach Ausspruch der Aerzte konnten noch Wochen vergehen, bevor Frau Goldstern's Leiden zur völligen Auflösung führten. Ihr naher Tod schien jedoch unaufhaltsam, denn die Symptone der Rückenmarkschwindsucht traten immer deutlicher zu Tage. Sie, die einst fast übercorpulente Frau, begann auf erschreckliche Weise abzumagern, und die Anfälle des Delirium's stellten sich immer häufiger ein. — Doch, wir wollen der natürlichen Entwicklung unserer Erzählung nicht vorgreifen, sondern uns mit dem zweiten Grunde beschäftigen, welcher die Reise des alten Goldstern nach Rom mitveranlaßt hatte.

Als der Banquier mit seinen Töchtern das Hospital verließ, befahl er dem Kutscher, nach der Piazza di Spagna zu fahren, woselbst der Herzog Richard mit der Prinzessin Adelgunde in einem Hôtel garni abgestiegen waren.

Die Reise des Herzogs galt der Auffindung des Prinzen von Cosenza, von welchem seit Monaten in Falkstein keine Nachrichten mehr eingelaufen waren. Durch Vermittlung des preußischen Gesandten in Rom hatte der Herzog blos in Erfahrung gebracht, daß Flodoardo dem heiligen Officium wieder in die Hände gefallen, jedoch bei Gelegenheit einer kleinen Militär-Emeute aus der Engelsburg verschwnnden sei; Niemand wisse aber, wohin er gekommen und wo er sich wohl zur Stunde aufhalten möge.

Der gute Herzog entschloß sich daher, mit seiner Tochter nach Rom aufzubrechen, so schwer ihm dies auch bei den, wie uns bekannt, sehr derangirten Verhältnissen seiner Privat-Chatouille ankam. — Der Herzog war nahe daran, einen Schritt zu thun, zu welchen er sich bisher noch nie, selbst nicht in den größten finanziellen Bedrängnissen entschließen gekonnt; er wollte nämlich à Conto seiner bescheidenen Civilliste, soweit selbe nicht ohnehin von den Gläubigern bereits mit Beschlag belegt war, einen Vorschuß beheben, als seine brave Schwester Ulrike Rath schaffte. — Sie sendete ihren alten Freund und Verehrer, Herrn von Strickwitz, mit ihrem gesammten Schmucke in geheimer Mission nach Berlin und erhielt darauf ein Anlehen von 8000 Thalern, eine Summe, deren ihr geliebter Bruder zum mindesten benöthigte, um einigermaßen standesgemäß in Adelgunden's Begleitung die Römerfahrt abzuthun.



21

Es ist uns bekannt, daß der Prinz von Cosenza sich schon seit längerer Zeit mit dem Gedanken trug, die Schulden des Herzogs auf eine rücksichtsvolle Weise zu tilgen, die Verhältnisse aber bisher seinem löblichen Vorhaben entgegengestanden. Nach seiner ersten Flucht aus Rom fand das päpstliche Tribunal, bei welchem sein Civil-Proceß anhängig war, zehn Vorwände statt einen, um den Vollzug der Sentenz, laut dessen die Gegner mit ihren fingirten oder besser gesagt betrügerischen Ansprüchen abgewiesen wurden, illusorisch zu machen; man wollte das ihm doch zuerkannte Vermögen nicht seinem Vertreter ausfolgen, sondern verlangte, daß er persönlich in Rom erscheine, um den Besitz anzutreten; eine lächerliche Bedingung, da, falls er dieser freundlichen Aufforderung des Civil-Gerichtes nachkam, ihn sofort die päpstliche Justiz und Polizei in Empfang genommen haben würde. — Flodoardo stand daher zur Zeit, als er das zweite Mal durch Wawerka's niederträchtigen Verrath in Gefangenschaft gerieth, in pecuniärer Beziehung weit schlechter als je, zumal ihm der schurkische Spion aller seiner Werthpapiere während der Fahrt von Siena nach Rom beraubt hatte, so daß er in Wahrheit nur mehr über die wenigen Tausende Thaler disponirte, welche er noch in Hamburg bei einem Banquier stehen hatte.

Herzog Richard empfing den alten Goldstern mit offenen Armen. — Nachdem die ersten Begrüßungen vorüber waren, ließ der Herzog seinem Gaste folgendes, ziemlich lakonisch lautende Schreiben lesen:

„Königliche Hoheit!

„Prinz Flodoardo di Cosenza, aus den Klauen der päpstlichen Justiz zum zweiten Male befreit, befindet sich nichtsdestoweniger in einer sehr unangenehmen Lage, betreff welcher es mir jedoch nicht gestattet ist, mich in nähere Details zu ergehen; vor Allem bedarf es eines gewandten, über die nöthigen Mittel verfügenden Zwischenhändlers. Hierzu wäre wohl die geeignetste Persönlichkeit jener Herr Aaron Samuel Goldstern, Banquier aus Wien, welcher seit Monaten als Garibaldi's Freund auf Caprera lebt und zur Zeit, wenn Eure königliche Hoheit dieses Schreiben erhalten, bereits dem Bunde der Freimaurer angehören dürfte. — Die erprobte Ehrenhaftigkeit dieses Banquiers, die bedeutenden Capitalien, über welche derselbe verfügt, sowie seine intimen Beziehungen zu Garibaldi's werden es ihm ermöglichen, die Freiheit des edlen Prinzen zu Cosenza zu erwirken, wenn er wirklich dazu Lust verspürt. — Fordern Sie daher Herrn Banquier Goldstern gütigst auf, in Rom zu erscheinen, wo ihm von Seite des Actions-

Comité's die weiteren Andeutungen in dieser äußerst delicaten Angelegenheit werden sollen.

Mit aller Hochachtung

Rom, am 13. August 1860. D. L. —"

„Wie haißt?" rief der Banquier unwillkürlich aus, als er den Brief gelesen, „seh' ich nichts klar in der ganzen Geschichte, als daß ich soll hergeben ä Geld!"

„Mein Herr!" entgegnete der Herzog etwas pikirt, „es scheint, daß ich einen Mißgriff beging, indem ich den in diesem Schreiben enthaltenen Rath befolgte."

Der Banquier, in welchem für einen Augenblick der Geldmensch gesprochen, ärgerte sich selbst über die begangene Tactlosigkeit. Er beeilte sich daher zu erwidern:

„Verzeihen Sie, Hoheit, der Aaron Samuel Goldstern ist noch ein zu junger Freimaurer, um darüber zu vergessen ganz und gar den alten Banquier. — Sollen Sie sehen, daß Sie begangen keinen Mißgriff. Will ich sogleich machen da drüben in dem Café die Hokus-Pokus, welche mich gelehrt der edle Garibaldi, und wird sich dann wohl finden das Weitere."

Der Herzog reichte dem reumüthigen Bruder lächelnd die Hand und sagte: „Wenn Sie nichts dagegen haben, will ich Ihnen in der Ferne folgen. Nicht Neugierde verleitet mich hierzu, sondern nur der lebhafte Wunsch, ohne Zeitverlust etwas über Flodoardo zu erfahren. Zudem kann es nicht schaden, wenn ich in Ihrer Nähe bin; es sind gar gefährliche Leute diese Carbonari's; die päpstliche Polizei könnte sehr leicht Lunte wittern und Ihnen Unannehmlichkeiten bereiten. Es ist daher jedenfalls klug, die Sache so einzurichten, als ob Sie nur durch meine Veranlassung mit jenen bedenklichen Individuen in Berührung kämen, denn mir gegenüber wird man sich wohl weder Vexationen, noch gar einen jener Gewaltstreiche erlauben, mit denen die Organe der römischen Polizei sogleich bei der Hand zu sein pflegen."

Der vorsichtige, alte Goldstern dankte dem biederen Herzog aus vollem Herzen für diesen guten Rath.

Der Herzog stellte hierauf dem Banquier seine Tochter vor, welche in liebenswürdigster Weise den dringenden Wunsch aussprach, recht bald die Bekanntschaft Sarah's und Paulinen's zu machen, wodurch sich der alte Goldstern natürlich in hohem Grade geschmeichelt fand. Um alle Förmlichkeiten zu vermeiden, bat Adelgunde ausdrücklich, mit den

beiden Fräuleins und deren Bräutigams heute Abends gelegentlich einer Promenade im Parke der Villa Borghese wie zufällig zusammenzutreffen.

Die Brust des alten Goldstern schwoll vor Entzücken bei dem Gedanken, daß seinen geliebten Töchtern von einer veritablen durchlauchtigsten Prinzessin die Ehre näherer Bekanntschaft angetragen wurde, und in diesem Augenblicke stand bei ihm der Vorsatz fest, seine Casse nicht zu schonen, möge die Befreiung des Bräutigams der liebreizenden Adelgunde auch noch so große Opfer erfordern.

Der Herzog und der Banquier verließen hierauf miteinander das Hotel. Ersterer promenirte auf der Piazza di Spagna auf und ab, während Letzterer in das nächste große Café trat und dort, nachdem er sich eine Tasse Limonade bestellt, auf die ihm von Garibaldi gelehrte Art dreimal den Hut schwenkte.

Dieses Signal that sogleich seine Wirkung. Eine Minute später trat zu Goldstern's Tischchen ein eleganter junger Mann heran, der sich sehr höflich eine der in der Nähe liegenden Zeitungen ausbat und sodann gleichsam vor sich hin murmelte: „La parola se Le piace“ — (das Wort, wenn es Ihnen gefällig ist), worauf der Banquier ebenfalls leise die Antwort gab: „Qui non, fuori, fuori“ (hier nicht, draußen, draußen).

Der junge Italiener zog sich auf dieses nach seinem früheren Platze zurück. Der alte Goldstern leerte nun in aller Ruhe seine Tasse, zahlte und entfernte sich dann.

Wie Garibaldi vorausgesagt, wurde er bald von dem Manne, er ihn angesprochen hatte, eingeholt. Nachdem einige weitere Zeichen gewechselt waren, wies endlich der Banquier die vom General empfangene Ordre vor.

„Ich schätze mich glücklich, Ihnen dienen zu können,“ sagte der Fremde, indem er mit ungeheuchelter Hochachtung dem Banquier Garibaldi's Zettelchen zurückstellte, „wir haben nicht weit zu gehen, um an die richtige Adresse zu gelangen.“

„Zu wem führen Sie mich?“ frug der Banquier, dessen Neugierde im hohen Grade aufgestachelt war.

„Zu Herrn Merletti im Lateran,“ entgegnete der Gefragte ganz ruhig.

„Wa—wa—was?“ rief der Banquier ganz erstaunt, ja erschrocken, „Merletti? Lateran? Hm! Ist dies nicht eine der Vertrauenspersonen des Cardinals Antonelli?“

„Derselbe," antwortete Goldstern's Führer lächelnd, „aber Signore Merletti ist zugleich auch unser Vertrauensmann."

Der Banquier verspürte große Lust, auszureißen, denn er fürchtete, in eine häßliche Falle gerathen zu sein. Jener Merletti, von dem die Rede war, galt allgemein als einer der starrsten Papisten und ärgsten Feinde des „jungen Italiens." Der Staatsminister Antonelli, in dessen geheimen Cabinet Merletti arbeitete, hielt notorisch große Stücke auf diesen Mann.

„Kommen Sie ohne Furcht," sprach nach einer Pause der junge Mann phlegmatisch, „eine kurze Unterredung mit Signore Merletti wird Sie eines Andern belehren."

Der alte Goldstern überwand durch eine kurze Ueberlegung seinen ersten Schrecken.

„Ich trage," dachte er bei sich, „außer diesen, jedem Uneingeweihten völlig unverständlichen Zeilen Garibaldi's kein mich irgend wie compromittirendes Papier bei mir, und der wackere Herzog hält Wort, nämlich sich ziemlich dicht hinter uns."

Er folgte also schweigend seinem Begleiter nach dem Lateran, in welchem Cardinal Antonelli mit Vorliebe wohnt, während er sich im Vatican nur aufhält, wenn es seine dienstlichen Verrichtungen als Staatsminister erfordern.

Der Lateran, nächst dem von uns bereits skizzirten Vatican und der Peterskirche eine der Hauptmerkwürdigkeiten Roms, erhielt seinen Namen nach der altrömischen Familie Lateranus, welche bis auf die Zeiten des Kaisers Nero im Besitze der dortigen Gegend und des darauf erbauten Palastes war. Nero, welcher nach dem Besitze dieses wundervollen Prachtbaues Verlangen trug, machte sich auf kurzem Wege zum Eigenthümer; er ließ den letzten Besitzer Paulius Lateranus hinrichten und erklärte den Lateranischen Palast als kaiserliches Eigenthum. Constantin, sogenannt der Große, schenkte diesen Palast den Päpsten, welche darin residirten, bis sie ihren Sitz nach Avignon verlegten. — Nach der Rückkehr nach Rom wählten die Päpste den Vatican als Wohnung und Sitz der Regierung. Lateran nennt man übrigens auch die von dem gedachten Kaiser Constantin neben dem Palaste erbaute Kirche des heiligen Johannes von Lateran, welche die Hauptkirche Roms ist und durch hohes Alterthum, durch ihre Bauart, durch Reichthum, seltene Reliquien und durch die daselbst seit dem Jahre 1122 abgehaltenen Kirchenversammlungen sich auszeichnet. Noch jetzt nimmt jeder neu=

gewählte Papst durch die sogenannte Calvalcade, eine Procession zu Pferde, von dieser Kirche feierlich Besitz. An ihrem Portale befindet sich der Balcon, von welchem herab der Papst dem Volke den Segen ertheilt.

Signore Merletti empfing den Banquier mit auffallend steifer Höflichkeit, und er stellte wohl ein Dutzend Fragen höchst banaler Natur, bevor er Miene zu machen schien, endlich seinem Besuch das Wort zu gestatten. Der junge Mann, welcher den alten Goldstern eingeführt hatte, war bereits längst verschwunden.

Der Banquier merkte sogleich, daß er es mit einem höchst vorsichtigen hyperschlauen Intriguanten zu thun habe, der sich der ganzen Gefährlichkeit seines Doppelspieles bewußt war, und daher durch die Besorgniß, sich etwa eine Blöße zu geben, bis in das Kleinliche gerieth.

„Sie sind längere Zeit auf Caprera gewesen?" warf Signore Merletti hin, nachdem er Goldstern über seine Reisen ausgeholt hatte.

Auf die bejahende Antwort setzte Merletti bei:

„Es ist wohl überflüssig, an Sie die Frage zu richten, ob Sie den General Giuseppe Garibaldi näher kennen?"

„Je nun," erwiderte der Banquier schmunzelnd, „vielleicht wäre es gleichfalls unnützer Zeitverlust, an Sie, Herr Geheimrath, dieselbe Frage zu richten, ja, ich setze sogar voraus, daß die Handschrift des genannten Herrn Ihnen nicht unbekannt sei."

Mit diesen Worten überreichte Goldstern das Briefchen Garibaldi's.

Merletti nahm das Papier mit trockener Miene entgegen, entfaltete es, und nachdem er es eine Weile kopfschüttelnd in der Hand gehalten und von allen Seiten betrachtet hatte, sagte er mit meisterhaft gespieltem Erstaunen:

„Fürwahr! Ich begreife nicht, was ich damit beginnen soll? Diese Chiffren sind mir rein unverständlich, und wenn Sie mich nicht ausdrücklich belehrt hätten, daß dieses Gekritzel von dem berüchtigten Garibaldi stammt, ich wäre nicht einmal im Stande, seine Unterschrift zu enträthseln. Da nehmen Sie immerhin dieses Zettelchen zurück; für einen verrückten Autographen-Sammler mag es allerdings vom Werthe sein; bei mir könnte es höchstens als Fidibus eine practische Verwendung finden."

Der Banquier begann ganz perplex zu werden. Er erhob sich von seinem Sitze und langte nach dem Hute.

„Ich bedaure, gestört zu haben," sagte er die Lippen kneifend.

„Und ich bedaure, Ihnen betreff des Prinzen von Cosenza durchaus nicht dienen zu können," bemerkte Signore Merletti, gleichfalls vom Stuhle aufstehend und eine ceremoniöse Verbeugung machend.

Der alte Goldstern trollte sich von dannen, nämlich höchst aufgebracht über die erlittene Blamage.

Beim Ausgange aus dem Lateran stieß er auf den jungen Mann, der ihm vom Café auf der Piazza di Spagna bis hierher als Wegweiser gedient.

„Mein Herr!" begann der Banquier ziemlich aufgebrachten Tones, „mein Herr, hoffentlich werden Sie von meiner Seite auf keinen Dank Anspruch machen?"

Der Fremde lachte eine Weile aus vollem Halse, dann sagte er:

„Beruhigen Sie sich, mein Freund und Bruder! Die kleine Komödie da oben war durchaus nothwendig. Signore Merletti wollte Sie durchaus persönlich kennen lernen, denn er ist von Garibaldi bereits von Allem brieflich in Kenntniß gesetzt worden. Da aber Merletti weiß, daß er, wie alle Beamten des geheimen Cabinets, selbst in seinem Arbeitszimmer belauscht wird, durfte er nicht so sprechen, wie er gewiß Verlangen trug. Indessen hat er Alles durch dritte Hand bereits eingeleitet, um Ihrem Wunsche gerecht zu werden. Wenn es Ihnen gefällig ist, können wir noch heute nach den Abruzzen aufbrechen."

„Nach den Abruzzen?" rief der Banquier erstaunt.

„Ja, nach den Abruzzen, weil dort der Prinz von Cosenza von uns festgehalten wird," entgegnete der Fremde ruhig.

Der alte Goldstern war über diese Mittheilung derart erstaunt, daß er sich im Gehen umwendete und schnurgerade auf den Herzog Richard zueilte, welcher sich etwa zwanzig Schritte entfernt hielt. Er theilte demselben die überraschende Neuigkeit mit, welche er von seinem Cicerone erfahren hatte.

„Nun, dann reisen wir noch heute," erwiderte der Herzog ruhig, „natürlich ohne unsere Töchter, da es in den Abruzzen nicht gar geheuer sein soll."

„Ihre Besorgniß, Eccellenza," bemerkte der junge Mann bescheidenen Tones, „ist in diesem Falle ganz unbegründet. Die Briganti werden Sie und die Ihrigen nicht nur unbehelligt lassen, sondern sogar Ihnen hin und zurück sicheres Geleite geben. Auch hierüber sind alle erforderlichen Ordres bereits ausgetheilt."

„Sollen wir es also wagen, die Damen mitzunehmen,“ sagte der Herzog nachdenklich.

„Lassen Sie die Prinzessin darüber selbst entscheiden,“ meinte der Banquier; „entschließt sie sich zu dem Wagnisse, so sollen auch meine Töchter mit von der Partie sein; die Vettern Cerotti begleiten uns jedenfalls.“

„Nun, wenn es blos auf Gundi ankommt, so wird sie auch nöthigenfalls eine Höllenfahrt unternehmen, um Flodoardo zu sehen,“ erwiderte der Herzog lächelnd.

„Dann können wir also die Sache als abgemacht betrachten,“ sagte der Banquier, zufrieden mit dem Kopfe nickend, „binnen zwei Stunden bin ich mit meiner Suite reisefertig.“

„Auch ich,“ sagte der Herzog und nachdem er dem Banquier die Hand gereicht, bestieg er die nächstbeste Droschke, um nach seinem Hotel zu fahren.

Der freundliche Cicerone, welcher sich als ein Conte Benvista zu erkennen gegeben, empfahl sich gleichfalls, um noch einige Vorbereitungen zu treffen, da er die kleine Karavane als Führer nach den Abruzzen zu geleiten hatte.

---

## X.

## In den Abruzzen.

Um die sonderbare Bemerkung des Conte Benvista, daß der Prinz von Cosenza von Seite der „Rothen,“ die doch zu seiner Befreiung bereits zwei Mal wahrhaft großartige Anstrengungen gemacht, nunmehr in den Abruzzen gefangen gehalten werde, zu erklären, müssen wir einen Rückblick in die Katakomben von Rom uns gestatten, wo wir Del Lucca, Flodoardo und Aigner in der geheimen Schatzkammer des „jungen Italiens“ verlassen haben.

Der tödtliche Schrecken des sonst so muthigen, ja tollkühnen Agitators, als er wider alles Vermuthen daselbst drei Mitglieder des hohen Rathes der Actionspartei versammelt fand, war in der That kein erheuchelter. — Er hatte seinen feierlichen Schwur, keinen Profanen in diese Räume einzuführen, welche nur wenigen Eingeweihten der höchsten Grade bekannt sein durften, in einer unbesonnenen Anwandlung von Freundschaft für

seine Schützlinge leichtsinnig gebrochen. Den Satzungen des Geheimbundes gemäß, welche gerade für dessen Oberhäupter wahrhaft drakonische Bestimmungen enthalten, war nicht nur sein Leben verwirkt, sondern auch das der unberufenen Eindringlinge. — Zur Ehre Del Lucca's müssen wir hier erwähnen, daß die Gefahr, von der er seine eigene Person bedroht wußte, ihn weit weniger anfocht, als der Gedanke — zwei Unschuldige mit in sein Verderben hineingerissen zu haben. — Er hatte für den Prinzen wirklich eine aufrichtige Hochachtung, ja Freundschaft gefaßt, so daß er, während er das erste Mal zu Flodoardo's Befreiung aus der Engelsburg rein nur aus Bundeszwecken thätig war, den zweiten kühnen Streich bereits mehr aus eigenem Antriebe vollführte. — Dieses Wohlwollen verleitete auch Del Lucca, den Prinzen nicht den Gefahren auszusetzen, welche die Deserteure wahrscheinlich bei ihrem massenhaften Erscheinen auf der „Oberwelt" zu bestehen hatten, sondern durch die geheime Schatzkammer und einen langen unterirdischen Gang hindurch einen völlig sichern Ausweg nach einem bereits innerhalb der Stadt Rom befindlichen Hause zu nehmen.

Erstaunen und Entrüstung malte sich in den Mienen der drei Verschwornen, deren unerwartete Anwesenheit unseren Flüchtlingen so sehr ungelegen kam. Einer dieser drei Verschworenen war — der päpstliche Geheimrath Merletti, dessen flüchtige Bekanntschaft wir bereits im vorhergehenden Capitel gemacht haben.

Merletti schritt auf Del Lucca zu, und auf den Prinzen und auf Aigner deutend stellte er furchtbar ernsten Tones die Frage:

„Wer sind diese Zwei?"

„Es sind Ehrenmänner, mein Bruder," entgegnete Del Lucca, der inzwischen sich etwas von seiner Bestürzung erholt hatte.

„Wer hat ihnen den Weg hierher nach dem verborgensten Schlupfwinkel unseres Bundes gewiesen?" inquirirte Merletti strenge weiter.

„Ich, mein ehrwürdiger Bruder!" entgegnete der Agitator, seine volle Kühnheit wieder gewinnend, „und nur mich trifft alle Verantwortung."

„Fürwahr eine schwere Verantwortung," sprach Merletti kopfschüttelnd und mit krauser Stimme; „Sie, unser Meister, haben sich eines Eidbruches schuldig gemacht?!"

„Ich weiß, daß ich arg gefehlt," antwortete Del Lucca ruhig, „und ich werde nicht murren, wenn die ganze Strenge unserer Gesetze mich treffen sollte. Ich habe — den Tod verdient!"

„Ihr Unglücklichen!" fuhr Merletti zu dem Prinzen und Aigner

gewendet mit bewegter Stimme fort, „auch Ihr seid einem schlimmen Geschicke verfallen! Wehe, drei Mal Wehe über Euch, wenn es kein Mittel gibt, den hohen Rath zu Eueren Gunsten zu stimmen!“

„Mein Herr!“ nahm Flodoardo mit sicherem Tone das Wort, „mein Herr! Ohne in alle Nebenumstände näher eingeweiht zu sein, erlaube ich mir dennoch, Ihre handgreiflichen Besorgnisse für völlig unbegründet anzusehen. Ich und mein treuer Begleiter werden reinen Mund zu halten wissen; dies gelobe ich Ihnen als unbescholtener Mann und Freimaurer.“

„Sie sind Freimaurer?!“ rief Merletti plötzlich umgestimmt.

„Prüfen Sie mich, mein Bruder!“ entgegnete der Prinz gelassen.

„Er ist es!“ bestätigte Del Lucca.

„Aber der Andere?“ frug Merletti besorgt.

„Ist zwar kein Freimauer, aber ein Ehrenmann, für dessen Verschwiegenheit ich Bürgschaft leiste,“ beeilte sich Flodoardo zu antworten.

Merletti sah die beiden anderen Mitglieder des hohen Rathes fragend an. Diese beiden Männer gehörten gleich Merletti den ersten Familien Roms an und Niemand besaß eine Ahnung, daß sie zu den geheimen Oberen des „jungen Italiens“ zählten. Die Besorgnisse dieser Drei waren daher gewissermaßen sehr gerechtfertigt. Die mindeste Indiscretion konnte nicht nur sie persönlich in die größte Gefahr stürzen, sondern auch zur Entdeckung dieser geheimen Schatzkammer führen, in welcher namhafte Summen und die wichtigsten Papiere des Geheimbundes aufbewahrt wurden.

Zum Glücke war Merletti unserem Agitator Del Lucca auch mannigfach persönlich zum Danke verbunden und des Ersteren Einfluß auf die zwei anderen Mitglieder des hohen Rathes ein sehr maßgebender.

Del Lucca, die günstige Stimmung Merletti's gewahrend, schöpfte neuen Muth; er stellte jetzt Flodoardo förmlich vor. Der Name des Prinzen und dessen in Rom allbekannten Erlebnisse äußerten eine sehr günstige Wirkung.

Merletti und seine zwei Genossen zogen sich in eine Ecke der großen unterirdischen Halle zurück, und beriethen wohl eine Viertelstunde lang mit flüsternder Stimme. — Endlich trat Merletti auf Del Lucca und Flodoardo zu, welche mit stummer Resignation das Resultat der gedachten Unterredung abwarteten.

„Wohlan,“ begann Merletti bedächtig, „ich und meine zwei Freunde

dort sind zu dem Entschlusse gelangt, die Folgen der sträflichen Unbesonnenheit unseres sonst so verdienstvollen Meisters Del Lucca ungeschehen zu machen, so weit es in unseren Kräften steht. Dazu gibt es denn nun kein anderes Mittel, als über die fatale Anwesenheit jener zwei Unberufenen den Schleier der Vergessenheit, oder besser gesagt der Unwissenheit zu werfen, nämlich die Anzeige an den hohen Rath zu unterlassen. Es ist dies eine große Pflichtverletzung unsererseits, deren mögliche Consequenzen für uns selbst, sowie für den Bund sehr trauriger Natur sein können. Wir sind daher genöthigt — gewisse Bedingungen zu stellen."

Del Lucca und der Prinz, hocherfreut über diese Wendung der Dinge, verbeugten sich zum Zeichen, daß sie sehr gerne bereit seien, das Weitere zu vernehmen. Der gute Aigner hielt sich phlegmatisch im Hintergrunde, jedoch jeden Augenblick fertig, um seinem Gebieter erforderlichen Falls mit seinen derben Fäusten zu Hilfe zu eilen; sein schlichtes Tirolergehirn wollte überhaupt den Grund dieses langen Parlamentirens nicht recht begreifen; nach seiner Ansicht hätte man einfach die drei alten Herren, auf welche man in der Schatzkammer gestoßen war, überwältigen und dann das Freie suchen sollen.

„Obgleich," fuhr Merletti nach einer Pause fort, „obgleich wir in die Verschwiegenheit und Ehrenhaftigkeit des Prinzen sowohl, als auch von dessen Diener keinen Zweifel setzen, halten wir uns dennoch verpflichtet, die Garantie hierfür nicht aus der Hand zu lassen, wenigstens nicht für einige Zeit. Wir stellen daher die Bedingung, daß der Prinz und sein Diener wenigstens auf die Dauer von sechs Monaten für die ganze Welt verschollen bleiben, daß sie für diese Zeit auf jeden Verkehr mit der Außenwelt verzichten und freiwillig in jenem Orte, welchen wir zu bestimmen für gut befinden, ihren Aufenthalt nehmen. Nach Ablauf dieses Termines wird voraussichtlich kein Hinderniß mehr obwalten, die Internirung aufzuheben, denn, wie Sie, Bruder Del Lucca, wissen, wird bis dahin die schon längst beschlossene Uebertragung der hier aufbewahrten Schätze und Urkunden nach Turin oder Genua eine vollzogene Thatsache sein."

„Sechs Monate!" murmelte Flodoardo niedergeschlagen, „arme Adelgunde!"

„Schlagen Sie ein, schlagen Sie ein!" drängte Del Lucca unruhig.

„Und wenn ich mich weigere, was dann?" stellte der Prinz an den Agitator flüsternd die Frage.

„Was dann? Bei allen Teufeln, dann bin ich binnen drei Tagen ein todter Mann und was Sie und Ihren Diener anbelangt, so wird sich der hohe Rath, der in solchen Dingen sehr drastisch vorzugehen pflegt, auch Ihres Stillschweigens zu versichern wissen."

„Wie wäre es, wenn wir uns mit Gewalt den Weg in's Freie bahnten?" sagte Flodoardo mit leiser Stimme.

„Unsinn?" entgegnete Del Lucca mit Ueberzeugung, „mit den drei bejahrten Männern würden wir wohl spielend fertig werden, aber Sie wissen eben nicht, daß von jenem Tischchen dort eine Telegraphenleitung nach allen stets wohl bewachten Zugängen führt. Ein einziger Druck und hundert wohlbewaffnete Männer rücken von zehn Seiten concentrisch auf diesen Punct der Katakomben vor. Oh, Merletti ist ein schlauer Fuchs; sehen Sie nur, wie er sich in der Nähe des Tastbrettes hält; er wittert bereits Verrath und wird sich gewiß nicht überraschen lassen."

„Nun gut," entgegnete der Prinz entschlossen, „ich will nicht in Betracht ziehen, ob ich und Aigner durch eine Weigerung wirklich in Gefahr gerathen würde; es genügt mir, zu wissen, daß Sie, der Sie mir schon zwei Mal einen so wichtigen Dienst geleistet, durch meine Halsstärrigkeit das Leben riskiren, denn ich halte mich wirklich überzeugt, daß der hohe Rath des „jungen Italiens" mit Ihnen strenge in das Gericht gehen würde, zumal Sie, wie Sie mir einmal mittheilten, darunter ein Paar mächtige Feinde zählen."

„So ist es auch," betheuerte Del Lucca, „und ich kann mich wahrhaft glücklich preisen, daß wir gerade Merletti und zwei seiner Freunde, die mir gleichfalls wohlwollen, hier getroffen haben."

Flodoardo näherte sich jetzt Merletti und leistete in seinem und Aigners Namen feierlich das Gelöbniß, sich den gestellten Bedingungen, so schwer ihm dies auch ob der Prinzessin Adelgunde ankam, rückhaltslos und ohne inneren Vorbehalt zu unterwerfen.

„Ich baue auf Ihr Wort als Mann und Freimaurer!" sagte Merletti, indem er des Prinzen Handschlag entgegennahm; „vergessen Sie aber nicht, daß von dieser Stunde an auf unseren Zungen Tod und Leben von uns Allen liegt. — Kommen Sie."

Merletti öffnete eine geheime Thüre, welche in der Richtung nach der Stadt führte, mithin jener, durch welche Del Lucca mit seinen Begleitern eingetreten war, entgegengesetzt lag.

Wie wir bemerkten, betrug die Entfernung von der geheimen

Schatzkammer bis zu dem Puncte, wo der unterirdische Gang in Merlettis Hause innerhalb der Stadt ausmündete, eine gute halbe Stunde. — Als unsere Abenteurer etwa die Hälfte dieses Weges zurückgelegt hatten, wurde Halt gemacht. Merletti setzte an einer Stelle des Ganges einen ganz ähnlichen Mechanismus, wie wir ihn bereits als Verschluß der geheimen Schatzkammer kennen gelernt, in Bewegung, in Folge dessen ein großer Steinblock sich knarrend in Angeln drehte, und dadurch einen, wiewohl nicht bequemen, aber doch hinlänglich geräumigen Einlaß in einen Seitengang bot. — Merletti und seine beiden Freunde nahmen nun von dem Prinzen, dem Ex-Sergeanten und dem Agitator Abschied, welch' Letzterem die Aufgabe zufiel, seine zwei Schützlinge an ihren Bestimmungsort zu geleiten.

Ohne jeden Unfall entledigte sich Del Lucca dieser Aufgabe. Etwa dreißig Stunden nach der Anfangs so unliebsamen Begegnung mit Merletti in den Katakomben von Rom befanden sich Flodoardo und sein getreuer Aigner inmitten der Abruzzen, in einem von der Heerstraße zwei Stunden abseits gelegenen alten, halb verfallenen Bergschlosse, welches in aller Eile nach Thunlichkeit für die unerwarteten Gäste wohnbar gemacht wurde.

Dieses Bergschloß, einst ein weithin gefürchtetes Räubernest der schon seit zwei Jahrhunderten ausgestorbenen Fürsten von Solmona, war schon vor etlichen fünfzig Jahren von den Carbonari bei deren ersten Organisation um einen Spottpreis angekauft worden, und ging seit dieser Zeit durch entsprechende Scheinverkäufe stets in die Hände von vertrauten Anhängern der italienischen Actionspartei über, sobald durch Tod oder andere triftige Ursachen eine Besitzveränderung eingetreten war. — Seinen gegenwärtigen Namen Nido di falconi (Falkenhorst) führte das in Rede stehende Bergschloß erst, seit es aufgehört hatte, der Familiensitz der Fürsten von Solmona zu sein, unter deren tyrannischem Regime dieses Raubnest, in Anbetracht der dort verübten zahllosen Gräuelthaten, allgemein nur der Seufzerberg (Monte dei sospiri) genannt wurde.

Der Falkenhorst zählte zur Stunde nur mehr drei wirklich bewohnbare Gemächer in dem ersten Stockwerke. Die massiv gewölbten ebenerdigen Räumlichkeiten dienten als Stallungen für einige hundert Schafe, ein Dutzend Kühe und etliche Langohrs, über welchen Viehstand mehrere Knaben und ein alter mürrischer Schaffner die Aufsicht führten. Dieser Schaffner, Girolamo war sein Name, vertrat zugleich die

Stelle des Castellans. Dieser Mann soll in früheren Jahren ein gefürchteter Brigante gewesen sein und mehrere Mordthaten auf dem Gewissen haben. — Allgemein war die Ansicht verbreitet, daß Signor Girolamo in den Kellern von Falkenhorst große Schätze verborgen halte, welche dazu bestimmt seien, an dem Orte, wo er das letzte Blut vergossen, nach seinem Tode unter den Auspicien des heiligen Januarius ein Kloster errichten zu lassen.

So öde, ja unheimlich die Gemächer waren, in welchen der Prinz durch wenigstens ein halbes Jahr in voller Abgeschiedenheit von der Welt residiren sollte, so wundervoll, ja entzückend war die Lage von Falkenhorst. Selbst Aigner, der doch in seinem Heimatland Tirol an herrliche Gebirgsscenerien gewohnt war, ließ sich ein „Ah!" der Bewunderung, ja des Erstaunens entschlüpfen, als er mit seinem Gebieter und Del Lucca den halbverfallenen Söller der Burg erstiegen hatte.

Es läßt sich auch nicht leicht eine wildromantischere Gegend denken, als die Abruzzen in der Nähe von Solmona. — Die Abruzzen, welche den höchsten Theil der apenninischen Gebirgskette bilden, bestehen aus langgestreckten hohen Gebirgskesseln von ungemein pittoresken Formen. Ueberall fällt das Gebirgsland steil zu allen Seiten ab, namentlich nach dem adriatischen Meere zu. Reißende Gebirgswässer schäumen in tiefen Schluchten dahin. Von October bis April bedeckt schuhhoher Schnee die Gipfel der Berge und der 8.882 Fuß hohe Gran Sasso d'Italia, zugleich der höchste Berg der ganzen italienischen Halbinsel, starrt das ganze Jahr hindurch von Eis. Das Clima der Abruzzen ist daher sehr rauh; dichte Wälder krönen die Bergeshöhen; die Thäler jedoch sind sehr fruchtbar. Mandel-, Nuß- und andere Obstbäume gedeihen überall; der Olivenbaum kommt jedoch nur in den am tiefsten gelegenen Gegenden fort.

Die Abruzzen, welche fünfzehn Meilen weit nordöstlich in den Kirchenstaat vorspringen, sind durch ihre Terrainbeschaffenheit bei halbwegs guter Vertheidigung ein unüberwindliches strategisches Bollwerk, zumal in ihnen nur eine, jedoch für eine Armee höchst beschwerliche Heerstraße in das Königreich und gar keine ähnliche über das Gebirge vom Ufer des mittelländischen Meeres nach dem des adriatischen führt. Zu einem Angriffe auf Neapel ist daher der Besitz der Abruzzen unumgänglich nothwendig, ihn zu erzwingen jedoch ebenso schwierig, als ihn zu behaupten, weil die dichten Wälder und steilen Gebirgswände mit den tiefen Schluchten sich trefflich zu einem Kriege nach Art der Guerillas eignen. — Allein die Bewohner der Abruzzen sind ohne wahren Muth, obwohl

physisch ein sehr kräftiger Menschenschlag und leisten im Waffenhandwerk höchstens einiges als — Räuber. Die alten Samniter, Marsen und Sabiner, welche einst den alten Römern so furchtbar waren, erkennt man an dem heutigen Bewohner der Abbruzzen wohl nicht mehr. Die Abruzzesen haben daher weder die Deutschen, noch die Franzosen und Spanier ernstlich je gehindert, in Neapel einzudringen. Als z. B. Murat im Jahre 1814 gegen Oesterreich zog und nach der Schlacht von Tolentino einen Volkskrieg zu erregen dachte, mißlang nicht nur dies, sondern feige zerstreuten sich selbst die aus den Abruzzen gebürtigen Soldaten, als sie beim Rückzuge sich ihrer Heimat nahten. Ebenso nichtig erwiesen sich die Hoffnungen, welche die Carbonari im Jahre 1821 auf die Abruzzesen setzten und im Jahre 1848 und 1849 erklärten sie sich zwar für die freiheitliche Bewegung, ließen jedoch wenige Monate später mit merkwürdiger Indolenz eine der fürchterlichsten Reactionen über sich ergehen.

Der Oberhirte und Schaffner Girolamo war ein echter Sohn der Abruzzen, das heißt, er ermangelte jener gefälligen Formen in Sprache und Manieren, welche in den Städten selbst dem letzten italienischen Facchino eigen zu sein pflegen, und er war dabei unwissend, abergläubisch, bigott und — sehr musikalisch. Er spielte die Flöte und das Waldhorn als Virtuos, ohne daß er je den mindesten Unterricht erhalten hatte, oder auch nur wußte, was eine Note bedeute. Dabei besaß er ein merkwürdiges Talent, die heterogensten Arien und Melodien zu variiren und harmonisch etwas ganz Neues daraus zu componiren.

Vor Del Lucca besaß Girolamo einen ungeheuern Respect; der Agitator hatte ihn nämlich vor Jahren aus dem Militär-Gefängnisse in Caserta gerettet, als der wilde Abruzzese wegen Verwundung seines Hauptmannes standrechtlich erschossen werden sollte. Seit jener Zeit befand sich Girolamo auf Falkenhorst, abgeschieden von aller Welt, denn selbst die Landleute der Umgebung mieden den Seufzerberg, auf welchem es, dem allgemeinen Volksglauben zufolge, zur Nachtszeit von Gespenstern wimmelte. Dieser Wahn, welchen die Carbonari im eigenen Interesse ausgestreut hatten, wurde übrigens noch durch den Umstand bekräftigt, daß man nie etwas von einer Krankheit unter den Girolamo anvertrauten Heerden vernahm, was selbstverständlich nur dessen Bundesgenossenschaft mit dem „Gottseibeiuns" zugeschrieben wurde.

Del Lucca, wie immer sehr in Anspruch genommen, verließ Falkenhorst noch am nämlichen Tage, wo er seine zwei Schützlinge daselbst einquartirt

hatte. Ein paar Worte von ihm genügten, um den alten Sünder Girolamo für die neuen Gäste günstig zu stimmen, und der Agitator verließ Falkenhorst mit der Ueberzeugung, daß der Prinz und Aigner dort so gut aufgehoben seien, als es eben die Umstände ermöglichten. — Der Agitator, dessen freundliche Gesinnung für den Prinzen in der That keine Grenzen kannte, schlug den Weg nach dem von Falkenhorst etwa vier Stunden entfernten Städtchen Solmona ein. Er nahm zwei Hirtenjungen und alle vorhandenen Tragthiere mit sich dahin, um seine Schützlinge auf dem Seufzerberge einigermaßen comfortabel einzurichten, da das Bergschloß an Nahrungsmitteln nichts zu bieten vermochte, als Milch, frisches Ziegen- und Lammfleisch, sowie einige Obstgattungen, Hühner, Eier, Kartoffel und Mais.]

Die acht Esel hatten auf dem Heimwege gar schwer an den Einkäufen zu schleppen, welche Del Lucca in Solmona besorgte. Zucker, Caffee, Reis, feine Oele und Gewürze, Wein, Tischzeug, Kochgeschirr, Eßbestecke, Kleider, ja sogar Bücher, Tinte, Federn und Papier schuf des Agitators umsichtige Sorgfalt herbei, und zwar Alles in richtiger Auswahl und entsprechender Menge.

Aigner schlug vor Vergnügen in die Hände, und stieß einen urkräftigen, echten Tiroler „Juchezer" aus, als er alle die zahllosen Schätze für Haus, Küche und Keller musterte, welche die armen, wahrhaft überbürdeten acht Esel von Solmona nach Falkenhorst hinaufgeschleppt hatten.

Der gute Aigner sah sich jetzt in seiner universellen Eigenschaft als Koch, Tafeldecker, Friseur, Stiefelputzer, Secretär und Flickschneider des Prinzen aller schweren Sorgen überhoben, denn sogar Schuhwichse, Zwirn und Nadel, Kämme und Pomade fanden sich in dem Waarenchaos vor, dessen Sichtung und Sonderung allein ein Paar Stunden in Anspruch nahm, obwohl Flodoardo dabei nach Kräften mithalf, ohne jedoch den Dank seines treuen Dieners zu ernten, denn Aigner glaubte sich durch diese ungebetene Beihilfe gleichsam in seinen Rechten gekränkt und brummte daher in einem fort vor sich hin, daß sich dergleichen für einen so hohen Herrn gar nicht schicke, und er seiner Zeit gewiß bei der Prinzessin Adelgunde darüber Klage führen werde, u. s. w.

Flodoardo, der bisher über die gute Seele nur gelächelt hatte und wahrhaft stolz darauf war, eine solche Perle, wie Aigner, sein zu nennen, stieß einen schweren Seufzer aus, als der Name seiner holden Braut genannt wurde. In welcher Angst und Besorgniß mochten wohl

Adelgunde und deren edler Vater schweben, wenn sie so lange Zeit von ihm nichts vernehmen?! Aber Flodoardo war fest entschlossen, sein als Mann und Freimaurer gegebenes Versprechen treulich zu halten, so schwer es ihm auch ankam und so sehr ihn die netten Cahiers blendend weißen Briefpapiers verführerisch anlachten und ihn zum Wortbruche verlocken wollten.

Um seine trüben Gedanken zu verscheuchen und zu bemeistern, griff Flodoardo nach dem Bücherpackete, welches Del Lucca's Fürsorge zur geistigen Nahrung des Internirten mitgesendet hatte.

Der Prinz war sehr neugierig, in dieser Beziehung Del Lucca's Geschmack kennen zu lernen. Seine Erwartung sah sich nicht getäuscht. — Er fand in dem Packete des mit Recht gefeierten Cesare Cantu: „Storia universale," das größte Geschichtswerk, welches die italienische Literatur aufzuweisen hat, sowie einige mathematische Bücher vor.

Also auch hierin hatte Del Lucca in's Schwarze getroffen, denn Weltgeschichte und Mathematik waren wirklich des Prinzen Lieblingsstudien, der in diesen beiden exacten Fächern menschlichen Wissens ebenso gediegene als umfassende Kenntnisse besaß.

Die Lebensweise des Prinzen auf Falkenhorst gestaltete sich ziemlich einförmig. — Wie immer verließ er mit Sonnenaufgang sein Lager, promenirte ein Stündchen in der Umgegend, genoß sodann das inzwischen von Aigner bereitete Frühstück, worauf er sich bis zwei Uhr Nachmittags in seine Studien vertiefte.

Um diese Stunde servirte Aigner das frugale Mittagsmal unter Assistenz eines, von dem Factotum dieses Junggesellen-Haushaltes allmälig zum Pagen und Küchenjungen herangebildeten Hirtenknaben, wobei freilich der dichte, schwarze Haarwuchs des jungen Abruzzesen mitunter sehr stark in's Mitleiden gezogen wurde, sowie Aigner als alter Unterofficier für das sogenannte „Schuhriegeln," als Quintessenz militärischer Dressur, überhaupt eine besondere Vorliebe empfand, zumal er als echter Tiroler schon von Haus aus gerade nicht mit den feinsten Manieren ausgestattet war.

Die Nachmittagsstunden verbrachte Flodoardo zumeist in Aigner's Gesellschaft auf einer Streifung mit der Büchse, wobei es weniger auf den Jagdertrag als auf Wettschießen abgesehen war, worin der Tiroler fast immer den Preis davon trug. Eigentliche Jagden waren ohnehin unseren Internirten verwehrt, da Flodoarda sich verpflichtet hatte, die

Umgegend des Bergschlosses nur auf eine halbe Stunde im Umkreise zu durchstreichen.

Von diesen kurzen Ausflügen und Schießübungen zurückgekehrt, wurde das stets nur aus Ueberbleibseln vom Mittag bestehende Abendbrot eingenommen, und sodann bei einer Cigarre und Flasche Wein den künstlerischen Productionen Girolamo's das Ohr gewidmet. Der alte Mordgeselle pflegte, sobald die Sonne niederging, auf einem schmalen Felsvorsprunge unweit des Bergschlosses Posto zu fassen. Dem Prinzen ergriff stets ein grausiges Gefühl, wenn er den Naturvirtuosen auf seinem halsbrecherischen Sitze gewahrte, denn Girolamo hockte stets am äußersten Rande des Felsvorsprunges, der über eine an fünfzig Klafter hohe, steil abfallende Granitwand hinausragte. Eine einzige falsche Bewegung und der graue Sünder mußte in die fürchterliche Tiefe hinabstürzen. Und je mehr Girolamo im Musiciren in Eifer gerieth, um so bedenklicher begann er mit dem ganzen Leibe zu schwanken und zu schaukeln, so daß man jeden Augenblick befürchten mußte, ihn in den Abgrunde zu seinen Füßen verschwinden zu sehen.

Oft gegen Mitternacht erst kehrte Girolamo nach der Burg zurück. Sowohl Flodoardo als Aigner wichen ihm dann gerne aus. Ein einziges Mal waren sie dabei dem wilden Abruzzesen in den Weg gekommen und nie in ihrem ganzen Leben werden beide Männer den von Wahnsinn und Mordlust glühenden Blick vergessen, womit Girolamo sie anstierte. Der alte Brigante hatte in jener Nacht, wie es ihm so häufig erging, an Visionen gelitten; das böse Gewissen hatte ihm die blutigen Gestalten seiner Opfer vorgegaukelt, und mit Angst und Entsetzen sein ganzes Wesen erfüllt.

Es waren bereits mehr als zwei Monate verflossen, seit unsere zwei Freunde auf Falkenhorst sich befanden, als eines Tages einer der Hirtenknaben, dessen Heerde etwa eine Stunde vom Schlosse entfernt auf der Weide sich befand, ganz athemlos mit der Meldung erschien, daß auf dem Wege von Solmona her ein ganzer Trupp Reisender sich nahe, darunter auch einige Damen.

„Ei, ei," sagte der Prinz lächelnd zu Aigner, „wer sich wohl in diese Wildniß verirrt haben mag. Seit wir uns hier befinden, kam uns noch kein einziger Fremder zu Gesicht. Wahrscheinlich sind es närrische Engländer, die durchaus ihre Börsen und ihr überflüssiges Gepäck in den Abruzzen zurücklassen wollen."

„Nun, wir werden ja sehen, was dies „Volk" da „dermachen" will," meinte Aigner gleichgiltig.

„Mein lieber Freund," sagte Flodoardo kopfschüttelnd, „wir selbst werden gar nichts sehen, denn mein Versprechen macht es selbstverständlich, daß wir uns vor den Ankömmlingen verbergen. Es wird Girolamo's Sache sein, den unerwarteten Besuch, falls er wirklich dieses Felsennest zum Gegenstande hätte, kurzweg abzuspeisen. Seinen barschen Manieren wird es auch gewiß gelingen, uns die Fremden recht bald wieder vom Halse zu schaffen. Komm', komm', mein Lieber, zu mir in jenes Thurmzimmer. Das Einzige, was wir uns gestatten dürfen, ist der Gebrauch des vortrefflichen Fernrohres, welches wir gleichfalls der Großmuth und Fürsorge des prächtigen Del Lucca verdanken."

Brummelnd, wie gewöhnlich, aber auch folgsam, wie stets, kam Aigner dem Wunsche des Prinzen nach. Er brachte nach dem sogenannten Thurmzimmer, welches sich in der halbverfallenen zweiten Etage befand, und als der höchste Punct des Bergschlosses weithin eine freie Aussicht gestattete, das Fernrohr, machte das Stativ zurecht und richtete das vortreffliche Instrument genau nach jener Gegend des Thales, wo sein Adlerauge bereits eine kleine, durchaus berittene Karavane nahen sah, obwohl der noch bedeutenden Entfernung wegen Mensch und Thier winzig klein erschienen.

„Schnurgerade zu uns herauf kommen die Fremden," sagte Aigner, dem Prinzen den Platz bei dem Fernrohre einräumend.

Flodoardo richtete das Perspectiv nach seinem Auge, welches bedeutend kurzsichtiger war, als das des Tirolers, der es seiner Seits ganz unbegreiflich fand, daß nicht ein jeder Mensch, gleich ihm, auf eine Stunde Entfernung einen Gemsbock von einer Gais zu unterscheiden vermöge. Nach seiner Meinung war Kurzsichtigkeit eigentlich nur eine geckenhafte Verstellung der vornehmen Leute, um recht nobel auszusehen.

Mit auf den Rücken gekreuzten Händen blickte Aigner über den Prinzen hinweg, nach dem Thale hinab, und zählte still vor sich hin die Reisenden, deren Physiognomien er sogar bereits wahrzunehmen begann.

„Der eine ist ein Jud!" murmelte er vor sich und spuckte dabei unwillkürlich aus, dann setzte er bei: „sapperlot, ist das ein „mudlsauberes" Ding neben dem anderen alten Herrn; die sitzt ja auf dem Pferd wie angewachsen! Die anderen zwei Mädel hinter ihr wären auch nicht übel, aber, straf' mich Gott, wenn's nicht Jüdinnen sind."

Die weiteren Reflexionen des ehrlichen Tirolers, der nun einmal

seine eingeimpfte Antipathie gegen die Juden nimmer zu verwinden vermochte, wurden durch einen lauten Aufschrei des Prinzen unterbrochen, der plötzlich wie toll auf und davon rannte und schier in Gefahr schwebte, über die halbverfallene Stiege Arm und Bein zu brechen.

„Teufel!“ rief Aigner halb erstaunt, halb erschrocken, „mir scheint gar, mein Herr ist närrisch geworden!“

Dann eilte er dem Prinzen nach, der bereits einen bedeutenden Vorsprung vor ihm gewonnen hatte und wie rasend den steilen Berg hinablief.

„Na, jetzt fängt er zum „Plärren“ an,“ sagte Aigner in der That besorgt werdend, „ich muß sehen, ihn zu „derwischen,“ bevor ein Unglück geschieht.“

Der brave Diener, der sich überzeugt hielt, sein Herr sei plötzlich irrsinnig geworden, rannte auf die Gefahr zu stürzen und jämmerlich zu zerschellen, eine steile Schlucht hinab, um vor Flodoardo, der den schmalen Saumpfad verfolgte, bei dessen nächster Krümmung den Weg zu vertreten. — Glücklich kam er auch um ein paar Secunden unten früher an, als der Prinz, den er mit seinen riesigen Armen unversehens von rückwärts umfing.

Lass' mich, lass' mich!“ keuchte Flodoardo athemlos, „lass' mich! Gundi, Gundi hierher!“

Aigner blickte ganz dumm darein und öffnete seine Arme. Er fing zu begreifen an, daß die schöne, junge, noch etwa siebenhundert Schritte entfernte Dame, welche jetzt des Prinzen gewahr geworden zu sein schien, und ihr Pferd unbarmherzig zur Eile antrieb, dabei kurze gellende Rufe der Freude ausstoßend, die Verlobte seines Herrn sei.

„Das hätt' er auch früher sagen können!“ brummte der gute Aigner halb verdrießlich, halb lachend und rieb sich das rechte Bein, welches er im jähen Laufe ziemlich arg an einem Baumaste beschädigt hatte.

Als pflichtgetreuer Major-Domus zählte er vor Allem abermals die Häupter der auf Falkenhorst zu bewirthenden Gäste.

„Fünf Herren, drei Damen, sechs Diener, zwei Zofen, zwölf Abruzzesen als Escorte, macht zusammen achtundzwanzig Köpfe. Brr! Bei gutem Appetite werden wohl Alle sein! Bei Gott — bis morgen fressen die mir meine ganzen Vorräthe auf.“

Der prosaische Aigner, ganz und gar von der Sorge erfüllt, ob und auf welche Weise er wohl den so unvermuthet an ihn herangetretenen

Anforderungen der Gastfreundschaft werde genügen können, schlug den kürzesten Weg nach dem Falkenhorst ein, unbekümmert um die herzliche und erhebende Scene des Wiedersehens, welche sich zwischen dem Prinzen Flodoardo di Cosenza und dessen liebreizender Braut Adelgunde am Fuße des Seufzerberges in nicht endenwollender Weise abspielte.

---

XI.

## Ein Jesuitenstreich.

Es darf uns wohl nicht Wunder nehmen, wenn es ziemlich geraumer Zeit bedurfte, bis die übrigen Hauptmitglieder der kleinen Karavane, nämlich der Herzog Richard, der Banquier Goldstern, dessen Töchter und künftige Schwiegersöhne, sowie der Reisemarschall Conte Benvista, von dem Prinzen von Cosenza begrüßt wurden. Der überglückliche Flodoardo fühlte es zwar selbst, daß die maßlose Freude über das unerwartete Wiedersehen ihn zu einer kleinen Verletzung der Höflichkeit hingerissen hatte, indem er sich minutenlang nur mit Adelgunde beschäftigte, aber Alle verziehen ihm von ganzem Herzen diesen Verstoß gegen die Etiquette.

Da Flodoardo schließlich mit aller Förmlichkeit das Versäumte nachholen wollte, schnitt Herzog Richard die weiteren Ceremonien durch die Erklärung ab, daß er, und wahrscheinlich auch seine Begleiter, „zum Umfallen" hungrig seien und deshalb sehnsüchtiges Verlangen trügen, auf Falkenhorst sogleich wenigstens mit Milch und Brot regalirt zu werden.

Der Prinz, im Herzen dem alten Herrn für diese Erklärung zu großem Danke verpflichtet, ergriff nun den Zügel von Adelgundens Zelter und schritt als Wegweiser voran, dabei in dem süßen Taumel seines Entzückens ein solches Chaos von Dingen plaudernd, daß die arme Prinzessin beinahe sich versucht fühlte, an dem gesunden Verstande ihres theuren Bräutigams zu zweifeln.

Endlich langte man auf dem Bergschlosse an. Die Reisenden, welche seit fast fünf Stunden im Sattel gesessen, waren wirklich sehr erschöpft und ausgehungert. — Aigner hatte jedoch das Viertelstündchen Vorsprung gar wohl benutzt. Milch, Butter, Obst, Eier und Brot standen

bereits auf einer langen Tafel servirt und nicht nur die Herren, sondern auch die Damen langten ohne alle Umstände mit einer Hast zu, welche für die Intensität ihres Appetites ein vollgiltiges Zeugniß lieferte.

Der alte Herzog war überglücklich; ein Paar Mal trat er, als ob er die herrliche Aussicht genießen wollte, zum Fenster, um seine Freudenthränen zu trocknen. Mit dem heutigen Tage schienen alle Hindernisse überwunden zu sein, welche der Vereinigung seines theuren Kindes mit dem edlen Prinzen bisher entgegengestanden, denn der Herzog überbrachte auch die Nachricht, daß das Civil-Tribunal in Rom endlich in die Ausfolgung der Erbschaft des Prinzen an dessen Bevollmächtigten gewilligt habe.

Mit Rücksicht auf die beschränkten Räumlichkeiten konnte den drei Damen, nämlich Adelgunde und Goldstern's Töchtern sammt ihren Zofen, nur ein einziges Zimmer zur Verfügung gestellt werden.

Die Herren mußten sich gleichfalls mit einem einzigen Zimmer begnügen und überdies mit aus Heu improvisirten Lagerstätten vorlieb nehmen, da die zwei vorhandenen Betten für die drei Damen reservirt blieben.

Conte Benvista kündigte, als in die bunte lustige Gesellschaft wieder etwas Disciplin und Ordnung gekommen war, dem Prinzen feierlich die Entbindung von seinem Gelübde an; die geheime Schatzkammer des „jungen Italiens" war aus den Katakomben von Rom bereits außerhalb des päpstlichen Territoriums in Sicherheit gebracht worden und Del Lucca hatte in der Zwischenzeit seiner Partei in gewohnter, ebenso genialer als kühner Weise einige derart hochwichtige Dienste geleistet, daß sein Freund Merletti es wagen durfte, dem hohen Rathe die uns bewußte Pflichtverletzung des Agitators zu bekennen und für denselben volle Amnestie zu erlangen. Diese letztere Kunde gereichte dem Prinzen von Cosenza in hohem Grade zur Beruhigung, da er bei der notorischen Strenge, mit welcher die Mitglieder der Actionspartei die Disciplin im eigenen Kreise handhaben, bisher mit vollem Grunde befürchtete, daß sein freundlicher Retter denn doch in große Unannehmlichkeiten gerathen sein könnte.

Noch ehe zwei Stunden seit Ankunft der unerwarteten Gäste auf Falkenhorst verflossen waren, meldete der gute Aigner nicht ohne Stolz, daß das „Diner" aufgetragen sei. — Aigner hatte in der That in dieser kurzen Zeit Wunder geleistet, wenn auch für das bescheidene Mal die Benennung: Diner etwas prunkend genannt werden mußte.

Zuerst wurde eine kräftige Minestra gereicht, welche freilich etwas nach dem jungen Bocke roch, der dazu seine Knochen hergegeben; hierauf gab es gesottenes Schaffleisch mit Sauce, Polenta, eingemachte Hühner und schließlich delicaten Lammsbraten mit Salat. — Dem Herzog und dem Banquier, als den Oberältesten der Tafel, servirte der Prinz eigenhändig die zwei einzigen Forellen, welche erst des Morgens im nahen Waldbache von einem Hirtenknaben gefangen worden waren. Die beiden Herren deprecirten zwar gegen diesen Vorzug und wollten wenigstens mit den drei Damen theilen, welche aber lächelnd ablehnten, da sie sahen, wie ihren Vätern bereits der Mund nach den schlanken, hellgrauen Fischchen wässerte.

„Ja, zwingen können wir Euch nicht, meine lieben Kinder!" sagte endlich der Herzog achselzuckend; „es bleibt also nichts übrig, als daß wir diese Dingerchen da in aller Eile allein verspeisen. Also zugelangt, Bruder Goldstern; wenn Sie aber so freundlich sein wollten, sich mit der kleineren Forelle zu begnügen, würden Sie mich außerordentlich verbinden."

Die zwei alten Herren und Conte Benvista mußten übrigens die Gesammtkosten der Conversation während des ganzen Mahles, welches wohl an zwei Stunden in Anspruch nahm, bestreiten, da sowohl Flodoardo als auch die Vettern Cerotti mit ihren Bräuten viel Interessanteres und Wichtigeres zu besprechen hatten, als dem liebenswürdigen Herzog Richard, welcher heute seinem guten Humor die Zügel schießen ließ, viel Gehör zu schenken.

Die beiden alten Herren, welche nicht nur sehr viel gegessen, sondern auch zur vollen Genüge den prächtigen Apulier gekostet hatten, erhoben sich endlich gegen fünf Uhr Nachmittags, als Aigner den Caffee servirte und bei dieser Gelegenheit allseitig die wohlverdienten Lobsprüche einerntete; der Herzog faßte den Banquier, welchen er auf der Reise von Rom her wahrhaft lieb gewonnen hatte, am Arme, um in dem seit Flodoardo's Aufenthalt auf Falkenhorst wieder ziemlich in Stand gesetzten Schloßgarten eine kleine Promenade zu machen.

Nach dem stundenlangen banalen Tischgeschwätze verspürte der gelehrte Herzog jetzt außerordentlich Lust, bei einer Cigarre ein wissenschaftliches oder politisches Thema abzuwickeln. — Wie immer in derlei Fällen, überließ er es dem Zufalle das Sujet zu liefern. — Dieses Mal lag es ganz nahe, daß die beiden Freunde — so dürfen wir die zwei

Ehrenmänner ungeachtet ihrer so verschiedenen socialen Stellung wohl nennen — auf die bevorstehenden Heiraten ihrer Kinder zu sprechen kamen, was den alten Goldstern zu einer Aeußerung leisen Bedauerns über den confessionellen Unterschied zwischen den Vettern Cerotti und seinen Töchtern verleitete.

Nun sah sich der Herzog plötzlich in seinem Fahrwasser. — Mit der Individualität und Denkungsweise des Banquiers, welcher den orthodoxen Juden ungeachtet der eingesogenen freimaurerischen Maximen doch noch nicht völlig abgestreift hatte, vollkommen im Reinen, erkannte Herzog Richard mit richtigem Scharfblick, daß sein junger alter „Bruder" die hohe culturhistorische Bedeutung des Christenthums und dessen inneren Zusammenhang mit der Humanität nicht begriffen habe, sondern die leidigen Ausschweifungen und Auswüchse der christlichen Kirche, welche in so vielen Dingen mit dem wahren Geiste der Lehre Jesu nichts gemein hat, zum Maßstabe der Beurtheilung des Christenthums zu machen pflege.

„Es fällt mir nicht bei," begann der Herzog, nachdem der Banquier ganz entschieden seine Abneigung ausgesprochen hatte, daß Sarah und Pauline die christliche Lehre je annehmen sollten, „es fällt mir nicht bei, in diesem oder irgend einem anderen Falle zelotischer Proselytenmacherei das Wort reden zu wollen, obwohl ich, aufrichtig gesagt, für die gemischten Ehen, ob deren unausweichlichen socialen und häuslichen Uebelstände, eben nicht sehr schwärme. Aber selbst auf die Gefahr hin, Ihnen mein Bruder, etwas Unangenehmes zu sagen, muß ich mir dennoch die Bemerkung erlauben, daß es für das Judenthum, von streng philosophischem Standpunct genommen, in Wahrheit nur einen Weg des Fortschrittes gibt, nämlich den Weg zum — Christenthum, wohlgemerkt: ich sage zum Christenthum schlechthin, d. h. zur christlichen Idee, ohne damit irgend eine der bestehenden christlichen Kirchen protegiren zu wollen, welche alle noch mehr oder minder weit entfernt sind, einen endlichen und vollendeten Friedensschluß zwischen Glaube und Vernunft möglich zu machen. Die Weltversöhnung in diesem Sinne ist daher vorläufig und vielleicht auch für lange noch ein bloßes Ideal, das selbst wir Freimaurer in seiner allbeseeligenden Herrlichkeit nur zu ahnen, aber nicht in bestimmten Formen zu modelliren im Stande sind."

„Wollen wir aber in dieser Richtung und nach diesem Ziele dennoch rüstig vorwärts streben, nach der höchsten Erkenntniß, so müssen wir vor Allem in den Geist, in die sogenannten Mysterien des Christen-

thums, u. z. zunächst in den symbolischen Begriff der „Erlösung" einzudringen suchen! — Wie? Sie lächeln ungläubig, Sie halten ein solches Beginnen für resultatlos, für zwecklos? — Schenken Sie mir ein halbes Stündchen Geduld und ich will es versuchen, eine Frage zu lösen, über die ich, allerdings etwas vermessen, mir ein ganz bestimmtes Urtheil erlauben werde."

Die beiden alten Herren nahmen in einer schattigen Laube Platz, worauf der Herzog neuerdings begann, wie folgt:

„Es kann wohl Niemand in Abrede stellen, daß in der Lebensthätigkeit der organischen Geschöpfe, in der chemischen Umwandlung der Stoffe und in dem Wandel der Gestirne eine weise Gesetzlichkeit besteht. Der Glaube an einen Gott, oder was dasselbe, das Bewußtsein seines Daseins war daher auch stets und überall das Eigenthum derjenigen Völker, welche sich von dem ursprünglichen Zustande der Kindheit auf den Standpunct des gereifteren Menschseins emporgeschwungen hatten. — Es bedarf wohl keines Beweises, daß bis zu dem Zeitpuncte, wo der Mensch mit dem letzten Schöpfungsacte in mehreren Urpaaren unter der Gesellschaft organischer Wesen auftrat, kein einziges der vor ihm existirenden Urwelt-Geschöpfe mit Vernunft ausgestattet war, sondern deren ganze Thätigkeit nur in dem beschränkten nächsten Kreise der sinnlichen Anschauung sich bewegte, daher ausschließlich von den Anforderungen der Triebe für Ernährung, Fortpflanzung und Abwendung von Gefahren geleitet wurde. — Der Mensch hingegen trat in die Erscheinungswelt als ein in noch nie dagewesener Gestalt gebautes Geschöpf ein, welches unbegrenzt bildungsfähige Keime besaß und schon in den ersten Stadien seiner Entwicklung Eigenschaften erwies, welche mit den zur Bildung der organischen Natur und der Welt überhaupt erforderlichen in gewissem Betracht identisch waren. Der Mensch vermag nämlich die Grundgesetze des Schaffens, die Verbindung der Urstoffe zu neuen Gestalten auf eine der Gottheit ähnliche Weise zur Ausübung zu bringen; indem er wissentlich handelt, das heißt: solche Umbildungen nach freiem Entschlusse thun oder lassen kann, was bei der Triebthätigkeit des Thieres durchaus nicht der Fall ist. — Das Schaffen des Menschen ist also das Product des Nachdenkens, der Erfindung, oft sogar auch der Nachahmung des Schöpfers, in Folge dessen er Dinge hervorbringen kann, welche die Natur allein an und für sich niemals hervorbringen würde. Nennen wir die Erzeugnisse des Menschen Kunst im Gegensatze zu den Erscheinungen, welche das Urwesen — Natur genannt, — erzeugt,

so liegt uns zugleich eine ungezwungene Erklärung zur Hand, was ein Wunder sei.

„Wenn wir dem Sprachgebrauche zufolge unter Wunder eine periodische Aufhebung der Naturgesetze verstehen, so trat mit der Kunst eine Reihe zahlreicher und mannigfacher Wunder ein, deren Abschluß erst mit dem Verschwinden des Menschen von der Erde eintreten könnte. Die Natur vermag nämlich in ihrem ordentlichen Verlaufe und unmittelbar das nicht hervorzubringen, was die Kunst erzeugt. So läßt z. B. die Natur unmittelbar auf keinem Pflaumenstamme Kirschen wachsen, während es die Kunst geschehen macht. Die Natur erlaubt keinem Menschen, durch die Luft zu fliegen oder auf dem Wasser zu gehen, wohl aber die Kunst. Die Natur gestattet keinem Körper, eine schiefe Ebene hinanzurollen, aber die Kunst schafft auf einmal Tausende von Centnern mittelst Dampf sogar über die Berge. Die Natur gestattet keinem vierhändigen Säugethiere, gleich dem Menschen, unter dem Wasser zu leben, aber der Taucher hält mittelst der Kunst stundenlange auf dem Meeresgrunde aus u. s. w. Diese Producte menschlicher Kunst, welche nur vermittelst Ueberwindung eines Naturgesetzes durch ein zweites, also nur immer innerhalb des ordentlichen Gesetzkreises hervorgebracht werden können, bezeichnet der Sprachgebrauch als „wunderbar", da dem gesunden Menschenverstande zufolge von einer momentanen Aufhebung der ordentlichen, ewigen, also auch unveränderlichen Naturgesetze nun und nimmer die Rede sein kann, sondern nur von einer Umleitung, Neuerweckung und Unterjochung dieser Gesetze zu neuen Zwecken und zu Neubildungen, welche unmittelbar die Natur selbst nie hervorbringen würde. Der Mensch ist daher befähigt, in zweiter Instanz mit einer der Urvernunft, dem Urlogos gleichartigen Intelligenz aufzutreten, welche nur aus jener hervorgegangen, gleichsam abgelegt, herausgeboren sein kann.

„Schon von den ältesten Denkern ist es anerkannt worden, daß mit der Schöpfung des Menschen auf der Erde die Urvernunft des Weltalls, welche bis dahin die ausschließliche und directe Ordnerin aller vorhandenen Dinge war, sich einem der Gattung nach gleichen, selbstständigen Vernunftswesen gegenüber stellte und demselben ein ganz eigenthümliches Gebiet der Wirksamkeit für das Geschenk der Vernunft anwies, nämlich — die freithätige Kunst, wie ich sie zuvor im Gegensatze zur willenlosen Natur kennzeichnete.

„Vollkommen richtig ist daher der Ausspruch der Genesis: „Gott

schuf den Menschen sich zum Ebenbilde," was der Evangelist Johannis in dem Satze ausführt: „Im Anfange (ursprünglich) war das Wort (logos, Vernunft, Verstand) und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort, und das Wort ward Fleisch." In dieser letzteren Formel, welche Manchem sehr geheimnißvoll, ja unverständlich klingen mag, ist jedoch eine ewige und unvergängliche Naturwahrheit einfach und klar ausgesprochen. Sie bedeutet mit anderen Worten: ursprünglich, über alle Zeiten und Räume hinaus, war die Universalvernunft, nämlich Gott und dieses denkende Sein Gottes erschien, was noch nie vorher geschehen, auf Erden, eingelebt in Fleisch, nämlich in den Leib — Mensch. Der reine Begriff Vernunft (oder das „Wort" des Evangelisten Johannis) stellte sich jedoch in dem Geschlechte Mensch in den ersten Jahrhunderten zumeist nur sehr verkümmert dar; erst in der Person Christi als lauteres Ideal des Begriffes Vernunft finden wir einen universellen Repräsentanten der göttlichen Uridee Mensch und in dieser Eigenschaft müssen wir ihn, als von Gott, dem Erzeuger und Vater, ausgegangen und erzeugt, bildlich einen Sohn des Urlogos nennen, und zwar nach Johannis den eingebornen Sohn, weil in unserem Naturkreise nur ein einziges, der göttlichen Urvernunft ebenbürtiges Wesen — der Mensch — existirt. Wenn der gedachte Evangelist den Messias an anderer Stelle im scheinbaren Widerspruche des „Menschen Sohn" nennt, so ist auch diese Bezeichnung aus ähnlichen der bereits erörterten Gründe philosophisch richtig, indem die Menschheit bei seinem Eintreten in den irdischen Erscheinungskreis schon viele Tausende von Jahren existirte, ehe sie diese ideale Blüte und Frucht angesetzt hatte, welche dem Ideale der Menschheitsidee entsprach und als solche nicht eines Einzelnen, sondern bildlich der ganzen Menschheit Sohn genannt werden konnte.

„Die Ideal-Vernunft, welche von der heiligen Schrift mit dem Ausdrucke „das Wort" bezeichnet und uns in der Person Christi versinnlicht wird, findet sich jedoch im Menschengeschlechte nicht allgemein ausgebildet vor, während doch alle vorhandenen, aus dem All oder der Gottheit hervorgegangenen Dinge augenscheinlich mit der Anlage zur vollkommenen Ausbildung begabt wurden. Die Annahme: es müsse vom Schöpfer ein für alle Menschen erreichbares Ziel der Vernunftausbildung ursprünglich gesteckt worden sein, ist daher ein unabweisbares Postulat klarer Logik, weshalb es auch am Tage liegt, daß, wenn wir berechtigt sind, die Persönlichkeit Christi mit dem Logos, der Ideal-Vernunft

identisch zu halten, jeder Mensch das urschöpferische Ideal der reinen Vernunft in sich verwirklichen, also selig und glücklich werden könne, weil sittliche Reinheit tugendhaft und weise macht. Der Glaube, das heißt die Annahme, daß irgend Etwas so oder so sei, reicht jedoch nicht aus, um in dem angedeuteten Sinne des idealen Menschenglückes theilhaftig zu werden; es sind dazu auch Werke erforderlich, nämlich das Erstreben des Ideals, die Erkenntniß und die That.

„Wenn ich die Urvernunft und die aus ihr hervorgegangene menschliche als ebenbürtig einander gegenüberstellte, so sind es doch nur einzelne Merkmale, welche diese Ebenbürtigkeit bezeichnen; viele andere aber erweisen, daß die größte Verschiedenheit zwischen der göttlichen und menschlichen Vernunft obwaltet, wofür kein zutreffenderes Bild zu finden, als die leuchtende und wärmende Sonne am Himmel gegenüber dem leuchtenden und wärmenden Feuer auf Erden, dessen Urquell man ebenfalls in der Muttersonne zu suchen hat. Die erstere und für unseren Zweck wichtigste Verschiedenheit ist die, daß die menschliche Vernunft in jedem Individuum zwar immer neu, aber nur als Anlage, als Möglichkeit einer Vernunft auftritt, ihre wirkliche Existenz aber von Bedingungen abhängt, ohne deren Erfüllung eine menschliche Seele in dem Zustande der Thierheit verbleibt. So liegt, um in einem Bilde zu reden, in Leinwand, Farbe, Pinsel und Palette die Möglichkeit eines Gemäldes; aber es muß gemalt werden und es kommt Alles darauf an, was der Meister daraus schafft.

Aus solchem Zustande der gebundenen Vernunft bedarf der Mensch, dem ordentlichen Naturgesetze nach, einer Erlösung, welche vom Menschen als Individuum auf die Menschheit als Gesellschaft übertragen werden muß, woraus sich der unzweifelhafte Schluß ergibt, daß, wenn schon vom Anbeginne der Existenz der Menschheit bei jedem einzelnen Menschen die individuelle Erlösung vollständig geschehen wäre, die andere, nämlich die gesellschaftliche Erlösung, welche uns als Christi Werk entgegen tritt, gar nicht nothwendig gewesen wäre.

„Der christliche, das heißt der vernünftige, stets mit den unwandelbaren Gesetzen der Schöpfung identische Standpunct gebietet uns, die Menschen stets nur nach ihrem nie verlöschenden Urtypus zu betrachten; die unabweisbare Theorie der urgesetzlichen Erlösung gibt uns dabei Anleitung, von dem sich immer neu regenerirenden Individuum auf die Gattung, auf das ganze Geschlecht, Vernunftschlüsse zu bauen, wobei festzustellen ist, daß, eben wie das Individuum zu der Natur und dem

anerkannten Sittlichkeitsprincipe steht, sich zu demselben durchschnittlich auch die Gattung, nämlich die Menschheit, verhält. — Nun tritt aber das Individuum als reine unverkümmerte Unschuld aus Gottes Hand, oder was dasselbe, aus dem Schooße der Natur hervor. So wenig das neugeborne Kind sich seiner körperlichen Nacktheit bewußt ist, eben so wenig ist es sich einer seelischen Nacktheit bewußt; es steht dadurch in einem reinen, ungetrübten Verhältnisse und nimmt die Gabe der Mutter, die Nahrung und Pflege als Pflichttheil entgegen, ohne alle Dankbarkeit, überhaupt ohne Reflexion. Von Sünde, von Recht oder Unrecht ist bei dem jungen Erdenbürger keine Rede, ebenso wenig von Pflichterfüllung oder Verletzung. Erst mit dem Verlaufe der Zeit, mit der Fähigkeit zu begreifen und die Begriffe in Worte zu kleiden, mit der von außen kommenden Lehre, mit dem Verweisen oder Loben, mit dem Wahrnehmen gewisser natürlicher oder gesellschaftskünstlicher Formen folgen auch gewisse Handlungen, kurz mit der Erkenntniß der irdischen Verhältnisse, mit dem Bewußtsein der Gegensätze in der sinnlichen und moralischen Welt tritt die Verantwortlichkeit oder das, was Tugend oder Sünde genannt wird, in dem Individuum als Möglichkeit auf und hiermit auch die Nothwendigkeit derjenigen Kraft, welche allein zu einem harmonischen Einleben in die göttlichen Natur- und Daseinszwecke führen kann, nämlich die Vernunftsfähigkeit auszubilden oder mit anderen Worten: das Individuum aus dem Zustande der Unsicherheit und des unfehlbar eintretenden Zwiespaltes seiner thierischen Triebe mit den Gesetzen der höheren Weltordnung zu befreien, zu erlösen, und dadurch den Menschen mit Gott zu versöhnen, was nichts anderes heißt, als das Geschöpf mit der Urabsicht des Schöpfers in Harmonie, in Einklang zu bringen.

„Dieses Entwicklungsbild jedes einzelnen Individuums können und dürfen wir mit völliger Ueberzeugung des Zutreffens auf die Gattung, nämlich auf die Menschheit, um so gewisser übertragen, als uns die Geschichte unbeweisbare Belege liefert, daß die Menschheit einen allmäligen Entwicklungsproceß ebenso durchläuft, wie ihn das Individuum zu durchlaufen hat, um endlich alt und lebensmüde in's Grab zu steigen; es ist daher sicher, daß der urtypische Lebenszweck beim Individuum und bei der Gattung um so eher, umfassender und gewisser erreicht werden wird, je klarer man das Naturgesetz der Erlösung erkennt, und im Sinne desselben dem eigentlichen legitimen Erlöser, der Vernunft, sein angebornes Recht gestattet.

„Jener Zustand der einfachen, kindlichen Unschuld des Individuums in den ersten Lebensjahren, übertragen auf die Menschheit, ist uns von der geschäftigen, gern ausschmückenden Sage in dem Bilderrahmen des Paradieses gefaßt überliefert worden und die einzelnen Züge der mosaischen Mythe treffen in leichtverständlicher, oft buchstäblich harmonirender Allegorie mit der vorhin gegebenen Auffassung des individuellen Kindheitslebens zusammen. — Verfolgen wir den Ideengang der Genesis. — Eine geraume Zeit vergeht in dem unbewußten Zustande des vegetativen ersten Erdendaseins; dann treten die irdischen Verhältnisse, die lockende Sinnlichkeit von außen in Gestalt einer Schlange, dem beliebten orientalischen Sinnbilde der Erde, auf, jedoch noch unbefeindet von einem inneren Gegensatze; an dem ersten Genuß einer üble Folgen erzeugenden Frucht, nämlich einer unrechten Handlung, bildet sich die Erkenntniß und mit dieser allmälig das ganze Heer von Gegensätzen und daran sich kettenden Pflichten. Das Paradies der Unschuld, d. h. die kindliche Unzurechnungsfähigkeit, ist nun dahin; Pflicht an Pflicht, Arbeit an Arbeit, Mühe an Mühe, Schmerz an Schmerz kettet sich und nun beginnt erst der eigentliche Mensch, denn die höhere göttliche Kraft, der Logos, die Vernunft tritt in seine Rechte, in seine Functionen um das Feindliche des irdischen Naturkreises zu überwinden, nachdem es zuerst erkannt und dann bekämpft wird, was die christliche Mythe sehr treffend mit den Worten ausdrückt: „Christus ist berufen, der Schlange den Kopf zu zertreten,“ was mit anderen Worten heißt, die Vernunft allein ist befähigt, das Feindliche, was dem Erdensohne hiernieden entgegentritt, abzuwehren, um das Beglückende zu seinem Eigenthume zu machen. — Die Menschheit bedarf daher des Lehrers, des Lernens und des Fleißes, um aus dem thierischen Zustande zu einem echtmenschlichen erlöst zu werden; diese Erlösung kann aber, sei es in Anbetracht des einzelnen Individuums oder der ganzen Menschheit, nur dort stattfinden, wo das Bewußtsein der Sünde zum völlig klaren Durchbruche gelangt ist.

„Wenn wir in dem Begriff Sünde im Allgemeinen alle Handlungen und Unterlassungen zusammenfassen, welche mit der Urabsicht des Schöpfers, ein beglücktes Dasein aller empfindenden Wesen zu erzielen, im Widerspruche stehen, so lehrt uns die Weltgeschichte, daß selbst bei den civilisirtesten Völkern ein völlig harmonisches Einleben in diese Absicht Gottes nicht stattfand, daß vielmehr durch ungenügende Erlösung aus dem traumähnlichen Zustande des ersten Kindheitslebens zu

dem bewußten, gottwürdigen Menschheitsleben mehr oder weniger ein ungelöster Rest von Disharmonie zurückblieb, der sich bei einigen Völkern bis zu den grauenhaftesten Verirrungen verlor.

„Die Propheten, welche zu einem klaren Anschauen dieses naturwidrigen Zustandes gekommen waren, wurden nicht müde, zu klagen, zu ermahnen und zu drohen, dabei mit Zuversicht hoffend, auf irgend ein besonderes Eingreifen der Gottheit mittelst eines außerordentlichen, größten aller Propheten, nämlich eines Messias, d. h. Befreiers oder Erlösers, welcher die Disharmonie, in der die Menschen zu der Urabsicht ihres Daseins augenscheinlich standen, in Harmonie verwandeln, oder mit biblischen Worten: der sie von der Sünde erlösen und dadurch einen Zustand des Glückes, der Seligkeit schon hier auf Erden herbeiführen werde.

„Die moderne Bildung hat inzwischen einen anderen Namen für dieselbe Sache gefunden. Auch sie erwartet einen Zustand der Erlösung der Seligkeit für die Menschheit, doch ist ihre Hoffnung nicht an eine einzelne Person, sondern auf die ganze Gattung gerichtet, in welcher sich das menschliche Urbild Gottes von innen herausbilden soll, ohne den Werth und die Wichtigkeit vorzüglich begabter Geister, Genien, Dichter, Propheten, Philosophen, Entdecker und Erfinder bei diesem Erlösungsprocesse zu verkennen. Das göttlich-menschliche Princip aber, das geistige Wesen, das in der menschlichen Brust urbildlich niedergelegt und im wirklichen Entwicklungsprocesse begriffene Samenkorn, nennt man: Humanität — ein Stichwort unserer Zeit, aber so bedeutungsreich, wie es nur je in der Vorzeit das Wort „Messias" gewesen sein kann. Und wie interessant, ja erhebend ist der Gedanke, daß das Erfassen der Wahrheit, daß Humanität, als Gesammt-Begriff idealen Menschenthums, der Menschenwürde, der Menschenfreundlichkeit und Menschenliebe, der Leutseligkeit und der Milde, identisch ist mit Messias oder Christus, da alle diese Ausdrücke dem innersten Wesen nach nur eine und dieselbe Sache bezeichnen und bezwecken, nämlich: Herausbildung des rein-menschlichen Urseins nach dem Ideale Gottes durch die reine, geläuterte Vernunft — denn wenn Messias ein Gesalbter oder König bedeutet, der zur Befreiung, zur Erlösung kommen soll und Christus sich diese Messianität, geistig aufgefaßt, zuschrieb, so hat er es nur als Repräsentant des reinen Menschenadels, als verkörperte reine Vernunft gethan, weil es keine andere Kraft der Seele gibt, durch welche eine moralische Befreiung des

Menschen, oder im evangelischen Sprachgebrauche, dessen Erlösung aus dem anfänglich Thierischen als möglich gedacht werden kann. Christus aber, als Wort oder Name etymologisch betrachtet, stammt in der ersten Wurzelsilbe von dem indischen Chris (Erhalter, Bewahrer, zugleich auch die Bezeichnung für Sonne und Himmelslicht) ab, sowie die Indier in der That einen Gott Chrisna besitzen. Daß diese Bedeutung in den Ideenkreis Christi übergegangen sein muß, bezeugt er selbst zu vielen Malen, indem er sagt: „Ich bin das Licht!" Daß aber das Licht eine der bezeichnendsten und gewöhnlichsten Versinnlichungen für Vernunft, als geistiges Licht, ist, bedarf wohl keiner Erwähnung, am wenigsten für uns Freimaurer. — Auf diese Weise fließen alle anscheinend verschiedenen Bezeichnungen in ein und denselben sachlichen Begriff zusammen, dem Begriffe der ethischen Erlösung der Menschheit von der Sünde durch die Vernunft!

„Der volle rückhaltslose Gebrauch der Vernunft, die freie Forschung ist daher nicht nur ein Recht, sondern sogar eine heilige Pflicht des Menschen. Die Behauptung, daß wir diese göttliche Anlage empfangen hätten, um sie nicht zu benützen, erscheint so widersprechend in sich selbst, daß man sie wohl keiner ernsthaften Entgegnung würdigen kann; — der ganzen Menschheit werde der richtige Gebrauch der Vernunft erschlossen und sie wird glücklich sein; denn die seltsamen Fügungen, worüber der Mensch sich beklagt, sind nicht die Fügungen eines böswilligen Schicksals und das Dunkel, in welches seine Vernunft sich verirrt, ist nicht das Dunkel Gottes; die Quelle seiner Widerwärtigkeiten läuft nicht bis in den Himmel zurück; sie entspringt nahe bei ihm, nemlich auf der Erde; sie ist nicht im Schooße der Gottheit verborgen, sondern sie wohnt in dem Menschen selbst; er trägt sie in seinem Herzen!

„Nur eine heuchlerische Frömmigkeit kann von einem blinden Verhängnisse, von einem der Gottheit unwürdigen Zorne, von einem mit der Güte und Gerechtigkeit des allerhöchsten Wesens im Widerspruche stehenden Fluche des Himmels sprechen! — Nie hat der weise Schöpfer die ursprüngliche feste Ordnung, die er selbst der Natur erwies, unterbrochen. — Nur ein lügenhaftes, von der Unvernunft beherrschtes Geschlecht kann daher die Gottheit und das Geschick anklagen. — Wenn ganze Länder verödet, Städte vernichtet und entvölkert sind, hat etwa Gott ihren Untergang verursacht? — Welche Thorheit, dabei das höchste Wesen ins Spiel zu ziehen, während die Menschheit nur von ihren eigenen Leiden-

schaften auf tausendfache Art gequält wird, — denn die Leidenschaft verkennt und verläugnet die ewigen Gesetze der Vernunft. -- Aber eher wird die Sonne ihren Lauf verändern, als daß die Thorheit und die Bosheit über Wahrheit, Weisheit und Erkenntniß den Sieg davon trägt!"

Als Herzog Richard geendet hatte, blickte der Banquier lange stillschweigend vor sich hin, dann sagte er:

„Diese Art und Weise, das Christenthum und speciell die Erlösung des Menschengeschlechtes durch dasselbe aufzufassen, ist mir, ich gestehe es offen, vollkommen neu; ebensowenig verhehle ich den überwältigenden Eindruck, welchen die daran sich knüpfenden Consequenzen auf mein Inneres hervorgebracht haben; mit einem Worte — meine ganze confessionelle Ueberzeugung als orthodoxer Jude ist von dieser Stunde an in seinen Grundfesten vollends erschüttert und ich sehe mich am Beginne eines neuen Gährungsprocesses meines Inneren, welches seit einem Jahre bereits so viele wesentliche Wandlungen erfahren mußte."

Die Fortsetzung des Gespräches der beiden Männer wurde durch das Erscheinen des Conte Benvista unterbrochen.

„Eine merkwürdige Neuigkeit!" rief der junge Cavalier hastig und hielt ein Blatt Papier hoch mit der Hand empor.

„Dieser Zettel ist soeben durch einen Expreßboten aus Solmona abgegeben worden," fuhr der Conte fort, „was mag sein räthselhafter Inhalt wohl bedeuten?"

Neugierig überflogen sowohl der Herzog als auch der alte Goldstern das unversiegelt angelangte Papier, welches folgende wenige Zeilen enthielt:

„Mein Herr!

„Die Herzogin-Witwe Maria di Cosenza wünscht in einer höchst dringenden, unaufschiebbaren Familienangelegenheit sobald als möglich Seine königliche Hoheit den Herzog Richard von Rothburg-Falkstein-Stixenhausen hier in Solmona zu sprechen. Es wird gebeten, dem Ueberbringer die bestimmt lautende Antwort zu ertheilen, ob der Gewährung der ausgesprochneen Bitte vielleicht schon für morgen entgegengesehen werden könne.

Es zeichnet sich mit aller Hochachtung

Solmona, 14. August 1860. Padre Ignazio."

„Ich kenne diesen Padre Ignazio persönlich," bemerkte Conte Benvista, „er ist Jesuit und seit einem Jahre Beichtvater der Herzogin. Er gilt in seinem Orden als einer der größten Schlauköpfe und

Intriguants, was doch sehr viel heißen will. Wir dürfen daher versichert sein, daß die Anwesenheit dieses Mannes und seines frommen Beichtkindes zu Solmona irgend einen ganz außerordentlichen Vorfall zu bedeuten habe."

„Das fürchte auch ich," sagte der Herzog kopfschüttelnd und mit umwölkter Stirne, „doch wir werden ja sehen — ich kann der Mutter meines künftigen Schwiegersohnes das nachgesuchte Stelldichein nicht verweigern und ich bitte Sie daher, mein lieber Conte, dem Boten in meinem Namen ein paar Zeilen mitzugeben, worin unsere Ankunft für morgen Mittag gemeldet wird."

Benvista entfernte sich. Der alte Goldstern schritt mit über dem Rücken gekreuzten Armen nachdenklich auf und ab, während der Herzog, offenbar von sehr unangenehmen Gedanken gequält, den Kopf auf beide Hände stützte.

„Hoheit!" begann endlich der Banquier sehr ernsten Tones, im Gehen innehaltend, „ich fürchte, daß aus einem Theile unseres Programmes nichts werden dürfte."

„Sprechen Sie, mein Bruder!" erwiderte der Herzog düster; „es ist besser, daß wir, oder eigentlich ich und die arme Gundi, uns auf das Schlimmste gefaßt machen."

„Ich meine," fuhr Goldstern fort, „daß unser schöner Plan, die drei Pärchen auf einmal zur Mairie zu geleiten, zu Wasser werden wird. Ich möchte jede Wette eingehen, daß die Anwesenheit der Herzogin von Cosenza in Solmona nichts Anderes zum Gegenstande hat, als die so nahe bevorstehende Heirat mit der Prinzessin Adelgunde noch im letzten Augenblicke zu hintertreiben."

„Mein lieber Bruder," entgegnete der Herzog, schwer aufseufzend, „gebe Gott, daß Sie sich irren, aber — aufrichtig gesagt — ich selbst fürchte jetzt einen „Jesuitenstreich", dessen Tragweite vielleicht unsere Befürchtungen noch weit übertrifft. Sie wissen, daß ich in Rom mich der Herzogin vorstellen wollte, daß sie sich aber dreimal verläugnen ließ. Warum läuft sie uns plötzlich nach?"

„Je nun," meinte der Banquier, dessen Scharfsinn in der That oft an das Wunderbare grenzte, „in dieser Beziehung glaube ich jetzt ganz klar zu sehen. Der Bescheid des Civil-Tribunals in Rom, womit dem Prinzen Flodoardo di Cosenza endlich bewilligt wurde, die streitige Erbschaft durch einen Bevollmächtigten anzutreten, ist erst in dem Momente unserer Abreise erflossen. Wie Sie wissen, glaubte bis dahin kein Mensch an

diese Wendung, am allerwenigsten die Jesuiten, denn diese sind dabei durch einen geschickten Schachzug des preußischen Gesandten dupirt worden, welcher sich der Sache angenommen hatte und vom Papste directe eine Ordre sich zu verschaffen wußte, daß der gänzlichen Entlassung seines Pathen, des Prinzen Flodoardo, vom päpstlichen Unterthanenverbande und dessen Anerkennung als preußischer Staatsbürger kein weiteres Hinderniß in den Weg gelegt werden solle. Damit waren nun alle Schliche und Bemühungen der Jesuiten, die Ausfolgung der fraglichen Erbschaft noch länger hinzuhalten, kurzweg abgeschnitten und die „frommen Väter" dürften geradezu wüthend sein über diesen schlimmen Streich, welchen ihnen Pio nono unbewußt in einer ungewöhnlichen Anwandlung von Milde und Gerechtigkeit gespielt. Unter diesen Umständen kann ich mich daher der schon ausgesprochenen Ansicht nicht entschlagen, daß die Jesuiten einen letzten verzweifelten Anschlag im Schilde führen um dennoch Herr der vielen schönen Millionen zu bleiben, welche das reiche Erbe des Prinzen Flodoardo bilden."

„Nun gut," rief Herzog Richard entschlossen, „nun gut; und wenn Flodoardo keinen Groschen besäße, wird er dennoch mein Schwiegersohn. Seit Sie, Bruder Goldstern, das Arrangement meiner Schulden in so sachdienlicher und uneigennütziger Weise übernommen haben, bangt mir nicht mehr vor der Zukunft. Ich werde unter allen Umständen den zwei jungen Leuten etliche Tausend Thaler Rente sicher stellen können; sowohl Flodoardo als Gundi sind an das Sparen gewöhnt und werden daher gut haushalten auch mit Wenigem."

„Darin pflichte ich Euerer Hoheit vollkommen bei;" sagte Goldstern im Tone der Ueberzeugung, „übrigens steht es ja um die allerdings sehr derangirten Verhältnisse der herzoglichen Privatcasse durchaus nicht verzweifelt, wenn Sie, Hoheit, eine bessere und sachgemäßere Ausnützung Ihrer Domänen und namentlich Ihres fast gar nicht bebauten Steinkohlenbergwerkes in Angriff nehmen."

„Mein Gott, was nützten mir bisher meine enormen Schätze von schwarzen Diamanten," rief der Herzog, „Niemand wollte sich finden, um mir eine halbe Million Thaler zu mäßigen Zinsen für die Erweiterung des Betriebes vorzuschießen. Nun aber reichen Sie mir in wahrhaft edelmüthiger Weise die rettende Hand und nun darf ich hoffen, mich in ein Paar Jährchen aus dem Gröbsten herausgearbeitet zu haben."

„Ganz gewiß," bestätigte Goldstern „und mach' ich selbst kein schlechtes Geschäft dabei, obgleich ich übernehme das ganze Risico und

verzichte für die ersten drei Jahre auf allen Nutzen von der halben Million!"

„Dieses Arrangement ist jedenfalls ein zweiter schlimmer Streich, den wir den Jesuiten spielen," lächelte der Herzog, „auf diese Weise befreie ich mich endlich aus dem drückenden Joche, welches auf mir, als Schuldner der Herzogin von Cosenza, lastete."

„Die Cerotti in Neapel werden binnen acht Tagen für meine Rechnung den ganzen Bettel übernommen haben," bemerkte der Banquier nicht ohne Selbstgefühl.

„Aber ein ganz anständiger Bettel," sagte der Herzog schmunzelnd, „wenn ich nicht irre, schulde ich dem Fidei-Commiß der Familie Cosenza nicht weniger als eine Million und dreimalhundertsiebzehntausend Thaler an Capital und rückständigen Zinsen und Zinseszinsen. Doch, lieber Bruder, sehen wir uns nun etwas nach den jungen Leuten um. Wir müssen Flodoardo und Gundi zu beruhigen suchen, denn ganz gewiß haben sie bereits nun die sonderbare Botschaft erfahren."

Der Prinz und die Prinzessin befanden sich jedoch weit entfernt davon, aus der in Rede stehenden Berufung nach Solmona schlimme Folgen zu ziehen. Das Glück, sich wieder zu sehen, und die Aussicht, vielleicht schon in den nächsten Tagen sich für immer anzugehören, hatte das schöne erlauchte Paar ganz und gar berauscht und entschieden optimistisch gestimmt, so daß sie Benvista's Mittheilung von der sonderbaren Einladung als ein gutes Zeichen ansahen. Sie wiegten sich nämlich in der Selbsttäuschung, daß der Wunsch der Herzogin nach einer Unterredung keinen andern Zweck haben könne, als ihre künftige Schwiegertochter zu umarmen, sich mit ihrem Sohne auszusöhnen, und endlich einmal ihrer Pflichten als Mutter eingedenk zu sein.

Weder der Herzog, noch der Banquier machten den mindesten Versuch, diese rosenfarbigen Anschauungen des überglücklichen Paares zu trüben. — Sie calculirten bei sich, wie folgt: entweder haben wir mit unserer schwarzseherischen Auffassung recht, oder die jungen Leute mit ihrer von froher Zuversicht strotzenden Naivität. Im ersteren Falle kommt das Unangenehme noch immer schnell genug, im Zweiten würden wir das Glück Flodoardo's und Adelgunden's nur muthwillig, ja frevelhafter Weise stören — also abgewartet, was es in Solmona eigentlich geben wird.

Die ungebundene, aber herzliche Fröhlichkeit, welche die drei Brautpaare und Conte Benvista bis zum Beginne des bescheidenen Abend-

mahls entwickelten, wirkte auf den Herzog und den Banquier mit unwiderstehlicher Anziehungskraft, so daß diese zwei Herren ganz und gar auf ihre trüben Gedanken vergaßen und schließlich sogar ihre Einwilligung zu einem kleinen Tänzchen gaben, wobei der griesgrämige Girolamo mit der Flöte und Aigner mit einer Guitarre aufspielte.

Gegen eilf Uhr mahnten jedoch die zwei Väter zur Ruhe, da man mit der ersten Morgendämmerung nach dem gute vier Stunden entfernten Solmona aufbrechen wollte, um noch im Laufe des Vormittags der Herzogin von Cosenza die gebührende Aufwartung zu machen.

Nicht ohne gewisse Wehmuth schieden der Prinz und sein treuer Diener am folgenden Morgen von Falkenhorst, welches ihnen wirklich lieb und werth geworden und es freute Ersteren ungemein, daß Adelgunde den Wunsch aussprach, in späterer Zeit wieder einmal dieses so wundervoll gelegene Bergschloß zu besuchen.

Punct zehn Uhr Vormittags traf die ganze Karavane in Solmona ein, welches nur zwei sehr bescheidene Herbergen enthält, deren eine, und zwar die bessere, unweit des stattlichen, mit den Bildnissen vieler Päpste geschmückten Rathhauses, von der Herzogin von Cosenza in allen Räumen besetzt war, daher unsere Ankömmlinge sich mit der schlechteren Unterkunft begnügen mußten.

Solmona, die alte Pälignerstadt Sulmo, ist als Ovid's Geburtsort merkwürdig. Der Dichter der Metamorphosen hing sehr an dieser seiner, wie er sie nennt, „kühlen, wasserreichen Heimat." In der That ist Solmona schön gelegen, nach zwei Seiten von Gebirgen überragt, und besitzt aus dem Mittelalter manche architektonisch bemerkenswerthe Gebäude, wie das erwähnte Rathhaus, oder der leider in einer Seitenstraße gelegene Palast des Baron Tabassi oder die Kirchenfronten von S. Francesco d'Asisi und S. Maria di Tomba, wenngleich das fürchterliche Erdbeben von 1803 sehr viel Schaden gethan.

Schon gegen eilf Uhr, nachdem man in aller Eile die bestaubte Reisetoilette gewechselt, machten sich der Herzog, Adelgunde und Flodoardo nach dem Absteigquartiere von des Letzteren Mutter auf.

Zu ihrem Erstaunen wurden sie jedoch nicht sofort der Herzogin vorgestellt, sondern von deren Beichtvater empfangen, wobei der Jesuit eine beinahe an hündische Unterwürfigkeit grenzende Höflichkeit an den Tag legte.

Nach einer ganzen Sündfluth von nichtssagenden Phrasen, in denen der Jesuit seine Freude über die so rasche Erfüllung seiner Bitte

aussprach, verschwand Padre Ignazio in dem Cabinete der Herzogin-Witwe.

Nach kaum einer Minute war er wieder zurück.

„Ihre königliche Hoheit," flötete der fromme Mann sanften, demüthigen Tones, „ist bereit, den Herzog Richard von Falkstein und Höchstdero eigenen Sohn zu empfangen."

Der Herzog, Flodoardo und Adelgunde blickten sich gegenseitig höchst betroffen an.

„Euer Hochwürden," sagte Herzog Richard mit markirter Stimme, „Euer Hochwürden scheinen die Anwesenheit meiner Tochter übersehen zu haben."

„Durchaus nicht, Hoheit," entgegnete der Jesuit ganz unterwürfig mit einer tiefen Verbeugung, „durchaus nicht, ich habe der Herzogin-Witwe gleichfalls die Prinzessin angemeldet, meine edle Beichttochter wünscht jedoch blos die beiden Herren zu empfangen."

„Darf man fragen, warum?" rief der Herzog aufbrausend. Flodoardo und Adelgunde waren bis in den Mund erblaßt; sie stürzten auf einmal aus allen ihren Himmeln. Die Ausschließung der Prinzessin von der Vorstellung mußte offen einen triftigen, keineswegs erfreulichen Grund für sich haben.

„Ich fühle mich sehr stark versucht," fuhr Herzog Richard mit vor Aufregung vibrirender Stimme fort, „auf die Ehre zu verzichten, die persönliche Bekanntschaft Ihrer königlichen Hoheit, Herzogin-Witwe Maria di Cosenza zu machen."

„Wie's beliebt!" antwortete der Jesuit ohne Bedenken und ein überaus höhnischer Zug umspielte wie ein Wetterstrahl seine feinen, eng gekniffenen Lippen, „wie's beliebt, Hoheit! Was jedoch den Sohn der Frau Herzogin anbelangt, so muß ich denselben unter allen Umständen bitten, dem Wunsche Seiner durchlauchtigsten Mama nachzukommen."

„Und wenn ich es vorzöge, dem Beispiele meines väterlichen Freundes, des Herzogs Richard zu folgen?" sagte Flodoardo stolz, dem gleisnerischen Pfaffen einen vernichtenden Blick zuwerfend.

„Dann, dann mein Herr!" antwortete Padre Ignazio, ohne im mindesten die Fassung zu verlieren, „dann, würden Sie die durchlauchtigste Frau zwingen, Ihnen über Ihre Geburt auf schriftlichem Wege Eröffnungen zu machen, welche im Interesse der Ehre der Familie weit besser blos mündlich abgethan werden sollten."

„Ha!" riefen der Herzog und Flodoardo höchst überrascht wie aus einem Munde.

Herzog Richard gewann jedoch alsbald seine einen Augenblick stark wankende Fassung wieder, trat auf Adelgunde zu, deren Augen sich mit Thränen gefüllt hatten und sagte:

„Mein liebes Kind! Begieb Dich mit Deiner Gesellschaftsdame und dem Diener, welche im Vorzimmer harren, nach unserem Absteigequartier zurück."

Die Prinzessin verneigte sich zum Zeichen des Gehorsams, und nachdem sie sowohl ihrem Vater, als auch ihrem Bräutigame die zitternde Hand flüchtig zum Abschiede gereicht, entfernte sie sich rasch aus der Locanda, deren Atmosphäre sie zu ersticken drohte.

Als Adelgunde sich entfernt hatte, riß Padre Ignazio rasch die Thüre nach dem anstoßenden Gemach auf und meldete mit lauter Stimme die beiden Herren.

Die Herzogin-Witwe saß nachlässig in einem großen Fauteuil. Sie war ganz schwarz gekleidet, aber viel einfacher als damals, wo wir sie in Wien den Lesern zum ersten Male vorgeführt hatten. Schon längst hatte sie darauf verzichtet, mit ihren kostbaren Juwelen zu prunken, welche seit Monaten Eigenthum eines wunderthätigen Marienbildes in einem Kloster der Schwestern vom Herzen Jesu, einer Species weiblicher Jesuiten, geworden waren.

Die Herzogin glich, etwas von der Ferne betrachtet, weit eher einer bekleideten Gestalt von Marmor, als einem Wesen von Fleisch und Blut.

Die achtungsvolle Verneigung des alten Herzogs und ihres Sohnes erwiderte sie mit einem kaum merklichen Nicken des Kopfes, dann erhob sie sich mit echt spanischer Grandezza von dem Fauteuil und trat den beiden Herren mit drei abgezirkelten kurzen Schritten entgegen. Offenbar wollte sie der Nothwendigkeit überhoben sein, Stühle anzubieten, indem sie ihre Gäste stehenden Fußes empfing. Für ihren Sohn, den sie schon so lange nicht gesehen und von welchem sie doch wußte, was er in dieser Zeit erlitten, fand sie keinen einzigen Blick der Liebe und Zärtlichkeit, geschweige denn ein Wort, welches die Freude des Mutterherzens über dieses Wiedersehen kund gegeben hätte.

Nachdem Herzog Richard einige Secunden lang vergeblich gewartet hatte, um den Gesetzen der Höflichkeit zufolge, der Herzogin-Witwe die Initiative des Gespräches zu überlassen, diese Dame jedoch hiervon keinen Gebrauch machen zu wollen schien, begann er endlich:

„Madame! nur Ihrem Wunsche gemäß bin ich hierher geeilt und nicht aus eigenem Antriebe. Wollen Sie vielleicht geruhen, mir die Motive bekannt zu geben, welchen ich die außerordentliche Ehre dieser Einladung verdanke?"

„Ich werde mich kurz fassen, mein Herr!" entgegnete die Herzogin-Witwe sehr trocken, „sehr kurz, schon angesichts des höchst peinlichen Gegenstandes, über welchen wir zu sprechen haben. Ich beginne daher ohne Umschweife mit der bündigen Erklärung, daß die Heirat der Prinzessin Adelgunde mit meinem Sohne aus Gründen innerer Natur unmöglich, absolut unmöglich ist, so wie ich mich überzeugt halte, daß es Flodoardo mit seiner Ehre gänzlich unvereinbarlich halten wird, die ihm von dem todten Buchstaben des Gesetzes endlich zuerkannte Erbschaft anzutreten."

„Sie sprechen in Räthseln, Madame!" sagte der Herzog Richard, welchen gleichwohl die eisige Ruhe und Kälte von Flodoardo's Mutter unwillkürlich imponirte.

„Ich gedachte nie, daß das Benehmen meines Sohnes mich je zu jener Enthüllung zwingen wird, welche auf meinen Lippen schwebt und welche ich so gern als ein Geheimniß der Familie Cosenza mit in's Grab genommen hätte. Aber Flodoardo's Starrsinn, seine ruchlose Verbindung mit den Freimaurern, sein gottesschänderischer Abfall von der heiligen, allein seligmachenden römisch-katholischen Kirche machen es mir zur Pflicht, alle persönlichen Bedenken fallen zu lassen, um das ewige Heil meiner Seele zu retten. Nie und nimmer kann und werde ich zugeben, daß die vielen Millionen, deren Erbe Flodoardo von rechtswegen bereits geworden, zum Schaden und Nachtheile meiner Kirche verwendet werden, nie und nimmer kann ich es dulden, daß er einen Thron, wenn auch nur einen winzig kleinen, wie der Ihrige, Herr Herzog, besteige, um seinen haßerfüllten Vernichtungskampf gegen eine fromme, gottgeweihte Gesellschaft bis zum Aeußersten zu kämpfen und, wie leider zu erwarten steht, auch wirksam zu verhindern, daß in jenem Ländchen je die wahre, beglückende, katholische Lehre jemals Wurzel fasse. Ich wiederhole es daher, Flodoardo wird nicht nur auf die Erbschaft, er wird auch auf die Hand der Prinzessin Adelgunde verzichten."

„Letzteres niemals!" schrie Flodoardo ganz außer sich gerathend und alle Etiquette bei Seite setzend.

„Und ich," sagte der Herzog Richard mit fester Stimme und ruhiger Haltung, „und ich erkläre hiermit, daß dieser junge Mann hier

mein Schwiegersohn werden wird, mag er jene Millionen besitzen oder nicht. Madame! Ich gestehe offen, daß ich erwartete, aus Ihrem Munde wichtigere und inhaltsschwerere Dinge zu vernehmen, als jene nutzlosen Tiraden, die sie uns über Freimaurer, Protestanten und Jesuiten zum Besten gaben."

„O, ich habe noch nicht zu Ende gesprochen, mein lieber Herzog!" lautete die rasche Antwort und in dem Auge der erlauchten Witwe zuckte ein Blick dämonischer Schadenfreude, „halten Sie mich ja nicht für so albern, daß ich Sie etwa nur deshalb zu mir entboten habe, um Bekehrungsversuche anzustellen; dazu freilich reichen meine Mittel nicht einmal meinem leiblichen Sohne gegenüber aus, geschweige denn erst bei Eurer königlichen Hoheit. Es ist ein positiv practischer Grund, der mich Ihre Begegnung suchen ließ und ich wiederhole daher nur, daß Flodoardo weder die Prinzessin Adelgunde heiraten, noch die Erbschaft der Familie Cosenza antreten wird, denn die Ehre, hören Sie mich wohl an, die Ehre verbietet ihm Beides."

„Die Ehre?" wiederholten Herzog Richard und Flodoardo wie aus einem Munde.

„Ja, die Ehre! denn — Flodoardo ist nicht der legitime Nachkomme des Herzogs von Cosenza, meines verstorbenen Gemals. Nun, mein Herr, sind Sie vielleicht noch gesonnen, Ihre Tochter einem unterschobenen Bastard an den Hals zu werfen?"

Flodoardo stieß einen Schrei des Entsetzens und der tiefsten Entrüstung aus; Herzog Richard starrte das schreckliche Weib ganz vernichtet an. Er war keines Wortes fähig.

„Der Sachverhalt ist einfach folgender," fuhr die entmenschte Mutter fort, „schon der erste Sprößling, welchen ich gebar, war ein Kind der Sünde. Mein Gemal mag wohl darum gewußt haben, aber er ging großmüthig darüber hinaus, denn ihm lag vor Allem daran, daß sein Zweig nicht aussterbe, und eine von ihm tödlich gehaßte Seitenlinie nicht seiner Zeit das enorme Vermögen der Cosenza erbe. Mein Gemal begab sich kurz nach der Geburt des von ihm förmlich anerkannten Erben seines Namens auf eine lange Reise, welche mich von dem Herzoge durch zwei volle Jahre trennte. Bald nach der Abreise meines Gemals begab ich mich mit dem kleinen Flodoardo nach der Schweiz. Von den sündhaften Neigungen der Welt leider nur allzusehr beherrscht, vergaß ich mich abermals in Folge einer flüchtigen Bekanntschaft. Mein Verehrer wußte nicht einmal wer ich sei, da ich ein Incognito angenommen hatte

und wie es scheint, hat auch er mich über seinen Namen und Stand getäuscht. Unsere Liaison dauerte übrigens nur wenige Wochen, aber sie hatte Folgen. Neun Monate später genas ich eines gesunden, überaus kräftigen Knäbleins. Um dieselbe Zeit starb, ich sah es als eine Strafe Gottes an, mein Erstgeborner. Ich verfiel nun auf den ganz nahe liegenden Gedanken, die zweite Frucht meiner Sünde für das von meinem Gemale als legitim anerkannte Kind auszugeben; ein Betrug, der vollkommen gelang. Und dieses unterschobene Kind," fuhr die Herzogin-Witwe gelassen zu Flodoardo gewendet, fort, „bist Du!"

„Beweise, Beweise!" rief Flodoardo händeringend; er fühlte sich dem Wahnsinne nahe. Diesen fürchterlichen Schlag hatte er nicht erwartet. Die Jesuiten hatten in der That einen genialen Meisterstreich vollführt, indem sie die Herzogin-Witwe zum offenen Bekenntnisse ihrer Verirrungen bestimmten, mit welchem es sich leider vollkommen so verhielt, wie die alte Sünderin solche erzählt hatte.

„Diese Beweise sollen Dir sogleich werden, mein ungerathener Sohn!" sagte die Herzogin, „sie sollen Dir werden, wenn Du Dein Ehrenwort verpfändest, keines dieser Papiere, so ich Dir zur Einsicht geben will, zu vernichten oder an Dich zu reißen."

Mit halb erloschener Stimme leistete der unglückliche Flodoardo dieses Versprechen. — Er und der Herzog durchsahen die zahlreichen Briefe und Documente, welche leider gar keinen Zweifel aufkommen ließen, daß die Sache sich etwa denn doch anders verhalte, als sie von der Herzogin Witwe dargestellt worden. — Herzog Richard hatte sich mit der Hoffnung geschmeichelt, daß die Jesuiten vielleicht nur eine sehr geschickte Erfindung benützen wollten, um den letzten Trumpf auszuspielen, aber er mußte durch die Einsicht der Papiere bald zur Einsicht gelangen, daß, wenn die Herzogin-Witwe davon gerichtlich Gebrauch machte, jedes gerechte Tribunal der Welt den angeblichen Prinzen von Cosenza als einen unterschobenen Bastard erklären mußte, wie es seine eigene unnatürliche Mutter gethan. — Bei der willenlosen Abhängigkeit, in der die Herzogin-Witwe den Jesuiten gegenüber sich befand, bei den großen Interessen, welche für die frommen Väter dabei auf dem Spiele standen, mußte mit Bestimmtheit vorausgesetzt werden, daß dieses dummbigotte Weib im äußersten Falle den Scandal eines öffentlichen Processes zur größeren Ehre Gottes nicht gescheut haben würde.

Herzog Richard legte wieder die Papiere auf den Tisch, langte

nach dem Hute, ergriff Flodoardo am Arme und gegen die Herzogin sich flüchtig verbeugend, sagte er:

„Madame! Ich bewundere das Genie Ihrer Genossen, welche sogar eine Mutter gegen ihr Kind in eine Hyäne zu verwandeln vermögen. Doch freuen Sie sich Ihres Sieges nicht allzu voreilig. Die Millionen, freilich, die gehören wohl jetzt Ihnen, oder besser gesagt den „Brüdern der Nacht." Ihr einziges Kind haben Sie aber dafür auf immer verloren. In meine Arme Flodoardo, mein Sohn, der Du bist und bleiben sollst. Ein Freimaurer nimmt sein Wort niemals zurück. Adelgunde wird Dein Weib und statt einer unnatürlichen, entmenschten Mutter sollst Du einen zärtlichen, liebevollen Vater gefunden haben."

Der arme Flodoardo befand sich in einer so furchtbaren Aufregung, daß er sich völlig willenlos, wie ein Automat von dem guten Herzog Richard nach der Herberge geleiten ließ, wo Adelgunde mit fieberhafter Spannung der Rückkunft ihres Vaters und ihres Bräutigams harrte. Der Herzog vermied es aber mit klugem Tacte, die beiden jungen Leute in diesem Augenblicke sich begegnen zu lassen. Er geleitete Flodoardo auf dessen Zimmer, umarmte den jungen Mann mit von Thränen gefüllten Augen und sagte:

„Mein Sohn! Ich bitte Dich, dieses Gemach nicht zu verlassen, bis ich wieder hierher zurückkehre. — Gundi soll Alles durch mich erfahren, und Dir, armer Junge, dadurch das Peinliche gewisser delicater Auseinandersetzungen erspart bleiben. Fasse Dich — überlege als Mann und gib mir dann Deine Entschlüsse kund. Möge Dich dabei die Ueberzeugung leiten, daß jene fatalen Enthüllungen, welche uns heute geworden, an meiner Freundschaft, Hochachtung und Liebe für Dich nichts geändert haben. Ertrage den Verlust der Millionen als Mann; ein weit größerer Schatz ist Dir ja geblieben, nemlich Adelgunde, die in Dir von jeher nur den edlen Mann und nicht den von der Welt beneideten Prinzen von Cosenza geliebt hat. — Ja gewiß, das theure Wesen wird diese Probe des Schicksals bestehen, sie wird sich würdig erweisen, die Tochter eines Freimaurers zu sein!" —

„Ehrwürdiger, geliebter Freund und Bruder!" erwiderte Flodoardo, dessen starker Geist inzwischen wieder etwas Fassung erlangt hatte „mein Entschluß ist bereits gefaßt und ich hoffe, er wird Ihre Billigung erhalten. Vor Allem will ich nicht, daß die Prinzessin betrübt werde, und sie würde es gewiß sein im hohen Grade. Auch bin ich über-

zeugt, daß sie mich nicht verstoßen, sich nicht mit Abscheu von mir abwenden werde, weil ich — wie meine eigene Mutter mit dürren Worten erklärt — ein unterschobener Bastard bin, eine Frucht der verworfensten Schande, ein Kind des Ehebruches, welchem sogar der Name seines Erzeugers unbekannt bleiben soll. — Lassen Sie sich jedoch mein edler Freund und Gönner, nicht voreilig hinreißen von einer allzu großmüthigen Wallung Ihres Herzens; bedenken Sie, was die von dieser Stunde an zwischen uns geschaffene sociale Kluft im Interesse Ihrer Ehre erheischt! Ich wäre ein elender Egoist, wollte ich es zugeben, Sie und Ihr einziges Kind zur Welt in eine schiefe Stellung zu bringen, Sie, ich sage es offen, heillos in der öffentlichen Meinung zu compromittiren. — Mein Schicksal ist hart, ist unverdient, hoffnungslos und verzweiflungsvoll; aber dies gibt mir kein Recht gerade dasjenige Wesen, welches ich so unendlich liebe, zu mir herab in den Pfuhl der Schmach zu zerren. — Lassen Sie mich also unbemerkt und spurlos von dem Schauplatze meiner bisherigen glanzvollen Existenz abtreten. Adelgunde möge mich in Gottes Namen für treu- und lieblos halten, aber, ich beschwöre Sie bei Allem was Ihnen theuer, ich beschwöre Sie bei der Asche Ihrer von Ihnen so tiefbetrauerten Gattin, schweigen Sie gegen die Prinzessin, entdecken Sie ihr nie das entsetzliche Geheimniß meiner Geburt. — Unmittelbar von hier will ich der Schande meiner Geburt über den Ocean entfliehen; dort im freien Amerika werde ich wieder freier athmen und eine der Gesammtheit nützliche Existenz mir gründen. Ein Herz finde ich ja dort, ein Herz, das mir warm und treu entgegenschlägt, ich finde dort den vom Schicksale so hart geprüften Schanzenau; ja, dieser Mann wird mich verstehen, er, der selbst so viel gelitten und erduldet. Und nun, theurer Freund und Bruder, verabschieden wir uns gleich hier an dieser Stelle, in diesem Augenblicke. Entschlüsse, wie der meinige, aufgedrungen durch des Schicksals Eisenfaust, müssen rasch vollzogen werden. Ich darf Adelgunde nicht wieder sehen; meine Nähe soll die hellstrahlende Atmosphäre dieses Engels des Lichts nie mehr verdunkeln; mein Herz blutet bei diesem Gedanken, aber die Pflicht, die Ehre erheischt dieses furchtbare Opfer."

„Flodoardo!" rief der Herzog mit schluchzender Stimme, „Flodoardo, Du bist größer, als ich je gedacht! Ja, um der Ruhe meines Kindes willen, nehme ich Dein Opfer an; aber, mein Knabe, verzweifle nicht; noch gebe ich nicht die Hoffnung auf, Dich dennoch als meinen Schwiegersohn zu begrüßen. Du hast Recht! Der Schmerz, über die Enthüllungen, welche Dir heute geworden, bedarf zu seiner Linderung der

XXI.



Der wilde Freibeuter drohte den kleinen Oscar zu ermorden.

Zeit, und die Zeit wird uns auch gestatten, über die Folgen jenes erbärmlichen Jesuitenstreiches, der uns wie ein Blitz aus heiterem Himmel getroffen, mit Ruhe nachzudenken. Noch eines; hast Du etwas dagegen, daß ich den braven Goldstern, natürlich nur für seine Person allein, ins Vertrauen ziehe?"

„Durchaus nicht; im Gegentheile wollte ich Sie soeben um diese Gunst bitten. Ich bedarf zudem des Banquiers, um die wenigen Gelder, welche ich noch in Hamburg stehen habe, zur Stunde flüssig zu machen. Er wird mir gewiß nicht die Gefälligkeit versagen, meine dortigen Forderungen noch heute bei einem Bankhause in New-York anzuweisen."

„In einer Stunde bin ich mit Goldstern wieder bei Dir, mein theurer Flodoardo," erwiderte der Herzog sich zum Gehen wendend. „Ich werde Adelgunde auf Deine nahe Abreise vorbereiten, wobei ich ihr die Perspective eröffnen will, Dich in einiger Zeit wieder zu sehen."

„Eine trügerische Perspective!" murmelte Flodoardo vor sich hin, und warf sich auf das Ruhebett, um sich über sein von Grund aus zerstörtes Lebensglück wie ein Kind auszuweinen.

Mit Anbruch der Nacht verließ der unglückliche, wahrhaft bedauernswürdige Flodoardo das Städtchen Solmona, um sich vorerst nach Neapel zu begeben; der wackere Goldstern hatte ihn mit gewichtigen Empfehlungsbriefen reichlich ausgestattet und ihm einen unbeschränkten Credit eröffnet.

---

## XII.

## Bellona.

Wir müssen nun im Gange unserer Geschichte wieder einen kleinen Sprung nach vorwärts thun, nämlich wieder bei den Kriegs-Ereignissen in Amerika anknüpfen, weil selbe zu mehreren Hauptpersonen, wie z. B. Schanzenau, Howard, dann Fräulein von Eichenstamm, Marie und ihren drei Kindern u. s. w., in naher, sachlicher Beziehung stehen.

Bellona die wilde, grausame Kriegsgöttin der alten Römer, war dem Asyle, welches der edle Howard in der Nähe des Ohioflusses für seine Schützlinge auserseben hatte, immer näher gerückt.

Es trat daher die Nothwendigkeit heran, Marie und die Kinder nach einem anderen Orte in Sicherheit zu bringen. Am geeignetsten dünkte es Howard, hierzu die „Backwoods“ oder die Wälder des Westens zu wählen, welche Gerstäcker in seinen Streif- und Jagdzügen auf so naturgetreue und reizende Weise geschildert hat.

Da Howard einmal fest beschlossen hatte, vor Ausgang des Krieges die Vereinigung Schanzenau's mit den Seinigen nicht herbeizuführen, mußte er selbstverständlich darauf verzichten, seine Schützlinge in eine der östlichen, der Union treu gebliebenen Staaten unterzubringen, weil dort eine Begegnung Mariens mit ihrem Gemale sehr leicht durch Zufall herbeigeführt werden konnte.

Bei den in jeder Beziehung großartigen Mitteln, welche dem Großmeister der amerikanischen Freimaurer zur Verfügung standen, fiel es nicht schwer, unweit der Grenze von Texas und zwar in nordwestlicher Richtung ein anderes schönes Plätzchen zu finden, wo die kleine Familie ungestört und ungefährdet von dem Kriegslärm, der die östlichen und südlichen Staaten wie ein zerstörender Orcan durchbrauste, ihr friedliches, in erster Linie der Erziehung der Kinder gewidmetes Dasein weiter verbringen konnte.

Eine kurze Schilderung des Lebens in diesen „Backwoods“ dürfte hier am Platze sein, zumal wir dadurch einen tiefen Einblick in die schwierige und gefahrreiche Leidensrolle gewinnen, welche der treuen Lebensgefährtin des colonisirenden Amerikaners in diesen der Cultur erst allgemein zu erschließenden Gegenden zugedacht ist.

Es wird so Vieles und Verschiedenes von den Männern der westlichen Wälder, den „Backwoodsmen“ erzählt und so wenig von den Frauen gesprochen, welche mit Jenen die Einsamkeit der Wälder theilen, und doch sind gerade diese härteren Beschwerden und größeren Entbehrungen ausgesetzt, als die Männer, denen die Natur schon zum angebornen Eigenthume Stärke und Ausdauer verlieh. — Der „Backwoodsmen,“ von Kindheit auf an Stürme und Wetter gewöhnt, zieht mit Büchse und Axt in die Wildniß und gründet sich dort an Stellen, welche noch kein menschlicher Fuß betrat, seine Heimat; ein gutes Feuer und eine wollene Decke sind ihm Schutz genug gegen Sturm und Unwetter; die schwache zarte Frau aber, die vielleicht noch ihre ganze Sorgfalt dem Säugling, den kleineren Kindern widmen muß, sie, die bis dahin im warmen, sicheren Haus, von Freunden und Verwandten umgeben, gelebt hat, wird nun geprüft, ob sie Muth und Seelenstärke genug besitzt, ob sie ihren

Mann wahr und innig genug liebt, um ohne Murren und mit freudigem Herzen einem Wirken entgegen zu gehen, daß ihr in langen, langen Jahren keine einzige Freude, keine einzige Erholung, sondern nur Noth und Gefahr verspricht.

In einem aus rauhen, unbehauenen Baumstämmen aufgeführten Verschlage, nur von drei Seiten gegen Wind und Regen geschützt, verlebt die Frau des Hinterwäldlers nicht Tage und Wochen, nein, Monate, nicht selten Jahre an einem Ort, der den gesündesten Körper eines Europäers zerrütten müßte. Die nasse, kalte Erde ist ihr Fußboden, der weite, einsame Wald ihr Aufenthalt. Kein Nachbar besucht sie, der nächste lebt vielleicht eine halbe Tagreise entfernt; kein Arzt kann ihr mit Rath und That beistehen, wenn Krankheit sie oder ihre Kinder auf's Lager wirft, und von einer Apotheke ist natürlich in jener wilden, unbebauten Gegend keine Rede. — Eines Tages sind alle Lebensmittel aufgezehrt, der Mais ist noch nicht angebaut; der Farmer nimmt daher die Büchse auf die Schulter, um ein Stück Wild zu schießen und damit den nagenden Hunger der Seinigen zu stillen. Lagert er aber auch mitten im Walde, sieht er selbst die Fährte des Bären Morgens kaum hundert Schritte weit von seinem Wachtfeuer entfernt, so scheint doch die ganze Wildniß wie ausgestorben, kein Wild zeigt sich in Schußnähe, und oft folgt er Tage lang dem flüchtigen Hirsch durch Sumpf und Thal, über Berge und Flüsse.

Einsam und unbeschützt liegt indessen das arme Weib auf dem harten Lager, und horcht die lange Nacht hindurch dem wehmüthigen Geheul der Wölfe, und dem gellenden Schrei und kläglichen Winseln einzelner Panther, welche, Beute witternd, die Hütte umschleichen, aber zu furchtsam sind, sich allzu sehr zu nahen. Doch ebenso wie der Mann, wenn er stets von Anderen geleitet wird, nie zur Selbstständigkeit gelangt, so erwartet auch die Natur des schwachen Weibes nur die Gelegenheit, ihre schlummernden Seelenkräfte zu wecken, und da thätig und handelnd aufzutreten, wo sie bisher einzig und allein auf den Schutz eines Stärkeren, des Mannes gebaut hatte. Furchtlos sorgt die Mutter für die sie ängstlich umdrängenden Kleinen, tröstet, selber des Trostes bedürftig, die Zaghaften, und trifft mit männlichem Muthe alle Anstalten zur Vertheidigung, wenn die näher und näher kommenden Raubthiere wirklich einen Angriff wagen sollten. Die Büchse hat der Mann mitgenommen, aber die schwere Axt lehnt in der Ecke und wird an die Thüre gestellt, ein tüchtiges Feuer auf dem Herde unterhalten, und jubelnd begrüßt

sie endlich den nahenden Morgen, vor dessen freundlichem Lichte die Thiere der Nacht scheu entweichen.

Mit ihm kehrt auch der Gatte, reich mit Beute beladen, zurück; rüstig beginnt er die ländlichen Arbeiten; die riesigen Stämme fallen unter den kräftigen, geschickten Hieben seiner Axt und jeder Tag macht die stille Waldesheimat sicherer, wohnlicher, menschlicher.

Indessen besorgt die Frau ihre täglichen Geschäfte und Arbeiten. Am frühen Morgen bereitet sie vor Allem das Frühstück; grobes Maismehl wird in einer hölzernen Schüssel mit Wasser und Salz angerührt, so daß es einen festen Teig bildet und dann auf einem eisernen Deckel flach geschlagen und schräg gegen die glühenden Kohlen gestellt. Eine Caffeemühle fehlt; aber die Frau weiß sich zu helfen; die gebrannten Bohnen werden in dem blechernen Jagdbecher ihres Mannes mit dem Stiel seines Tomahawks zerstoßen und dann in das siedende Wasser der großen Blechkanne gethan, um mit demselben aufzukochen. Bräunt sich das Maisbrot, so schneidet sie dünne Scheiben Speck in die eiserne Pfanne, denen ähnliche Stücke Hirschfleisch folgen und nun ruft sie die Ihrigen zum schnell bereiteten Mal.

Das „Geschirr,“ wenn das wenige Hausgeräth mit solchem Namen belegt werden kann, ist bald wieder aufgewaschen und nun wird das große Baumwollspinnrad hervorgeholt und mit emsiger Hand der Faden gedreht. Hat der Farmer die Pflüge in Ordnung, ist das Feld bestellt, kommen die langen Winterabende, dann arbeitet er auch wohl an einem Webestuhle, auf welchem die thätige Hausfrau alsbald Platz nimmt, wenn die Tage wieder warm werden und der Mann draußen zu arbeiten hat. Den Faden, den sie im vorigen Jahre gesponnen, webt sie nun für sich und die Ihrigen zu Kleidern, die sie selber näht. Dabei vergißt sie aber nicht, den kleinen Gemüsegarten zu bestellen, die Hühner und Ferkel zu füttern, Seife zu kochen, die Wäsche zu besorgen, die Kuh zu melken und aus der erübrigten Milch Butter zu bereiten.

Die Söhne und Töchter wachsen allmälig heran, die Heerde vermehrt sich, das urbare Land wird erweitert, und Ueberfluß tritt nachgerade an die Stelle des jahrelangen Mangels. — In einer Entfernung von ein Paar Stunden sieht man nun auch den Rauch einer Nachbarhütte aufsteigen und schon durchkreuzen einige gebahnte Wege den Wald, welche den gegenseitigen Besuch erleichtern. Hiermit werden auch die Arbeiten leichter, da die Nachbarn sich freundlich an die Hand gehen; ist die Zeit gekommen, wo der Mais rasch geschnitten werden muß, damit

er nicht faule; ist ein neues Haus zu errichten, wozu starke Arme gehören, so ruft eine bittende Einladung sämmtliche Nachbarn, Männer und Frauen zusammen und keiner bleibt zurück. Ist das Werk beendet, dann machen sich die Frauen ans Kochen, wobei stets der „Stew" — ein Getränk aus Whiskey, Wasser, Zucker, Gewürz und Butter — eine Rolle spielt und nun vereinigen sich beide Geschlechter zum fröhlichen Tanze, der zuweilen mit einem Pfänderspiel unterbrochen wird.

Es müßte ein sehr armes Mädchen sein, welches sich bei einem solchen Balle nicht zweimal umziehen könnte; die Wohlhabenden thun dies fünf- bis sechsmal, ohne jedoch an ihrem Haarschmuck, der stets sehr einfach ist, etwas zu ändern. Den amerikanischen Jungfrauen des Waldes wird so selten Gelegenheit geboten, ihren Schmuck und Putz von den jungen Leuten bewundern zu lassen, daß sie dafür die Gelegenheit, wenn sie sich einmal bietet, recht gründlich benutzen. Uebrigens machen sie dabei keineswegs Anspruch auf kostbare Stoffe und hübscher Kattun steht in großem Ansehen; nur der Schnitt der Kleider muß geschmackvoll sein und in dieser Hinsicht weichen sie den „Stadtdamen" durchaus nicht.

In Amerika fällt überhaupt der Unterschied zwischen Bauer und Städter, der in der alten Welt so gewaltig ist, fast ganz hinweg; umsonst wird der Einwanderer bei dem dortigen „Landmann" eine Spur von plumpem, unbehilflichen Wesen suchen, welches nur zu oft unseren braven Nährstand auszeichnet und daher rührt, daß dieser mit den über ihn stehenden Classen zu wenig in Berührung kommt. Der amerikanische Nährstand hingegen, kennt keine vornehmere Classe und das Gefühl seiner Unabhängigkeit und Freiheit gibt ihm jenes ungezwungene, ich möchte sagen gentile Wesen, das in unseren Kreisen den Mann von Welt verräth. Ebenso verhält es sich mit den Frauen. Ein eigenes Interesse gewährt es, die natürliche Grazie zu beobachten, mit welcher sich diese „Töchter des Waldes," die ihre wilde Heimat vielleicht nie verlassen haben, in allen Lebensverhältnissen benehmen. Sie besitzen ein entschiedenes Selbstbewußtsein und der Grund davon mag wohl darin liegen, daß den „weißen Frauen" überall in Amerika mit Achtung und Verehrung begegnet wird, daß kein Mann es wagt, irgend eine, sei es auch die ärmste, niedrigste, mit Wort oder That zu beleidigen. Oft sieht man daher auch junge Mädchen und Frauen weite Reisen ohne Begleitung unternehmen, denn sie finden in jedem zufälligen Reisegefährten einen Beschützer und Freund. Die jungen Leute heiraten in den Vereinigten Staaten sehr früh, und nicht selten trifft man Mütter von 14 und 15

Jahren. Sorgen um die Existenz braucht sich da Keiner zu machen, der Landmann des Westens kennt keine Luxusbedürfnisse und gewinnt leicht die Mittel, die nothwendigen zu befriedigen. Merkwürdig ist die Art, auf welche die Amerikaner nach dem deutsch-englischen Ausdruck „courten,“ d. h. den Hof machen. Wir wollen einen authentischen Fall zu schildern versuchen, wo ein junger Mann von deutscher Abkunft — Heinze war sein Name — nach echt amerikanischer Weise eine Frau nahm.

Heinze hatte sich mit unermüdlichem Fleiße ein Stück Land urbar gemacht, ein kleines Blockhaus gebaut, ein Paar Tausend „Fencestangen“ gespalten, um noch ein zweites Feld einzäunen zu können, einen kleinen Pfirsichgarten gepflanzt, und sich eine so allerliebste Zucht von Hühnern und Ferkeln angeschafft, wie man nur irgend in Arkansas finden konnte. — Die natürliche Folge hiervon war, daß alle Nachbarn fest glaubten, Heinze sei der Junggesellenwirthschaft müde und wolle heiraten. Trotz aller Sticheleien der Freunde leugnete er dies aber auf das Bestimmteste, und meinte er habe noch Zeit, an's Heiraten zu denken. Die Sache war jedoch nicht so ganz richtig, denn eines Morgens begann er mit außerordentlichem Eifer seine Sonntagsstiefeln zu wichsen und seinen baumwollenen Rock mit blanken Knöpfen auszubürsten.

„Sonny!“ sagte der alte Vater, der mit ihm gemeinschaftlich das kleine Haus bewohnte, verwundert; „Sonny, was hast Du denn vor, daß Du Dein Sonntagskleid zum Donnerstag anziehst? Du gehst doch nicht „courten?“

„Unsinn!“ sagte Heinze, bürstete aber nur desto eifriger den bestaubten Rockkragen; „ich will hinüber zu dem neuen Ansiedler und mir ein Paar Kühe besehen, die ich kaufen möchte.“

„Ahem!“ sagte der Alte, schüttelte aber sehr bedeutend mit dem Kopfe, als sein Sohn das alte Stück Bärenfell vom Sattel nahm und ein zart gegerbtes Lammfell, das sonst nur bei festlichen Gelegenheiten benutzt wurde, darüber breitete. Seine Vermuthung wurde aber zur Gewißheit, als sein Sohn mitten in der Woche ein reines Hemd anzog, vor dem kleinen Stück Spiegelglas, das er sonst nicht einmal zum Rasiren benützte, die Haare ordnete und bald darauf, nachdem er seine Toilette mit größter Sorgfalt geordnet hatte, pfeifend forttrabte.

Der Verdacht des alten Mannes war nur zu gegründet. Heinze begab sich keineswegs zu dem neuen Ansiedler hinüber, sondern schlug den geraden Weg den Fluß hinunter ein, wo er nach einem dreistündigen

Ritt bei einem Nachbar anlangte, der zwei sehr hübsche Töchter und auch sonst ein sehr anständiges Eigenthum besaß. Wenn er auch noch erst nicht recht entschlossen war, um welches der beiden Mädchen er anhalten sollte, so hatte er doch gutes Vertrauen zum günstigen Zufall. Ein wenig beklommen stieg er vom Pferde, das ruhig zum grasen anfing, und trat ins Haus.

Es war noch früh am Tage und er fand beide Mädchen emsig mit ihren Hausarbeiten beschäftigt; die ältere butterte, die jüngere spann, während die Mutter am Webestuhle saß und das Schiffchen fleißig hin und wieder fliegen ließ. — Heinze der freundlichen Einladung folgend, rückte einen Stuhl zum Kamin und fing an, seinen Hut zwischen den Knien herumzudrehen.

„Haben Sie schon Ihr Korn dieses Jahr gepflanzt, Master Heinze?" fragte die Mutter.

„Will gerade anfangen, Ma'm!" sagte Heinze.

„Trockenes Frühjahr heuer!"

„Sehr!"

„Wie geht's Ihrem Vater?"

„Danke schön — er schlägt sich so herum."

„Glauben Sie nicht, daß es heute regnen wird?"

„Nein!"

Hier stockte die Unterhaltung wieder und Heinze wirbelte seinen Filz auf eine wahrhaft unmenschliche Weise zwischen den Füßen herum. Die älteste Tochter versuchte zwar noch einige Male, ein Gespräch anzuknüpfen, es blieb aber vergeblich; Heinze beantwortete Alles so kurz als möglich, und verfiel dann wieder in sein voriges Stillschweigen. Endlich nahte die Mittagsstunde; der Tisch wurde gedeckt, das Essen aufgetragen; der Besuch stand jetzt auf, strich seinen Hut glatt und sagte:

„Lebt wohl Alle zusammen!"

„Wollen Sie nicht mit uns essen, Master Heinze?"

„Habe nichts dagegen," erwiderte dieser ruhig umkehrend, setzte den Hut unter seinen eigenen Stuhl, und vertiefte sich gar bald in den gebratenen Speck und eine Schüssel voll Kartoffel.

Das Essen war weggeräumt, die Frauen hatten ihre Beschäftigungen wieder aufgenommen, ja, der Abend brach schon herein, der muthmaßliche Freier blieb aber noch immer auf seinem Stuhle stocksteif sitzen und sah bald die jüngere, bald die ältere der Schwestern forschend von der Seite an, so daß die Mädchen, welche schon lange die Absicht seines

Besuches gemerkt hatten, das Lachen kaum unterdrücken konnten. Da kam endlich der Vater aus dem Walde zurück und trieb ein Paar Kühe heim, trat dann in die Stube und begrüßte den Gast, neben diesen Platz nehmend. Heinze thaute jetzt ein wenig auf und wurde gesprächiger, rückte aber noch nicht mit der Sprache heraus und ließ sich erst wieder zum Abendbrot einladen, ehe er zugab, daß sein Pferd abgesattelt und gefüttert würde, da er fortwährend behauptete, er müsse augenblicklich nach Hause reiten. Die hereinbrechende Dunkelheit und ein heranziehendes Gewitter machten indeß jedes fernere Nöthigen unnütz. Heinze holte nun selbst den Paradesattel ins Haus und band sein Pferd unter der Scheune an einen Trog fest.

Sobald das Wetter vorüber war, suchten Alle ihr Lager und auch der Freiersmann streckte sich unter einer wollenen Decke aus. Am andern Morgen, ehe es noch ganz hell war, erhoben sich die beiden Mädchen, kochten den Caffee, melkten die Kühe und trugen das Frühstück, Speck mit Maisbrot auf. Nun aber wurde auch Heinze unruhig, und die Frage um eine der Töchter lag ihm auf der Zunge. Das merkte der Alte, dem die Mutter bereits ihre Vermuthung mitgetheilt hatte; um dem armen tölpischen Teufel nun eine Verlegenheit zu ersparen, nahm er ihn beim Knopf, führte ihn vor die Thüre und erzählte ihm hier, daß — seine zwei Töchter schon Bräute wären und am nächsten Sonntag zu gleicher Zeit getraut werden würden.

Heinze sagte blos das eine Wort: „Sonderbar!“ drückte dann den Hut fester in die Stirne, schüttelte dem Alten die Hand, bat ihn, seinen Sattel aus dem Hause zu holen und zehn Minuten später befand er sich auf dem Heimwege. — Er hatte einen ganzen Tag versäumt und noch dazu in der Pflanzzeit, durfte also auf keinen Fall, ohne seinen Zweck erreicht zu haben, nach Hause kommen. Als er daher an einer anderen Hütte vorbeikam, in der ebenfalls ein junges, obgleich sehr armes Mädchen wohnte, stieg er ab, trat hinein und beendete in anderthalb Stunden das Geschäft, indem er schnell von dem Mädchen und den Eltern, welche ihn alle als einen fleißigen Burschen kannten, die Zustimmung erhielt. Vier Stunden später ging er schon wieder in Hemdärmeln auf seinem eigenen Lande hinter dem Pfluge her und zog Furchen für die Maissaat. Acht Tage darauf ritt er mit seiner Braut zum Friedensrichter und verließ diesen als verheirateter Mann.

So arm ein Backwoodsmann auch sein mag, so wird er doch nie zugeben, daß seine Frau eine sehr harte Arbeit thue; ihre Beschäfti-

gungen beschränken sich auf Kochen, Waschen, Spinnen und Weben. Von Vergnügungen, einen gelegentlichen Tanz ausgenommen, weiß eine solche Frau freilich gar nichts; Städle kennt sie nur dem Namen nach; sie verlangt aber auch nichts weiter, als ihre eigene Familie gedeihen, ihre Heerden mit jedem Jahre wachsen zu sehen. Sonntags reitet sie an der Seite ihres Mannes auf einem hübschen Damensattel, den sie sich anschafft, und wenn sie darum ihre beste Kuh verkaufen müßte, zur Betversammlung, welche Gelegenheit in der Regel zugleich benützt wird, eine oder die andere nicht allzusehr entfremte Freundin zu besuchen.

Welche Thatkraft aber in der Brust einer solchen Frau oft schlummert, mag das folgende Beispiel beweisen:

Im April des Jahres 1840 hatte ein junger Missourier auf einem Jagdzuge, den er mit mehreren Cameraden unternommen, eine augenscheinlich sehr reichhaltige Bleimine entdeckt, die etwa fünfzig englische Meilen von seiner eigenen und fast ebenso weit von jeder anderen Farm entlegen war. Da seine Gefährten sich zufällig von ihm entfernt hatten, so beschloß er, Keinem ein Wort von seiner Entdeckung zu sagen, sondern mit Weib und Kind dahin auszuwandern, und an dieser Stelle ein sogenanntes „Improvement" anzulegen, das heißt, sich dort niederzulassen, wo er erwarten durfte, aus dem Ertrag der Mine, wenn er sich vor allen Dingen das Land gesichert hatte, reichen Nutzen zu ziehen. Gedacht, gethan. Schon am dritten Morgen kehrte er zu den Seinigen zurück, verließ, da er nicht gleich einen Käufer fand, sein kleines Besitzthum, packte das nothwendigste Handwerkszeug auf ein Pferd, seine Frau und seine zwei kleinen Kinder auf ein anderes, schulterte die Büchse und trat nun wohlgemuth, voll froher Hoffnung, den Marsch nach der neuen Heimat an. Da aber das jüngste Kind, ein Säugling von dreiviertel Jahren, unwohl war, so vermochte er nicht, die ganze Strecke in einem Tage zurückzulegen, sondern lenkte am Abend, da sich überdies der Himmel umwölkte, die Schritte am Ufer eines kleinen Baches hinauf, wo er früher einmal eine alte, verlassene Blockhütte gesehen hatte. Das ersehnte Obdach war kaum erreicht, als der Regen in Strömen herabgoß, grelle Blitze das Firmament durchzuckten und der Donner in furchtbaren Schlägen hintendrein schmetterte.

Bald hatte sich die kleine Familie für die Nacht eingerichtet; das Bett wurde in einer Ecke zurechtgemacht, das Kochgeschirr hervorgeholt und ein gutes Feuer in Brand gesetzt, wozu der Mann einige trockene

Bretter von den Wänden abriß, dann aber, als das Unwetter etwas nachgelassen, von Außen Brennholz nachholte.

Das Blockhaus war eine jener ganz roh aufgebauten Hütten, in denen der Pionnier des Westens seine ganze Lebenszeit zubringt und die er nur dann verläßt, um sie gegen eine, wo möglich noch einfachere, aber westlicher gelegene zu vertauschen. — Das Dach mit gespaltenen Brettern gedeckt, die wieder durch gewichtige Stangen an ihren Plätzen festgehalten wurden, leitete übrigens den Regen gut genug ab, und nur hier und da bahnten sich einzelne Tropfen den Weg durch faul gewordene Stellen. Die Wände waren an der Nord- und Westseite mit Planken benagelt und die Diele bestand aus roh behauenen Bohlen, in denen gewaltige Bohrlöcher bewiesen, daß sie einst einem Flatboot angehört hatten, und wahrscheinlich von dem nicht sehr entfernten Missouri hierher geschafft worden waren. Der eingestürzte Schornstein gab dem Ganzen freilich ein etwas trübseliges, wildes Aussehen, doch entsprach er, wenigstens noch theilweise, seinem Zweck, und wenn auch etwas mehr Rauch im Zimmer verblieb, als sich eigentlich mit dem Wohlbefinden der Insassen vertrug, so diente dieser wieder als Schutzmittel gegen die keineswegs geringe Anzahl von Moskito's, die nach dem nassen Winter in zahllosen Schwärmen den benachbarten Sümpfen entstiegen.

Die Wanderer, von den Anstrengungen des Tages ermüdet, hatten sich schlafen gelegt und mehrere Stunden herrschte eine fast durch nichts als das regelmäßige Athemholen der Schlafenden unterbrochene Stille, als plötzlich der Säugling munter wurde, zu schreien anfing und auch nicht wieder zu beruhigen war.

„Ich wollte, Du holtest einen Becher voll Wasser!" sagte die Frau endlich zu ihrem Manne; „das Kind will trinken und mir selber klebt die Zunge am Gaumen."

„Gut — habe nur noch Geduld, bis ich das Feuer wieder ein wenig angeblasen und ein Paar Späne angezündet habe; — ich kann sonst im Dunkeln die Quelle nicht finden."

Damit stand er auf und tappte dem Kamin zu, als er plötzlich einen gellenden Schrei ausstieß und in die entgegengesetzte Ecke des Zimmers sprang.

„Um Gotteswillen, was ist Dir?" rief die Frau erschrocken, „was hast Du?"

„Nichts!" stöhnte der Mann, tief Athem holend. „Nichts — ich trat nur auf etwas."

„Ich will aufstehen und Feuer anmachen!“ sagte die Frau und richtete sich vom Lager empor.

„Halt! Um Deiner Seligkeit willen — halt!“ schrie schnell und heftig ihr Gatte; „rühre Dich nicht von der Stelle, wo Du liegst, bis es hell wird!“

„Was ist Dir geschehen? William — rede — ich beschwöre Dich!“ bat die Frau in Todesangst.

„Es sind Schlangen hier und ich habe auf eine getreten.“

„Bist Du gebissen?“ frug entsetzt das Weib.

„Ich glaube nicht — es sprang eine nach mir, hat mich aber wohl gefehlt; bleibe nur ruhig liegen, rühre Dich nicht und halte die Kinder still!“

„O, mein Gott!“ jammerte das arme Weib — „wenn es doch schon Tag wäre! Mich wird die Angst verzehren; bleib' nur ja, wo Du bist, damit Dir kein Unglück geschieht!“

„Ja, ja,“ sagte der Mann mit ernster Stimme; „ich rühre mich nicht; gib nur auf die Kinder Acht!“

Lange noch wachte die Frau und lauschte ängstlich der geringsten Bewegung im Zimmer, aber endlich machte die Ermüdung ihr Recht geltend und da sich auch das Kleine beruhigt hatte, schlief sie wieder ein. Allein bange Träume quälten sie und mit einem Angstruf fuhr sie plötzlich empor.

Es war heller Tag. Die Sonne schien durch die breiten Spalten ins Innere der Hütte; die Kinder schlummerten noch an ihrer Seite; der Gatte lag an der entgegengesetzten Wand regungslos; keines der gefährlichen Thiere war mehr zu sehen; der Morgen hatte sie vertrieben. Da richtete sich die Frau schnell empor, warf ihr Kleid über und trat zum Vater ihrer Kinder, um auch diesen zu erwecken. Kaum hatte sie aber seine Schulter berührt, als sie mit einem furchtbaren Schrei zurück sprang, der die Kinder aufschreckte und schauerlich in dem Gebäude widerhallte.

Eine Leiche lag vor ihr, kalt und starr, mit weit geöffneten gläsernen Augen und geschwollenen Gliedern. Jammernd sank sie an dem leblosen Körper nieder und versuchte Alles, was in ihren Kräften stand, ihn ins Leben zurückzurufen. Allein es blieb vergeblich und schluchzend warf sie sich auf den Boden, um ihrem namenlosen Schmerze Luft zu machen. Die Kinder, durch die lauten Klagen der sonst so freundlichen Mutter geängstigt, stimmten mit ein und hingen sich schreiend an ihre Beschützerin.

Dies gab ihr die Kraft, die ganze Seelenstärke wieder und erweckte einen Muth in ihr, dessen sie sich selbst nicht bewußt gewesen war. Mit der Ruhe der Verzweiflung redete sie freundlich den Kindern zu, gab ihnen das Frühstück und traf dann Anstalten, um ihren Gatten zu begraben. Unter dem mitgebrachten Handwerkszeug waren mehrere Spaten und Hacken und eine kleine Strecke von der Hütte entfernt, neben dem murmelnden Bache, grub sie das Lager für den geliebten Mann. Mit kaum glaublicher Kraft trug sie dann den schweren Körper an den Ort seiner letzten Bestimmung, ließ ihn hinab in die Tiefe, faltete in stillem Gebet ihre Hände über dem Grabe und wollte jetzt dasselbe füllen, als ihr das älteste Mädchen, ein Kind von vier Jahren, in den Arm fiel und sie bat, „keine Erde auf den lieben Papa zu werfen!" Da verließ sie noch einmal ihr Muth; laut schluchzend drückte sie das Kind an ihre Brust und versank in ihren grenzenlosen Schmerz. Dann raffte sie sich aber schnell wieder auf, trug liebkosend die Kleine von der Stelle und beendete heldenmüthig ihre schmerz- und kummervolle Arbeit.

Nun galt es, ihre ganze Energie zu zeigen. An dieser Stelle konnte sie nicht bleiben, wenn auch die Nahrungsmittel noch einige Tage ausgereicht hätten. Hier erfaßte sie ein unbezwingbares Grausen und schnell ordnete sie Alles an, um augenblicklich wieder aufbrechen zu können. Alle Sachen, welche sie nicht nothwendig brauchte, legte sie in das Innere der Hütte und befestigte die Thüre; das Uebrige trug sie hinaus ins Freie; packte die Lebensmittel zusammen, ließ das jüngste Kind auf einige Minuten in der Obhut des älteren, um die nur wenige hundert Schritte entfernt grasende Stute herbeizuholen, legte dieser den Sattel auf, und hing dann ihres Mannes Büchse, Kugeltasche und Jagdmesser um, und trat dann ihren Marsch durch die einsame Wüste an.

Eine neue Schwierigkeit war aber jetzt zu überwinden. Wie sollte sie die genaue Richtung treffen, da sie dieselbe auf dem Herwege fast gar nicht beachtet hatte und von ihrem Manne blos wußte, daß ihr neuer Ansiedlungsort nordwestlich liege? Doch hier half kein Zögern und sie vertraute viel auf den Scharfsinn des Pferdes, von dem sie hoffte, daß es den Weg allein finden würde. Dieses schien übrigens mit dem Wechsel des Weideplatzes sehr zufrieden zu sein und gar nicht geneigt, das weniger üppige Gras der Heimat so schnell wieder aufzusuchen; daher begann es jedes Mal, wenn es den Zügel locker fühlte, zu grasen und beachtete weder Drohen noch Zurufen; die junge, hilflose Frau sah sich also auch

hier auf ihre eigene Kraft angewiesen und lenkte nun das ungern folgende Thier einen südöstlichen Cours, soweit sie selbst im Stande war, diesen genau einzuhalten.

Gegen Mittag umwölkte sich der bis jetzt klare Himmel und die Unglückliche verlor damit ihren einzigen Wegweiser, die Sonne, da sie nicht kundig war, nach der Rinde der Bäume ihre Bahn zu bestimmen. Als der Abend kam, machte sie an einer Quelle am Fuße eines Hügels Halt, um hier die Nacht über zu ruhen. Wohl ängstigten sich die Kinder in der Dunkelheit über das Heulen der Wölfe und die schaurigen Töne der Eulen, die gerade über ihnen ihren lauten Ruf erschallen ließen. Die Mutter beruhigte aber, selbst mit bange klopfendem Herzen, die Weinenden, machte die Büchse schußfertig und wachte über das geringste Geräusch, daß sich im dürren, raschelnden Laube vernehmen ließ.

Der nächste Morgen fand sie wieder marschfertig, aber noch war der Himmel trübe und immer ängstlicher klopfte der armen Mutter das Herz, wenn sie an die vor ihr liegende bahnlose Wildniß dachte, in der sie sich jetzt verirrt hatte. Am zweiten Abende verzehrte sie, nachdem erst die Kinder gesättigt waren, die letzten Brotkrummen, und nagender Hunger gesellte sich am dritten Tage noch zu ihren übrigen Leiden. Zwar hatte sie unterwegs mehrere Hirsche gesehen und noch dazu in Schußnähe, aber die Furcht, das ohnehin etwas stützige Pferd scheu zu machen und ihre Kinder der Gefahr auszusetzen, abgeworfen zu werden, hielt sie jedesmal ab, die Büchse zu gebrauchen. Jetzt aber, am dritten Tage, als der traurige Abend hereingebrochen war, sah sie ein Volk wilder Truthühner in die Bäume auffliegen. Da faßte sie sich schnell und es gelang ihr glücklich, einen dieser Vögel zu erlegen.

Eine unruhige Nacht stand ihr jedoch bevor; der Säugling schrie fortwährend und die Wölfe, durch die scharfen, dem Rufe des Hirschkalbes ähnlichen Laute herbeigelockt, umschwärmten das Feuer, so daß sich das geängstigte Weib nicht anders zu helfen wußte, als daß sie wiederholt die Büchse abschoß, um die immer zudringlicher werdenden Bestien zu schrecken. Wer beschreibt das Gefühl, welches ihre Brust bestürmte, als in nicht gar großer Entfernung ein lautes „Halloh!“ ihrem letzten Schusse antwortete. O, wie freudig jubelte sie dem Retter entgegen, der endlich, durch ihre Stimme geleitet, zu ihr herankam.

Man kann sich des Mannes Erstaunen denken, als er das schwache, blasse Weib allein mit den zwei hilflosen Kindern in der Wildniß fand; ohne langes Fragen schaffte er schnell Alle zu seiner nicht sehr fernen

Wohnung, wo seine Frau mit liebevoller Theilnahme die späten unglücklichen Gäste empfing und pflegte.

Das Haus des menschenfreundlichen Farmers befand sich wohl zwanzig englische Meilen südlich von dem beabsichtigten Cours der armen Witwe. Am nächsten Tage schaffte der brave Mann die Witwe und ihre Kinder auf einem kleinen Wagen nach ihrem elterlichen Hause zurück.

Bis hierher hatte die Kraft der heldenmüthigen Frau ausgereicht, der starke Geist, die Mutterliebe den Körper bezwungen. Jetzt aber verlangte die Natur ihre Rechte; ein Nervenfieber warf sie auf's Lager.

Unterdessen machten sich mehrere junge Leute nach der bezeichneten Hütte auf, die einer von ihnen kannte, um die zurückgelassenen Sachen zu holen. Sie beschlossen, wo möglich, die Schlangen zu erlegen. Bei wohlunterhaltenem Kienfeuer hatten sie kaum eine Stunde nach Sonnenuntergang gewartet, als zwei große Klapperschlangen züngelnd hervorgekrochen kamen und sich den knisternden Flammen näherten. Vier Kugeln machten ihrem giftigen Dasein zu gleicher Zeit ein Ende, und als Siegeszeichen wurden sie über dem Grabe des armen „Backwoodmen" aufgehangen, der seine Mission als „Pionnier des Westens," wie so Viele seinesgleichen, mit dem Leben besiegelt hatte. — — —

Frau von Schanzenau hatte freilich, als der alte Howard ihr und ihren drei Kindern die unermeßlichen Wälder des Westens zum Aufenthalte anwies, für ihre Person nicht mit jenen ungeheuern Schwierigkeiten und Gefahren zu kämpfen, welche, der gegebenen naturgetreuen Schilderung zufolge, das schwache Weib bestehen muß, wenn es in diesem äußersten Vorposten der Civilisation ihre Existenz finden will.

Was nur immerhin Reichthum und liebevolle Sorgfalt zu beschaffen vermögen, war von Howard aufgeboten worden, um das zweite Asyl seiner Schützlinge mit Comfort aller Art einzurichten.

Ein kleines Heer von Dienerschaft beiderlei Geschlechts stand der liebreizenden Strohwitwe zur Verfügung und mit wunderbarer Schnelligkeit waren die nöthigen Wohngebäude im Verlaufe einer einzigen Woche hergerichtet, der Wald ringsum parkähnlich gelichtet, gute Wege planirt, und einige vortreffliche Quellen in hölzernen Röhrenleitungen nach der Ansiedlung geleitet worden. Während der kurzen Dauer bis das ebenerdige, aber sehr geräumige Wohnhaus bezogen werden konnte, campirte Frau von Schanzenau mit den Kindern unter den Reisezelten, welche schon während des langen Marsches von „Klarwasser" bis hierher täglich in den Uebernachtungsstationen oder bei plötzlichen Gewittern auch

unter Tags schnell aufgeschlagen waren und in ihrer ebenso soliden als practischen Einrichtung vollkommenen Schutz gegen jede Unbill der Witterung gewährten.

Alfred und Minna, welche die ganze Reise auf niedlichen Ponny's zurücklegten, während ihre Mama auf einem stattlichen Zelter hintenher trabte und dabei stets das von zwei Negern gehütete Saumthier im Auge behielt, auf dessen Rücken der kleine Oscar in einem großen Korbe sehr bequem gebettet lag, fanden so großes Vergnügen in dieser Art zu reisen, daß sie beinahe traurig wurden, als sie erfuhren, daß man nach einem dreiwöchentlichen Marsche endlich an das ersehnte Ziel gelangt sei. Den lieben Kindern sagte dieses Zigeunerleben weit besser zu, als die Aussicht, nunmehr wieder täglich durch fünf bis sechs Stunden zum Lernen angehalten zu werden, — darauf hielten sowohl Howard, als auch Frau von Schanzenau sehr strenge. Ein alter würdiger Hofmeister und zwei Lehrerinnen waren daher mit von der Partie nach den Hinterwäldern des Westens, und damit der Unterrichtsplan in gar nichts alterirt werde, befand sich unter dem Gepäcke, das auf nicht weniger denn sechzig Saumthieren fortgeschafft wurde, auch ein zerlegbares Pianino, welches Howard eigends von New-York kommen ließ und welches 1000 Dollars in baarem Golde gekostet hatte.

Die gute Marie fand sich bald in die neuen Verhältnisse ihres veränderten Aufenthaltsortes und auch ihre anfängliche große Furcht vor den Schlangen legte sich allmälig. Man konnte mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß auf zwei englische Meilen im Umkreise dieses hier in der That gefährliche Gewürm schon nach einigen Wochen gänzlich ausgerottet sei, denn ein Dutzend alte und junge Neger waren beständig auf den Beinen, um nach Schlangennestern Flur und Wald zu durchsuchen, und diese Bursche legten dabei einen großen Eifer an den Tag, weil ihnen jedes erlegte Exemplar, je nach der Größe, mit einem bis zehn Dollars in Gold von Frau von Schanzenau honorirt wurde. — In Folge dieser Maßregel mußten die Schlangensucher schon im zweiten Monate weit über den ursprünglichen Rayon hinausstreifen, um die gedachten Prämien zu verdienen, ein Beweis, daß auch diese kriechenden Todfeinde des Menschen durch Geschick und Beharrlichkeit vernichtet werden können.

So verfloß unsern Einsiedlern beinahe ein Jahr in vollkommen ungetrübter Ruhe. Der edle Howard sendete so ziemlich regelmäßig jeden Monat Nachrichten über sein und Schanzenau's Befinden, welcher

selbstverständlich fortwährend unbewußt unter seinem geheimen Schutze stand, was aber, wie wir bereits wissen, dennoch nicht verhinderte, daß der arme Mann vor Richmond auf ein Haar einen schimpflichen Tod erlitten hätte, einen Tod, vor welchem er nur durch die Allgewalt freimaurerischer Bruderliebe bewahrt worden war.

Die Briefe Howard's bildeten zugleich die einzige Quelle, woraus unsern An- und Einsiedlern in den Wäldern des Westens die neuesten Nachrichten von den wichtigsten Ereignissen auf dem über 300 englischen Meilen entfernten Kriegsschauplatze schöpften. Frau von Schanzenau hatte sich, theils bestochen durch des Howard imponirende Autorität, theils durch die unwiderstehliche Logik der Thatsachen verleitet, allmälig in den fatalistischen Glauben hineingelebt, daß ihr Mann wirklich gefeit sei, und demselben daher kein ernstlicher Unfall begegnen könne. Sie fing an, zu jener merkwürdigen Sehergabe, die sie im magnetischen Traumleben an Howard's Hand früher entwickelt hatte, nunmehr selbst Vertrauen zu fassen, obgleich sie für ihre Person allein weder die Fähigkeit besaß, sich in diesen räthselhaften, wunderbaren Zustand zu versetzen, noch ihr die mindeste Erinnerung geblieben war, was sie über ihren theuren Gemal mit apodictischer Gewißheit vorhergesagt. — Ihr genügte jetzt das von Fall zu Fall damals von Howard gegebene Ehrenwort, daß sie jedesmal ihre endliche glückliche Wiedervereinigung mit Schanzenau als eine unausbleibliche Thatsache hingestellt habe, möge auch inzwischen vorfallen, was da wolle.

Um das edle Wesen nicht zwecklos zu beunruhigen oder gar an der Zukunft irre zu machen, hatte Howard es absichtlich vermieden, Marien den Vorfall bei Richmond in seinen Briefen mitzutheilen, und er lobte sich jetzt selbst darüber, daß er seine Schützlinge in den „Backwoods“ überredet hatte, auf die periodische Zusendung der Journale zu verzichten, wogegen er versprochen, sie, wie schon bemerkt, von den wichtigsten Ereignissen brieflich in Kenntniß zu erhalten.

Indessen wüthete die Kriegsfurie Bellona mit grausamer Energie weiter. — Schlachten um Schlachten wurden geliefert und ebenso resultat- als endlos verblieb auf beiden Seiten der furchtbare Vernichtungskampf. — Mit Schluß des Jahres 1864 konnte noch kein Mensch mit Bestimmtheit vorhersagen, ob der Norden oder der Süden die Oberhand behalten werde. Gelang der napoleonische Coup in Mexiko nur halbwegs und nahmen England und Frankreich in diesem Augenblicke offen für den Süden Partei, in welchem Falle die Union diesen Groß-

mächten den Krieg erklären mußte, so war es im Voraus so ziemlich entschieden, daß der Norden unterlag und selbst um Frieden bat.

Zum Glücke begann sich aber an Napoleon III. bereits im Innern Frankreichs der mexikanische Mißgriff zu rächen, so daß es der moderne Cäsar nicht wagen durfte, sein Programm: auch jenseits des Oceans die Freiheit der Völker und das allgemeine Menschenrecht nach den Launen des Despotismus zu maßregeln, in's Werk zu setzen. — Erst mit dem Falle von Charleston und Wilmington im Februar 1865 begann sich der Sieg ganz entschieden auf die Seite der Union zu neigen.

Aber noch lange bevor dieser Umschwung eintrat, wurde die kleine, jedoch in jeder Beziehung blühende Colonie unserer Hinterwäldler von einer furchtbaren Katastrophe heimgesucht, welche ganz unvermuthet und vernichtend hereinbrach, gleich dem wildbrausenden Typhon der chinesischen Gewässer.

Es war ein wundervoller, lauwarmer und dabei doch keineswegs schwüler Herbstabend des Jahres 1862, als einige Neger, welche auf der Schlangensuche mehrere englische Meilen weit in südöstlicher Richtung von der Ansiedlung sich entfernt hatten, mit der Meldung erschienen, daß eine Truppe von etwa hundert Reitern im Anmarsche sich befinde. So außerordentlich die Anwesenheit von Kriegsleuten in dieser Gegend auch erscheinen mußte, erschrak Marie doch keineswegs, weil die Neger einstimmig aussagten, daß die Nahenden die Feldzeichen der Unionisten trugen. Sie gab vielmehr Auftrag, in aller Eile für Roß und Reiter in Bereitschaft zu setzen, was Scheune, Küche und Keller nur zu bieten vermöge. — Sie wußte, daß sie in diesem Falle durch splendide Gastfreundschaft nur einem Wunsche des abwesenden Howard entgegenkam, der sie für derlei Fälle mit unbeschränkter Vollmacht ausgestattet hatte.

Ungeachtet Frau von Schanzenau keineswegs zu den furchtsamen ihres Geschlechtes zählte, überkam sie dennoch ein unabweisbares Gefühl des Bangens und der Besorgniß, als sie die über hundert Köpfe zählende Reiterschaar ganz in der Nähe zu betrachten Gelegenheit bekam. — Es waren äußerst wilde, unheimliche Gestalten, wahre Galgenphysiognomien, so daß sie sich im Stillen weiblich darob wunderte, wie die Unions-Regierung solche Leute, welchen der Charakter der Freibeuterei auf derart handgreifliche Weise in Kleidung, Haltung und Zügen aufgeprägt erschien, für ihre ehrliche achtbare Sache als Söldner werben konnte.

Die ganze Truppe war nur von zwei Officieren befehligt. Es hieß

daß eine zweite Abtheilung mit dem Commandanten des Freicorps erst morgen oder übermorgen nachrücken werde.

Roß und Reiter schienen äußerst forcirte Märsche zurückgelegt zu haben, denn die Pferde waren so matt und abgehetzt, daß sie anfänglich gar nicht das ihnen dargereichte Futter beachteten, sondern ein paar Stunden lang mit hängenden Ohren, halbgeschlossenen Augen und gesenkten Köpfen dastanden, bevor sie allmälig das duftende Heu zu beschnuppern begannen.

Auch die Reiter waren sehr ermüdet. Auch ihnen schien Ruhe größeres Bedürfniß zu sein, denn Nahrung und Trank. Nach einigen Stunden und zwar als die Abenddämmerung hereinzubrechen begann, wurde es aber in dem kleinen Lager ziemlich rege. — Inzwischen waren auch die Lämmer und Ziegen, welche man gleich nach Ankunft der unvermutheten Einquartierung geschlachtet hatte, alle gebraten und die Reiter erwiesen dem einfachen, aber kräftigen und ausgiebigen Male alle Ehre. — Im Trunke, worin sie eine noch weit größere Leistungsfähigkeit, als im Essen zu besitzen schienen, wurde ihnen jedoch von ihrem eigenen Befehlshaber Abbruch gethan, wie denn offenbar eine sehr strenge Disciplin gehandhabt wurde. — So war z. B. einer der Reiter, der sich in etwas angetrunkenem Zustande dem Commandanten gegenüber eine kleine Subordinations-Verletzung zu Schulden kommen ließ, von dem Officier auf der Stelle niedergeschossen worden, ohne daß dieser rasche Act blutiger Justiz unter den Uebrigen die mindeste Sensation erregt hätte; kaum daß Einer oder der Andere nach der zuckenden Leiche sah, welche wahrscheinlich unberührt in ihrer Blutlache liegen geblieben wäre, wenn nicht die Neger der Ansiedlung auf Befehl der über diesen Vorfall zu Tode erschrockenen Frau von Schanzenau das Todtengräberamt sofort übernommen hätten.

Mit Einbruch der Nacht wurden zahlreiche Vorposten ausgestellt, als ob man die unmittelbare Nähe des Feindes zu befürchten hätte, während doch feststand, daß die nächsten Abtheilungen der Conförderirten wenigstens dreihundert englische Meilen (60 deutsche) von diesem Puncte der Backwoods entfernt waren und zudem ein beträchtliches Detachement unionistischer Truppen nur etwa dreißig Meilen nördlich an einem Seitenzuflusse des Missisippi lagerte, um die auf diesem Wege bisher stattgehabten Zufuhren für den Süden abzuschneiden.

So wenig sonst Frau von Schanzenau argwöhnisch zu sein pflegte, und so wenig sie auch von dem Militärdienste verstand, fiel ihr dennoch dieses Gebahren ihrer ungebetenen Gäste immer mehr auf und

erfüllte sie nachgerade mit solcher Besorgniß, daß sie bereits den Entschluß faßte, am folgenden Morgen Haus und Hof im Stiche zu lassen, und etwa zehn Meilen nordöstlich bei einem befreundeten Farmer-Familie, den Aufenthalt zu nehmen, bis die verdächtige Reitertruppe, welche den Reden der Offciere zu Folge für einige Tage auf der Ansiedlung bleiben zu wollen schien, weiter gezogen sein würde. — Am schlimmsten waren wohl die Neger der Plantage daran; die Reiter gefielen sich darin, die armen Schwarzen bei jedem Anlasse zu prügeln und unbarmherzig an ihren Wollschädeln zu zerren. Die Officiere, welche im übrigen doch so streng auf Disciplin hielten, thaten in dieser Richtung der empörenden Roheit ihrer Leute nicht den geringsten Einhalt, im Gegentheile lachten sie stets aus vollem Halse, wenn einer oder der andere der Mißhandelten jämmerlich unter den erbarmungslosen Fäusten seiner Peiniger wie ein Wurm sich krümmte.

Frau von Schanzenau, welche diese Brutalitäten vom Fenster ihres Zimmers mitansehen mußte, nahm sich ein Herz und bat persönlich den Commandanten um Abhilfe.

Aber wie einst der Bluthund Tilly denjenigen seiner menschlich fühlenden Officiere, welche um endliche Einstellung der Würgescenen baten, achselzuckend antwortete: „Der Soldat muß auch etwas haben für seine Mühe!" so zuckte auch der Reiterchef mit höhnischer Miene die Achseln, dabei vor sich hinbrummend: „Ah was! ausrotten sollte man diese ganze schwarze Brut!"

Mit Thränen in den Augen zog sich die gute Frau wieder auf ihr Zimmer zurück. Ihre Angst steigerte sich immer mehr und mehr; die Antwort, welche ihr geworden, ließ wohl keinen Zweifel übrig, daß ihre Gäste verkappte Conföderirte seien, daß sie also das Feldzeichen des Nordens aus Kriegslist aufgesteckt hatten. Ihr Entschluß, zu fliehen, wurde durch diese Gewißheit natürlich nur noch mehr bestärkt. Sie würde ihre Kinder geweckt und noch in der Nacht sich entfernt haben, wenn nicht das ganze Gebäude von Wachen umstellt gewesen wäre. Ihr Herz zog sich krampfhaft bei dem Gedanken zusammen, daß man sie vielleicht schon zur Stunde als Gefangene betrachte und deshalb auch am nächsten Morgen ihrer Entfernung Hindernisse in den Weg legen werde.

Der Gedanke, daß ihr und ihrer Kinder Freiheit bedroht sei, der Gedanke, daß jene wilden Gesellen, welche hundert Schritte vor dem Hause auf der großen Wiese ein förmliches Lager geschlossen und Wachfeuer angezündet hatten, vielleicht im Verlaufe der Dinge sogar ihre weibliche Ehre an-

tasten würden, zu welchem Schlusse die schändlichen Zügellosigkeiten berechtigten, die bereits an den schwarzen Dienerinnen mit schamloser Bestialität in's Werk gesetzt wurden, gab der schwachen Frau Muth und Besonnenheit wieder.

Sie rief mit leiser Stimme in den inneren Hof des Hauses hinaus nach dem Neger Menelaus, welchen, wie sich vielleicht der Leser noch erinnern wird, durch die Fürbitte Marien's in der Ansiedlung von „Klarwasser" eine übrigens wohlverdiente Züchtigung mit der Peitsche nachgesehen worden war. Seit dieser Zeit hatte sich der Bursche wirklich gebessert, und die junge Frau wurde von ihm verehrt wie ein Engel. Auf seine Dienstfertigkeit durfte Frau von Schanzenau daher unbedingt rechnen.

„Menelaus," sagte Marie zu dem Neger, der zitternd herbeigekrochen kam, denn auch er war mehrmals von den entmenschten Unholden roh mißhandelt worden, „Menelaus, willst Du mich und meine Kinder retten? Ueberlege Dir es aber wohl, der Versuch kann Dein Leben kosten!"

„Ach! Misses!" rief der Neger begeistert, dabei die rechte Hand zum Schwure emporhebend, „ach Misses! Menelaus überglücklich sein, wenn sterben kann für gute Herrin!"

„Du mußt suchen, Dich aus der Ansiedlung zu schleichen und das kleine unionistische Lager am Old-River sobald als möglich von der Anwesenheit dieser verkappten Feinde benachrichtigen. Du wirst doch den Weg dahin finden?"

„Oh, Menelaus ganz gut kennen diesen Weg; wird Pferd leihen in Farm von unsern Freund Master William, und in Old-River sein mit Tagesanbruch — hi, hi, hi!"

„Hier, mein Guter," fuhr Frau von Schanzenau fort „sind zwei Briefe; dieser gehört für Master William, dem meine Warnung nur sehr erwünscht sein kann — der zweite, der größere da, ist an den mir unbekannten Commandanten der Unionstruppen am Old-River gerichtet. Und nun Gott befohlen. Vorsichtig, vorsichtig, Menelaus!"

Der Neger küßte den Saum von Mariens Kleid, kreuzte zum Zeichen seines Gehorsams stumm die Hände über der Brust und schlich sodann geräuschlos wie ein Schatten längs der Mauer des Hauses fort, bis er zum Vorsprunge der Veranda gelangte, in deren Schatten er sich eine Weile verbarg, um zu überlegen, auf welche Weise er wohl unbeanstandet ins Freie gelangen könnte.

Diesen Vorsatz auszuführen, erwies sich aber als keine leichte Aufgabe, denn das Haus war, wie wir bereits bemerkten, mit einem Dutzend Wachen umstellt. Einer der Posten stand von Menelaus kaum zehn Schritte entfernt, besaß aber offenbar von der Nähe des Negers keine Ahnung.

Der Plan des Schwarzen war bald gefaßt. Er zog sein Messer und schlich von dem dunklen Schatten, welchen die äußere Veranda warf, begünstigt, dem Freibeuter immer näher und näher, sich dabei stets achtsam hinter den Pfeilern, welche das Dach der Veranda trugen, verbergend. Als er von dem Posten, der, mürrisch, und schläfrig langsam auf- und abschritt, nur mehr drei Schritte entfernt war, duckte er sich zum Sprunge zusammen, wie ein Jaguar. — Auf einmal schnellte Menelaus wie ein Blitz empor und in demselben Momente stak sein Messer bis ans Heft in der Brust des Freibeuters. Der Stoß war so sicher geführt, daß der Getroffene ohne einen einzigen Laut von sich zu geben, zu Boden stürzte.

Zwei Minuten später darnach hatte der Neger den nahen Wald erreicht.

Die Leiche des Erstochenen wurde erst zwei Stunden später von der Ablösung vorgefunden. Hätte Frau von Schanzenau gewußt, daß Menelaus auf diese Weise, welche sie übrigens nie gebilligt haben würde, sich den Weg ins Freie bahnte, so wäre ihrer und der übrigen Insassen Flucht in der Zwischenzeit gar kein Hinderniß entgegengestanden. Sie glaubte, daß ihr Bote blos es wagen werde, sich durch die Posten hindurchzuschleichen; einer so energischen, blutigen That hätte sie den so sanften, ja furchtsamen Menelaus nun und nimmer fähig gehalten.

Die dem Commandanten der Freibeuter über diesen Vorfall erstattete Meldung brachte in dem Lager alsbald eine ungeheuere Aufregung hervor. Gräßliche Flüche, Drohungen und Verwünschungen wurden laut; Alle schrieen wirr durcheinander um Blut und Rache für den meuchlings ermordeten Cameraden.

Frau von Schanzenau fuhr erschrocken aus dem Schlummer empor, der sie gegen Mitternacht neben den Bettchen ihrer Kinder übermannt hatte. Sie hatte es nicht gewagt, ihr eigenes Schlafgemach zu betreten, sondern sich ganz angekleidet in dem nach dem Hofe zu liegenden Kindszimmer versteckt gehalten.

Alsbald wurden schwere Tritte hörbar und kurz darauf pochte ungestüm eine gewichtige Faust an der Thüre.

„Wo ist die Herrin des Hauses," donnerte die wuthschnaubende Stimme des Commandanten, „wo ist sie, sie soll Rede stehen für den Mord des armen Henry Wolverton."

Marie beeilte sich zu öffnen.

Hoch aufgerichtet, mit blitzenden Augen, die Zähne knirschend, die eine Hand auf den Pallasch, die andere auf den Revolver im Gürtel, schritt der Commandant in das Zimmer.

„Welcher von Ihren Leuten, M'am, hat den Mord begangen? Heraus mit ihm! Bei lebendigen Leibe soll die Bestie in Stücke gerissen werden! Heraus mit ihm sage ich, oder ich erwürge zur Satisfaction Sie, M'am, und Ihre junge Brut mit eigenen Händen!"

So aufgeregt auch der Freibeuterchef war, entnahm er doch aus Marien's unverhohlenem Erstaunen, daß die junge Frau von der Erdolchung des Wachpostens nichts wußte, aber eben so klar war es, daß der Mord nur durch einen Bewohner der Ansiedlung vollbracht sein konnte. Es handelte sich also für ihn zuvörderst darum zu erfahren, aus welchen Gründen das Attentat geschehen war.

Er nahm daher die junge Frau scharf in das Examen. Marie, die in ihrem ganzen Leben nicht einmal eine Scherzlüge sich erlaubt hatte, hielt es für das Beste, die volle Wahrheit zu bekennen, um den entsetzlichen Mann vor sich nicht noch mehr zu reizen.

„Höll' und Teufel!" knirschte der Commandant und stampfte dabei mit den Füßen den Boden, daß die Riegelwände des leichten Baues zitterten. „M'am! Sie haben da sich und uns eine schlimme Affaire bereitet! Ich zweifle nicht, daß der schwarze Hund glücklich nach Old-River gelangen und uns binnen vierundzwanzig Stunden die Unionisten auf den Hals hetzen wird. Wir dürfen die Ankunft dieses Besuches nicht abwarten. Hundertundzwanzig Wegstunden haben wir uns über unsere äußersten Vorposten hinausgewagt, um hieher zu gelangen. Wir gedachten hier uns und unseren Thieren durch einige Tage Ruhe zu gönnen und nun spielen Sie, M'am, uns diesen Teufelsstreich, aber, wie gesagt, auch Ihnen soll er keine Rosen bringen; noch in dieser Stunde werden Sie und Ihre Kinder mit uns südwärts aufbrechen. Wir müssen sobald als möglich auf unsere Gebieterin zu stoßen trachten, die mag dann in dieser kitzlichen Affaire das Weitere beschließen. Vorwärts, M'am, vorwärts; wecken Sie Ihr junges Volk! Binnen einer Viertelstunde erwarte ich Sie da draußen im Freien, später würde es Ihnen hier wohl etwas zu warm werden!"

„Wie meinen Sie dies, Master Capitän?“ frug die arme Frau am ganzen Leibe zitternd.

„Wie ich dies meine?“ erwiderte der Gefragte, in ein rohes, cynisches Lachen ausbrechend, „wie ich dies meine? Ha! ha! ha! den rothen Hahn werde ich auf die Giebel dieses unionistischen Schlangennestes stecken lassen; kein Stein darf auf dem andern bleiben. Sputen Sie sich also, M'am; in einer Viertelstunde wird geplündert und fünf Minuten später gibt es ein kleines Feuerwerk.“

Frau von Schanzenau stürzte laut aufschreiend nach den Bettchen ihrer Kinder. Sie wußte nicht, wie sie wohl damit zu Stande kommen sollte, in der ihr anberaumten kurzen Frist die drei Kleinen zu wecken und anzuziehen, denn ihre Dienerinnen hielten sich theils versteckt, theils hatten selbe bereits längst die Flucht ergriffen.

„Na, M'am!“ sagte der Flibustier phlegmatisch, indem er nach der Ruhestätte der Kinder schritt, „ich sehe schon, daß ich Ihnen helfen muß.“

Mit diesen Worten faßte er den kleinen Oscar ziemlich unsanft an, riß den Knaben ohne Umstände aus dem Bettchen und schritt mit dem Kinde, das heftig zu schreien begann, dröhnenden Schrittes aus dem Zimmer hinaus, jedoch nicht ohne im Vorbeigehen mehrere Etuis mit kostbarem Schmucke, welche Frau von Schanzenau bei der beabsichtigten Flucht mit sich zu nehmen gedachte und welche auf einem Tische offen dalagen, in seinen geräumigen Taschen verschwinden zu machen.

Marie, von Todesangst ergriffen, als sie den kleinen Oscar in so rohen Händen sah, stürzte dem Freibeuter nach in's Freie.

„Geben Sie mir mein Kind, mein Kind!“ flehte Frau von Schanzenau.

„Was Ihnen nicht einfällt, M'am!“ entgegnete der Capitän achselzuckend, „ich habe Befehl, Sie und Ihre Kinder wohlbehalten unserer Oberstin abzuliefern, hm! und ich werde mir den Preis, der auf Euere Köpfe gesetzt ist, bei Gott, nicht entgehen lassen. He! Lieutenant Staunton, lassen Sie die anderen zwei Rangen herausschaffen und thut dann, wie Euch befohlen.“

Marie war eine Weile unschlüssig, ob sie den kleinen Oscar beschützen, oder nach Alfred und Minna sehen sollte. Bevor sie aber noch in ihrer Verwirrung und Seelenangst einen Entschluß gefaßt hatte, hörte sie bereits das Geschrei der zwei älteren Kinder, deren Jedes von einem Freibeuter auf dem Arme aus dem Hause getragen wurde. Die

rohen Kerle versetzten den zu Tode erschrockenen Kindern einige derbe Püffe, um ihr Jammern zu unterdrücken. — Als Alfred und Minna ihre Mutter erblickten und diese ihnen zurief, sich still zu verhalten, unterdrückten sie ihr Weinen und Schreien mit einer für Kinder so zarten Alters wahrhaft heroischen Selbstbeherrschung; sie hatten begriffen, daß der Schmerz und die Verzweiflung ihrer geliebten Mutter sonst nur gesteigert und der kleine, ihnen überaus theure Oscar gleichfalls Mißhandlungen ausgesetzt werden könnte.

Wildes Lärmen und Gejohle wurde aus dem Hause vernehmbar, in welchem die Freibeuter nun nach Herzenslust plünderten und Alles, was nicht leicht mitgenommen werden konnte, mit vandalischer Lust zertrümmerten. Die Plünderung war übrigens bald zu Ende und entsprach nicht den Erwartungen der Banditen. — Das Kostbarste, nämlich den Schmuck, hatte der Capitän bereits an sich genommen und an Baargeld fanden sich blos einige Tausend Dollars vor, während die vorhandenen, nur auf Plätze der Union ziehbare Wechsel und Creditbriefe für die Plünderer völlig werthlos waren und daher sofort der Vernichtung anheimfielen.

Noch während einige der Flibustiere gräulich fluchend nach verborgenen Schätzen im Innern des Hauses suchten, wurde von Anderen, welche glücklicher gewesen und wenigstens einiges Brauch- und Mitnehmbare sich angeeignet hatten, an etwa zehn Stellen Feuerbrände gelegt, welche binnen wenigen Minuten den zumeist aus Holz errichteten Bau sehr schnell hell auflodern machten.

Indessen begann bereits der Tag zu dämmern und die Reitertruppe machte sich zum Aufbruche bereit.

Da erschien eine der Streifpatrouillen, welche die Nacht über die anliegenden Waldungen durchforscht hatte, mit der bedenklichen Meldung, daß eine starke Abtheilung unionistischer Miliz-Infanterie im Anzuge sei.

Diese Nachricht verbreitete großen Schrecken unter den Banditen. Alle stürzten nach ihren Pferden. In den Augen der Frau von Schanzenau blitzte ein Strahl der Hoffnung und sie stieß einen Ruf aus, der offenbar freudig klang.

Der Capitän, welchem die in Rede stehende Meldung ohnehin sehr ungelegen kam, gerieth in große Wuth, als er die etwas unbesonnene Haltung Marien's gewahrte.

„Triumphiren Sie nicht zu früh M'am!" brüllte der Schreckliche purpurroth im Gesichte und den Dolch ziehend, drohte der wilde Freibeuter,

den kleinen Oscar, welchen er noch immer auf dem Arme hielt, zu ermorden.

Frau von Schanzenau stürzte in die Kniee und mit gerungenen Händen flehte sie um das Leben ihres jüngsten Kindes.

„Lebendig sollt ihr Vier mir nicht entrissen werden!" fuhr der Freibeuter-Capitän in demselben Tone fort, „das schwöre ich bei meiner Ehre! Also rasch zu Pferde, oder Ihr und Ihrer Kinder Leben ist keinen papierenen Dollar werth!

Auf einen Wink von ihm nahm einer der Reiter den kleinen Oscar vor sich auf das Pferd, wie es zwei Andere mit Alfred und Minna bereits gethan hatten. — Für Frau von Schanzenau war einer der beiden kräftigen Ponny herbeigeholt worden, welche sonst den Kindern zur Erlustigung dienten.

Der panische Schrecken der Banditen war übrigens, in sofern als sie besorgten, daß die nahende Infanterie-Abtheilung bereits in Folge einer Botschaft des flüchtigen Negers erschienen sei, völlig unbegründet. Diese kleine Truppe hatte sich blos aus dem Lager von Old-River auf die Beine gemacht, um einer Pascherbande, welche in südöstlicher Richtung auf einem Seitenflusse des Mississippi den Conföderirten Lebensmittel zuzusenden begannen, das Handwerk zu legen, und daher gar nicht die Absicht, das Asyl von Howard's Schützlingen auf dem Marsche zu berühren. — Anderseits war es aber für die als Unionisten verkappte Reitertruppe durchaus nicht rathsam, in ihrer allzu gewagten vorgeschobenen Position es auf einen Zusammenstoß mit dem Feinde ankommen zu lassen, selbst, wenn sie Aussicht besaßen, den Angriff siegreich abzuwehren. — Sie mußten nämlich in solchem Falle gewärtigen, daß aus dem Lager von Old-River eine größere, mit Cavallerie verstärkte Abtheilung sich zu ihrer Verfolgung aufmachen würde und es blieb dann bei dem ermatteten Zustande ihrer eigenen Pferde sehr zweifelhaft, ob sie nicht eingeholt und von der Uebermacht zu einem entscheidenden Treffen gezwungen werden würden. Rasche Flucht in der Richtung von der sie hergekommen, war also für die Flibustiere eine unabweisbare Nothwendigkeit.

Die in Rede stehende Reitertruppe entfernte sich daher auch von der bis auf den Grund zerstörten Ansiedlung in südöstlicher Richtung so rasch, als nur möglich, so daß mehrere Pferde todt niederstürzten.

Aus mehrfachen Aeußerungen des Capitäns entnahm Frau von Schanzenau, daß erst dann Halt gemacht werden solle, wenn man auf

die von der „Oberstin" persönlich befehligte Truppe, von der die in der Plantage erschienene Mannschaft nur eine kleine Abtheilung bildete, gestoßen sein würde.

Der Umstand, daß der Flibustier-Capitän und dessen Lieutenant, untereinander stets nur von einer „Oberstin" sprachen, erregte natürlich in nicht geringerem Grade die Neugierde Mariens. Auf ihre schüchterne Frage, wie jene Amazone wohl heiße, welcher eine aus so schlimmen Elementen zusammengewürfelte Truppe unbedingt zu gehorchen schien, wurde ihr blos die kurze Abfertigung, daß die Frau Oberstin sich nach ihrem verstorbenen Gemal Madame Belville nenne, sehr reich sei und schon hundertmal im Feuer gestanden, so mauerfest und unerschrocken, wie der erprobteste Soldat, es daher keine Schande wäre, einem solchen Weibe zu gehorchen.

Frau von Schanzenau faßte Muth. Von einer Frau durfte sie als Frau wohl nichts sonderlich Schlimmes gewärtigen; sie schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß der Capitän vielleicht nur auf eigene Faust gehandelt, und sich ihrer Person sowie ihrer Kinder blos als Geißeln für ein hohes Lösegeld bemächtigt habe.

Diese Hoffnung der armen Marie sollte sich aber schon am dritten Tage nach der Entfernung von ihrem zerstörten Asyle als eine trügerische erweisen, als die flüchtige Reitertruppe auf das Gros des eigenen Corps stieß.

Wer beschreibt wohl Frau von Schanzenau's Erstaunen und Entsetzen, als sie in der Frau Oberstin Belville ihre Cousine, die „stolze Juno," und in deren Adjutanten ihren ehemaligen Ziehbruder, den Exbeamten Wenzel Cihulka, erkannte.

---

## XIII.

## Eine Furie.

Es wäre unmöglich, jenen ingrimmigen, vernichtenden Haß gebührend zu schildern, welcher sich in dem ganzen Wesen der „stolzen Juno" kund gab, als sie der armen Frau von Schanzenau ansichtig geworden war. Cihulka hingegen schnitt eine grinsende Fratze des Entzückens, dabei die schöne junge Frau mit dem lüsternen Blicke des schamlosesten Cynismus verschlingend.

Marie, durch den allwissenden Howard von der stürmischen Scene unterrichtet, von welcher die Trennung Schanzenau's und des Fräuleins von Eichenstamm begleitet war, erschrack zu Tode, als sie sich in den Händen ihrer erbitterten, rachedürstigen Feindin sah. Instinctmäßig breitete sie die rechte Hand über Alfred und Minna aus, welche sich furchtsam an ihre Mutter angeschmiegt hatten und krampfhaft preßte sie gleichzeitig den auf ihrem linken Arme befindlichen Oscar an's Herz.

„Kommen Sie, Madame!" herrschte endlich Almine, nachdem sie sich mit grausamem Wohlbehagen an der Bestürzung der unglücklichen jungen Frau satt geweidet hatte.

Die „stolze Juno" schritt nach dem einzigen Zelte, welches die Reitertruppe mit sich führte und welches ausschließlich für den Gebrauch der Frau „Oberstin" bestimmt war.

Zitternd folgte Marie mit ihren Kindern der phantastisch, aber nicht unzweckmäßig gekleideten Amazone auf dem Fuße nach. Cihulka ging einige Schritte hintendrein. Er wagte jedoch nicht in das Zelt miteinzutreten, weil Alwine, die offenbar ein sehr strenges Regiment zu halten verstand, ihn nicht ausdrücklich dazu eingeladen hatte. Er postirte sich also nahe dem Eingange und spitzte seine Ohren, damit ihm ja nichts von der Unterredung entgehe, welche auch für ihn sehr interessaut zu werden versprach.

Alwine nahm auf einem Feldstuhle Platz, ihrer Cousine durch eine kurze Handbewegung bedeutend, mit ihren Kindern sich der in einer Ecke aufgehäuften Packsättel als Sitze zu bedienen. — Frau von Schanzenau, äußerst ermüdet von dem forcirten dreitägigen Marsche, auf welchem man über achtzig englische Meilen zurückgelegt hatte, folgte der in Rede stehenden Einladung, zumal sie auch von einer solchen Angst und Bangigkeit beherrscht war, daß ihre Knie wankten und sie sich einer Ohnmacht nahe fühlte.

„Madame!" begann endlich die „stolze Juno" hochmüthigen Tones, „es ist wohl überflüssig, uns die Situation erst durch viele Worte klar zu machen. — Sie und Ihre Kinder sind meine Gefangenen und Sie dürfen sich versichert halten, daß ich von meinem Kriegsrechte vollen Gebrauch machen werde."

Marie trocknete sich den Schweiß von der Stirne und lispelte mit fast erloschener Stimme:

„Daß ich auf Ihr Geheiß hin meiner Freiheit beraubt wurde, ist

mir wohl zur fürchterlichen Gewißheit geworden, nicht aber was Sie über mich und meine Kinder weiters zu verfügen gedenken."

„Oh, ma chere cousine!" lachte Alwine höhnisch, „ich will durchaus nicht hinter dem Berge halten, und ich hoffe, daß meine Verfügungen an Klarheit und Bündigkeit nichts zu wünschen übrig lassen werden. Also hören Sie — die Vollmacht, womit Sie mir einst in Wien die Vormundschaft und Erziehung von Alfred und Minna übertrugen, sehe ich durchaus nicht als erloschen an — ich übernehme daher die zwei Kinder sofort unter meine Obhut. Was jedoch den kleinen Rangen anbelangt, welchen Sie auf dem Arme halten, ist es mir gleichgiltig, was Ihr Gemal damit zu verfügen gedenkt."

„Mein Gemal!" erwiderte Marie rasch und mit Wärme, „mein Gemal wird gewiß das Beste seines Kindes beabsichtigen; in seinem und meinem Namen muß ich jedoch feierlich protestiren, daß Sie uns Alfred und Minna entreißen wollen!"

„Wenn aber Ihr Gemal damit einverstanden wäre?" entgegnete die Amazone spöttisch.

„Nimmermehr!" rief Frau von Schanzenau entschiedenen Tones und mit einer Energie, die sie sich in ihrer Schwäche und Verzweiflung selbst nicht zugetraut hätte; die Mutterliebe halte ihr wieder die volle Spannkraft des Körpers und des Geistes verliehen.

„Woraus schließen Sie, Madame, eine solche Uebereinstimmung Ihrer eigenen Absichten mit denen Ihres Gemals?" frug Alwine trockenen Tones.

„Oscar," sprach Marie feierlich, indem sie sich vom Sitze erhob und die Hand hoch über ihrem Haupte emporhielt, „Oscar wird nie, nie zustimmen, Alfred und Minna den Händen einer Alwine von Eichenstamm anvertraut zu sehen."

„Ach, meine liebe Cousine!" antwortete die „stolze Juno" anscheinend mit großem Phlegma, während sie doch kaum im Stande war, ihre grausame Schadenfreude zu bemeistern, „wie ich sehe, sind Sie betreff Ihres Gemals von einem ungeheuren Irrthume befangen. Sie sprechen doch nicht von Schanzenau, dem entsprungenen und auf der Flucht von den Wellen der Donau verschlungenen Sträfling?"

„Alwine!" schrie Marie tief entrüstet und ihre sonstige an Schüchternheit grenzende Sanftmuth völlig bei Seite setzend, trat sie mit drohender Haltung der Amazone drei Schritte näher.

„Mäßigen Sie sich, Madame!" herrschte die „stolze Juno" mit

verächtlicher Gleichgiltigkeit; „vergessen Sie nicht, daß Sie in meiner Gewalt sich befinden und daß ich nöthigenfalls Mittel besitze, Ihre Arroganz zu zähmen und zu züchtigen. Doch, verlieren wir nicht um Ihrer Gereiztheit willen den Faden des Gespräches. — Sie irren sich gewaltig, Madame, wenn Sie glauben, daß ich von jenem verschollenen Schanzenau sprach, als ich Ihres Gemales Erwähnung that."

„Lächerlich!" sagte Marie kopfschüttelnd; „ich muß in diesem Augenblicke geradezu an der Correctheit Ihres Verstandes zweifeln."

„Nicht doch, meine liebe Cousine!" entgegnete Alwine rasch mit sarkastischer Freundlichkeit; „ich spreche ja nicht von Ihrem ersten Gemale, sondern — von Ihrem zweiten!"

„Nun sind Sie mir vollkommen unverständlich!" antwortete Marie betroffen und fixirte scharf ihre Gegnerin, deren Denkvermögen sie jetzt wirklich für gestört hielt.

„Sie werden sogleich begreifen, mein Schätzchen!" fuhr Alwine mit unerschütterlicher Ruhe fort. „Wie Sie selbst wissen, meine liebe Marie, ist Oscar von Schanzenau nicht nur moralisch, sondern auch juridisch todt für diese Welt und ich bin so glücklich, seinen legalen Todtenschein zu besitzen. Der Wiederverehelichung der Witwe Schanzenau's wird daher nicht das geringste Hinderniß entgegenstehen, zumal in diesem Lande, wo man es selbst mit einer evidenten Bigamie nicht sehr genau nimmt. Halten Sie sich daher bereit, meine liebe Cousine, vor dem nächsten Friedensrichter, auf welchen wir auf unserem Marsche nach dem Süden treffen werden, meinem getreuen Adjutanten Wenzel Cihulka in bester Form Rechtens die Hand zu reichen. Parbleu! Ich habe ihm schon vor Jahren versprochen, Sie zu seinem Weibe zu machen, und Alwine von Eichenstamm ist gewohnt, jedes Versprechen einzulösen."

Die arme Frau von Schanzenau sank vernichtet in die Kniee und streckte flehend beide Hände der „stolzen Juno" entgegen.

„Gnade, Erbarmen!" rief Marie verzweiflungsvoll. Sie erkannte, daß Alwine nicht etwa nur frivolen Scherz treibe, sondern daß ihre Drohung vollkommen im Ernste gemeint sei. Die Rache der „stolzen Juno wäre in der That würdig gewesen, von Belzebub in eigener Person ersonnen zu sein. Konnte sie Schanzenau wohl tödtlicher treffen, als indem sie ihm sein theures Weib entriß, für ewig entriß? Was nützte Howard's schöner Plan, die todtgeglaubte Marie von ihrem edlen Gatten am Ende von dessen harter Prüfungsbahn wieder finden zu lassen, wenn das geliebte Wesen entehrt ihm entgegentrat?

„Alwine!" schluchzte Frau von Schanzenau, „Alwine um Gotteswillen, lassen Sie ein menschlich Rühren in Ihrem Busen rege werden; tödten Sie mich, tödten Sie mich und meine Kinder, aber verlangen Sie nicht das Entsetzliche, verlangen Sie nicht, daß ich ihm untreu werde, ihm, den ich liebe mit der ganzen Glut meiner Seele."

„Lächerliche Sentimentalitäten!" spöttelte die „stolze Juno" sich vom Stuhle erhebend, „heute über drei Tage werden wir so ziemlich in Sicherheit, nämlich bereits auf conföderirtem Gebiete sein. Vierundzwanzig Stunden später wird Ihre Trauung mit meinem Adjutanten stattfinden; das schwöre ich Ihnen bei dem Schatten Belville's, dessen Blut ich gleichfalls zu rächen habe an jenem siebenmal verfluchten Oscar von Schanzenau, der mich mit dem Fuße von sich gestoßen und alle meine kühnen Pläne bisher zu nichte gemacht. Ja, ich bin eine Furie, eine entsetzliche Furie geworden durch verschmähte Liebe; aber meine Rache soll grauenhaft sein! Und glauben Sie, daß ich mich damit begnügen werde, Sie, die verhaßte Nebenbuhlerin, zur Schmach erniedrigt zu sehen — nein, selbst diese Kinder will ich nicht schonen. Ich will sie erziehen lassen zur Schande und zur Verzweiflung ihrer Eltern, ich will sie großsäugen lassen in allen Lastern und Verbrechen, so daß einstens der Name von Schanzenau's Nachkommen nur mit Abscheu und Entsetzen genannt werde von der ganzen Welt!"

„Elende Creatur!" rief Marie empört, „wer kann mich zwingen, jenem erbärmlichen Verräther, jener Schlange, die meiner Eltern Großmuth im Busen genährt, meine reine Hand in sündhafter Doppelehe zu reichen. Ich werde den Schutz der Gesetze anrufen und selbst in Feindesland muß er mir werden, gegenüber solch' unerhörter Verruchtheit!"

„Nicht so stolz, mein Püppchen!" höhnte Alwine nach dem Ausgange des Zeltes schreitend, „entweder reichen Sie heute über vier Tage zu Everton meinem Adjutanten freiwillig die Hand oder — er wird Sie mit Gewalt zu seiner Maitresse machen."

Die Amazone verließ das Zelt. Die arme Marie blickte verzweiflungsvoll um sich. Krampfhaft preßte sie ihre drei Kinder an sich welche schon längst laut zu weinen und zu schreien begonnen hatten, als sie ihre geliebte, sonst so heitere Mutter von einem wahrhaft unsäglichen Schmerze ergriffen sahen.

Die arme Frau wußte sich keinen Rath zu schaffen. An eine Flucht war nicht zu denken. Die „stolze Juno" hatte ihr und ihren Kindern

einen Platz im eigenen Zelte eingeräumt, aber nicht etwa in einer Anwandlung von Milde, sondern nur, weil sie ihr Opfer mit eigenen Augen überwachen und an dessen Verzweiflung sich weiden wollte. Gesprochen wurde zwischen den beiden Basen fast gar nichts. — Frau von Schanzenau hatte zwar einige Male einen schüchternen Appell an das Herz und die Weiblichkeit der entmenschten Furie gewagt, aber immer wurde sie mit so bitterem, ja ingrimmigem Hohne abgespeist, daß der bejammernswürdigen Gefangenen gar bald jede Hoffnung schwand, durch Bitten und Flehen das blutlechzende Tigerherz ihrer Feindin zu erweichen.

Mit Entsetzen sah Marie dem Augenblick entgegen, wo man in Everton einrücken würde, denn nicht nur, daß sie dann den Zudringlichkeiten Cihulka's völlig preisgegeben werden sollte, mußte sie auch gewärtigen, sich Alfred und Minna erbarmungslos entrissen zu sehen. Zum Glücke waren die Pferde der ganzen Truppe so sehr erschöpft, daß man aller Wahrscheinlichkeit nach sechs bis sieben Tage benöthigte, um den genannten Ort zu erreichen, da man am dritten Marschtage nach dem Zusammentreffen mit der Vorhut, welche das Asyl von Howard's Schützlingen geplündert und zerstört hatte, mit dem nachrückenden, von der Oberstin persönlich befehligten Gros der berittenen Freibeuterbande, noch nicht ganz die Hälfte der ganzen Strecke hinter sich hatte. — Unter der Truppe griff überdies eine sehr schwierige Stimmung Platz, weil täglich mehrere Pferde fielen, für welche kein Ersatz vorhanden war und der Mangel an Lebensmitteln in den endlosen Wüsteneien, durch die der pfadlose Weg führte, immer drückender wurde. — Zudem ließen mehrere Anzeichen darauf schließen, daß eine bedeutende Horde wilder Apachen in der Nähe umherschwärme und wahrscheinlich nur auf eine günstige Gelegenheit lauere, um bei Nacht und Nebel einen Ueberfall zu wagen. Diese Besorgniß war in der That umsomehr gerechtfertigt, als die von der „stolzen Juno" befehligte Reiterschaar vor einigen Monaten aus purem Uebermuthe, ohne alle Herausforderung an mehreren Weibern und Kindern dieser Rothhäute schändliche, näher gar nicht beschreibbare Gräuelthaten verübt hatte.

Am vierten Marschtage herrschte unter der Truppe große Bestürzung. Unter den Pferden hatte auf einmal über Nacht die sogenannte Rotzkrankheit allgemein um sich gegriffen. Von den vierhundert Reitthieren, welche dies Corps noch zählte, mußten mehr als drei Viertheile auf der Stelle niedergestochen werden, um den Rest zu retten, wenn dies

überhaupt noch möglich war. Die abgesattelten Reiter weigerten sich, ihr mehr oder minder werthvolles Gepäck im Stiche zu lassen oder dasselbe, gleich Lastthieren nun selbst weiter zu schleppen.

Die Lage der Oberstin und ihrer Officiere wurde jetzt eine sehr kritische. Weder Versprechungen noch Drohungen wollten verfangen, um die meuterische Stimmung im Keime zu ersticken. Die Freibeuter murrten ohnedies schon lange im Stillen, daß sie einen, in ihren Augen zwecklosen, in Wahrheit sehr gefahrvollen Zug unternehmen gemußt, um eine Frau und drei Kinder zu Gefangenen zu machen. Sie hatten wenigstens auf reiche Beute am Endziele und auf ein lustiges Leben während des Marsches gehofft.

Die „stolze Juno" sah sich daher zu einem Compromisse gezwungen, um nicht eine offene Empörung herbeizuführen. — Die abgesattelten Reiter sollten unweit der Stelle, wo man so viele Pferde verloren hatte, mit ihrem Gepäcke Lager schlagen und auf die Ochsengespanne warten, welche die nach Everton vorauseilenden noch berittenen Mitglieder der Truppe alsbald entsenden würden.

Sehr mißgestimmt trat Alwine sofort den Weitermarsch nach Everton an. Ihre ganze Bedeckung bestand nur aus etwa vierzig Mann auf größtentheils zu Schanden gerittenen Gäulen. — Die Mehrzahl der Officiere mußte im Nothlager zurückbleiben, um unter den wilden Gesellen nach Thunlichkeit Zucht zu halten und Desertionen zu verhindern. Sie ließ sich daher nur von Cihulka und zwei anderen Officieren das Geleite geben. Selbstverständlich nahm sie ihre Gefangenen mit nach Everton, da es ihr vollkommen Ernst war, daselbst ihre Doppeldrohung ohne Verzug in's Werk zu setzen.

Die arme Marie setzte jetzt ihre einzige Hoffnung auf Gott und — die Rothhäute. Ein schrecklicheres Loos, als ihr in Everton bevorstand, konnte sie nicht treffen, wenn sie aus der Gefangenschaft ihrer erbarmungslosen Todfeindin in jene der Wilden gerieth. — Diese würden gewiß die Bande der Natur wenigstens insoweit respectirt haben, ihr nicht die Kinder zu entreißen.

Mit großer Befriedigung nahm daher Frau von Schanzenau wahr, daß, nachdem die kleine Truppe kaum fünf englische Meilen von dem Platze entfernt war, wo man sich des Morgens von dem unberitten gewordenen Gros des Freicorps getrennt hatte, in der Ferne zahlreiche Apachenschwärme auftauchten.

Die „stolze Juno" hielt Kriegsrath. Es handelte sich um den

Entschluß, entweder kühn in der Richtung nach Everton den Marsch fortzusetzen oder noch bei Zeiten wieder umzukehren.

Die Oberstin sowie Cihulka, Beide vor Begierde brennend, in Everton an das Ziel ihrer Wünsche zu gelangen, entschieden sich, ungeachtet der ernsten Abmahnungen der beiden übrigen Officiere, für das Erstere.

So lange der Tag andauerte, hatte man zwar von einem offenen Angriffe der Apachen nichts zu befürchten; als Nachtlager wollte man aber den nur wenige englische Meilen entfernten Krater eines ausgebrannten Vulcanes wählen, wo in der That alle Bedingungen zu einer wirksamen Vertheidigung selbst gegen die größte Uebermacht von der Natur geboten waren.

---

## XIV.

## Liguorianer und Jesuit.

Es sind alte, wenn auch nicht liebe Bekannte, mit welchen wir uns einstweilen zu beschäftigen haben, bis wir an geeigneter Stelle uns wieder mit der „stolzen Juno" und deren Gefangenen beschäftigen werden.

Fast zu derselben Zeit, wo Howard's Schützlinge in den Backwood's von der uns bekannten, so völlig unerwarteten und darum um so furchtbareren Katastrophe heimgesucht wurden, treffen wir Herrn von Scheuchenstein in der am Zusammenflusse des Ohio mit dem Mississippi gelegenen Sumpfstadt Cairo, welche noch vor zwei Decennien ein großartiges Handelsemporium zu werden versprach. Ein Paar hundert Millionen Dollars wurden hier von der Privatspeculation verschwendet, um auf diesem Platze, der zum Handel nicht prächtiger liegen konnte, festen Fuß zu fassen. Allein der pesthauchende Sumpf, der ringsum auf viele Meilen weit sich ausdehnt, raffte alle Ansiedler dahin. All' die vielen Prachtgebäude, welche vor zwanzig Jahren hier mit echt amerikanischer Hast und Großartigkeit als Grundstock einer künftigen Weltstadt aufgebaut wurden, sind bereits wieder total in Ruinen zerfallen, so daß von dem ganzen, so luxuriös begonnenen Unternehmen zur Stunde nichts übrig geblieben, als einige jämmerliche Hütten und eine elende Herberge, das „graue Gasthaus" genannt.

Die den Ohio herabkommenden Reisenden halten sich daher auch in dieser trostlosen Gegend nicht längere Zeit auf, als durch das Uebersteigen auf die zwischen St. Louis und New-Orleans verkehrenden Dampfschiffe absolut erforderlich wird.

Unser alter Bekannter Scheuchenstein schien es auch noch aus anderen triftigen Gründen sehr eilig zu haben, den Mississippi weiter thalabwärts zu beschiffen. Die Erlebnisse des „Liguorianer-Bruders" seit er zu Rom an Frau Goldstern durch dritte Hand einen so schlimmen Streich verübt hatte, sind bald erzählt und werden es uns erklärlich machen, warum der Ehrenmann auf einmal so sehr Verlangen trug, die Luft des unionistisch gesinnten Nordens mit jener der rebellischen Südstaaten zu vertauschen.

Wie wir an früheren Stellen erwähnten, war Herr von Scheuchenstein nach seiner Ankunft zu New-York unter die Armee-Lieferanten gegangen, wobei er sich, durch horrendes Glück begünstigt, in kurzer Zeit ein bedeutendes Vermögen sammelte. Aber seiner maßlosen Habsucht genügten dabei die gewöhnlichen Kniffe und Schelmereien der anderen Armee-Lieferanten nicht. Mit allen Anlagen zu einem großen Spitzbuben von der Natur verschwenderisch ausgestattet, verstand er es, mit einigen andern gleichgesinnten Seelen ein großartiges Betrugscomplott zu organisiren, wobei zwar auf die Mitglieder dieses sauberen Consortiums das Gold in Strömen regnete, die Kriegscasse der Union dagegen auf die unverschämteste Weise ausgeplündert wurde. Dieses Treiben Scheuchenstein's und seiner Genossen konnte unmöglich allzulange andauern, ohne die Aufmerksamkeit der Gerichte auf sich zu lenken, obwohl an dem colossalen Betruge auch mehrere höhere Administrations-Beamte Antheil nahmen.

Scheuchenstein wurde jedoch rechtzeitig gewarnt und so gelang es ihm, noch zwei Tage früher, bevor wider ihn von der Regierung in Washington ein förmlicher Verhaftsbefehl erfloß, ohne Anstand aus New-York zu entwischen. Der schlaue Spitzbube hatte aber bereits längst diese Nothwendigkeit einer Ortsveränderung vorhergesehen und daher auch schon lange seine Gelder in Sicherheit gebracht, nämlich durchwegs in Wechsel auf die englische Bank umgesetzt. — An solchen Papieren, welche er in der ganzen Welt ohne allen Verlust leicht realisiren konnte, barg sein Portefeuille einen Werth von weit mehr als zwei Millionen unseres Geldes.

Der „Liguorianer-Bruder" gedachte, sich vor Allem nach den Süd-

staaten zu begeben und dort entweder in ruhiger Zurückgezogenheit den Verlauf der Dinge abzuwarten oder, falls es die Umstände rathsam machten, nach Brasilien weiter zu reisen, wo er hoffen durfte, unter einem angenommenen Namen hinsichtlich jener Schandthaten, die er sowohl in Europa als in der Union verübt hatte, völlig unbehelligt zu bleiben.

Froh aufathmend kletterte er daher an Bord eines die Flagge der Rebellen führenden Dampfers, der, von St. Louis kommend, nach blos halbstündigem Aufenthalte von Cairo stromabwärts weiter fuhr.

Dieses Dampfschiff war von jener ganz eigenthümlichen Bauart, welche man auf dem Mississippi und seinen Nebenflüssen findet. Diese Dampfer sind nämlich derart construirt, um auch bei niederem Fahrwasser schnell und mit bedeutender Ladung vorwärts zu kommen. Sie haben deshalb keine Kiele, sondern sind unten ganz flach gebaut und laufen nach vorne zu in eine scharfe Spitze aus. Der unterste Raum in den größten Schiffen dieser Art ist kaum sechs Fuß tief; die Maschinen und Kessel befinden sich auf dem unteren Deck, also nicht im Schiffsraume wie anderwärts.

Hinter dem Maschinenraume ist das untere Deck der Platz für Diejenigen, welche billig reisen und dafür arbeiten wollen. — Die Heizung der Maschinen der Mississippi-Dampfer geschieht nicht mit Steinkohlen, sondern mit Holz, das in unerschöpflicher Fülle bis jetzt zur Hand liegt. Beim Hineinnehmen des Holzes müssen die Deck-Passagiere hilfreiche Hand bieten, wofür sie aber sehr billig fahren, denn von New-Orleans bis St. Louis, eine Strecke von 1200 englischen Meilen (240 deutsche Meilen), bezahlen sie nicht ganz drei Dollars.

Ueber dem unteren Deck erhebt sich der Salon, der die ganze Länge des Schiffes einnimmt. Auf beiden Seiten desselben befinden sich die Staatszimmer, jedes für zwei Passagiere, und äußerst elegant eingerichtet. Jedes dieser Staatszimmer hat zwei Thüren, durch die es auf der einen Seite mit dem Salon, auf der anderen Seite mit der um das Boot herumlaufenden Galerie verbunden ist. An schönen Tagen und heiteren Abenden kann somit der Passagier in aller Bequemlichkeit von seinem Zimmer aus die stets interessante Scenerie der Landschaft betrachten; überhaupt lebt man auf keinem Dampfschiffe der Welt so angenehm, als auf den Mississippi-Booten. Dabei ist der Fahrpreis in Anbetracht der vortrefflichen Einrichtung außerordentlich gering. Man bezahlt auf der obenerwähnten Strecke von New-Orleans nach

St. Louis nur fünfzehn Dollars (36 Gulden rhein.); dafür hat man ein schönes Zimmer, täglich drei Malzeiten, Bedienung ohne Trinkgelder, denn der lästige Gebrauch oder besser gesagt Mißbrauch von Trinkgeldern ist auf allen amerikanischen Dampfschiffen und Gasthöfen abgeschafft.

Das obere Deck ist der gemeinsame Aufenthalt für die Salon-Passagiere. Das hohe Häuschen auf demselben hinter den Kaminen ist der Platz für den Steuermann; es muß immer hoch und auf dem Vordertheile des Schiffes gelegen sein, damit der darin befindliche Lootse eine Strecke weit voraussehen kann, ob Sandbänke oder Baumstämme im Wege sind, welche letztere oft in dichten Massen in der Breite von hundert Klaftern und mehr den Fluß hinuntertreiben und im Schlamm oder im Strudel stecken bleibend, den Dampfschiffen große Gefahr bringen.

Bei gutem Wasserstande fährt man in vier bis fünf Tagen von New-Orleans bis St. Louis; weiter über St. Louis können die in der Regel über 300 Fuß langen Riesenschiffe nicht mehr verkehren. Die Mississippi-Dampfer sind übrigens durchaus mit einer enormen Dampfkraft ausgestattet, so daß sie gegen die Strömung fast drei deutsche Meilen per Stunde zurücklegen. Die Maschinen brausen, knarren, zischen und pfeifen von der Gewalt des mächtig arbeitenden Dampfes, und es ist nicht selten, daß die Dampfkessel springen; aber schnell muß der Amerikaner sich bewegen, und sollte es ihm das Leben kosten!

Als der „Liguorianer-Bruder" das Oberdeck des Dampfers bestieg, stand ihm eine kleine, aber keineswegs angenehme Ueberraschung bevor. Vollauf damit beschäftigt, sein Handgepäcke durch das Gewühl der Passagiere im großen Salon nach einem der erwähnten Staatszimmer zu schaffen und den ihm vorausschreitenden Steward des Schiffes nicht aus dem Auge zu verlieren, achtete er wenig auf die Physignomien der Leute aller Nationen und Stände, deren dichte Reihen er hindurchschritt. In dem Momente, wo er froh aufathmend endlich das ihm von dem Steward aufgeschlossene separate Cabinet betreten wollte, fühlte er sich von rückwärts auf die Schulter getippt.

„Oho!" rief eine ihm sehr bekannte Stimme: „Sie hier, mein lieber Herr von Scheuchenstein?"

Der „Liguorianer-Bruder" fuhr erschrocken zusammen, beruhigte sich aber etwas, als er in dem Manne, der ihn angesprochen hatte, den Jesuiten John Ferguson, alias Pater Honorius erkannte.

„Bst! Um Gotteswillen — nennen Sie mich nicht so; ich heiße

jetzt Albert Fromm!" flüsterte Herr von Scheuchenstein sich ängstlich umblickend.

„Gut, gut!" sagte Master Ferguson mit dem Kopfe nickend und beeilte sich, in die elegante Cabine einzutreten. — Scheuchenstein folgte ihm und schloß die Thüre. — Beide Ehrenmänner machten es sich auf dem prächtigen Divan bequem und brannten Cigarretten an.

Der „Liguorianer-Bruder" gab in Kürze den Grund an, warum er es für rathsam gehalten, das Gebiet der Rebellen vor der Hand als sein Domicil zu wählen und seinen Namen zu vertauschen. — Obwohl Scheuchenstein die Höhe der Summen verschwieg, welche er bei sich trug, so witterte der schlaue Jesuit dennoch, daß sein Freund sehr reich geworden sein müsse. Diese Ueberzeugung brachte alsbald in dem verschmitzten Gehirne Ferguson's einen dämonischen Plan zur Reife.

„Scheuchenstein," calculirte der Jesuit bei sich, „ist für mich nicht nur eine gefährliche Persönlichkeit, weil er um mein Attentat auf Frau Goldstern und verschiedene andere derlei Dinge weiß, sondern auch durch sein Vermögen eine interessante Persönlichkeit — Wenn ich sein Geld besäße, würde es mir leicht sein, die kühnsten Wünsche meines Ehrgeizes zu befriedigen. Ich könnte zur größeren Ehre Gottes hier im Süden einen neuen Bischofssitz gründen und meine Oberen würden mir um solch eines Verdienstes willen gern den Krummstab in die Hand drücken. — Scheuchenstein's enormes Vermögen — er hat sich ja selbst verschnappt, daß er weit über eine Million besitze — würde also mir und unserem Orden zum Segen gereichen, während dieser Dummkopf und Schlemmer es gewiß nur für schlimme oder wenigstens zwecklose Dinge vergeuden wird. — Ich will mir die Sache einmal überlegen und hoffentlich werde ich schon morgen zu einem festen Entschlusse gelangt sein."

Indeß legte Ferguson, obgleich es in seinem Herzen bereits eine ausgemachte Sache war, sich „zur größeren Ehre Gottes" auf irgend eine plausible Art in den Besitz des Vermögens seines Freundes zu setzen und sollte er darob auch einen Mord begehen müssen, eine solche Herzlichkeit und Katzenfreundlichkeit an den Tag, daß der „Liguorianer-Bruder," welchen anfangs das Zusammentreffen mit dem Jesuiten nicht sehr angenehm berührt hatte, schließlich sich sogar zu dieser Begegnung Glück wünschte, weil Ferguson ihm seine sämmtlichen nicht zu unterschätzenden Connexionen zur Verfügung gestellt und ihm überdies die verlockende Perspective gestellt hatte, in den Südstaaten in jeder Beziehung eine einflußreiche, glänzende Rolle zu spielen. Ferguson, das cynische Naturell

des „Liguorianer-Bruders“ genau kennend, wußte schließlich seinem Freunde die Reize und die gewissen Manieren der liebeglühenden Creolinnen des Südens mit einer Verve und Sachkenntniß zu schildern, daß dem geheimen Lüstlinge Scheuchenstein die Stirnader zu schwellen begann. — Von diesem Augenblicke an zappelte der fromme Mucker vollends in dem mit kluger Berechnung ausgeworfenen Sündennetze des Jesuiten.

Schon am zweiten Tage nach der Begegnung setzte Scheuchenstein jede weitere Reserve bei Seite und weihte Ferguson in alle seine Schurkereien ein, welche ihm zu seinem schnellen Reichthume verholfen hatten.

Noch bevor man die am linken Ufer des Mississippi gelegene Stadt Memphis erreichte, wo mehrere wichtige Eisenbahnstrecken sich vereinigen, war der Jesuit mit seinem geheimen Anschlag bereits in's Reine gekommen.

Er überredete den „Liguorianer-Bruder,“ in Memphis das Dampfschiff zu verlassen und sich mittelst der Eisenbahn nach Jackson zu begeben, woselbst Ferguson wirklich im Interesse der Conföderirten ein wichtiges Geschäft, welchem seine Reise nach dem Norden gegolten, in aller Eile abzuthun hatte.

In Jackson veranstaltete der Intriguant Ferguson eine Begegnung Scheuchenstein's mit einer höchst verführerischen Creolin, welche ganz und gar unter dem Einflusse der Jesuiten stand und von den frommen Vätern schon öfters benützt worden war, um vornehme Gimpel, deren Gefieder man zur größeren Ehre Gottes rupfen wollte, auf den Leim zu locken. — Donna Elvira, von Geburt eine Creolin spanischer Abstammung, durfte sich auch in der That rühmen, daß ihr noch keine Eroberung, auf die sie es abgesehen, je mißlungen sei. — Ihre graziöse Haltung, ihre wunderbare Taille, ihr schwarzes brennendes Auge, ihre kleinen Purpurlippen, ihre tadellosen Zähne, wie von Elfenbein, erinnerten lebhaft an die berüchtigte Lola Montez in deren Blütezeit.

Kein Wunder also, daß Scheuchenstein sich zum tollwerden in diese Syrene verliebte, welche ihn mit allen Künsten der raffinirtesten Koketterie zu reizen verstand und ihm den Besitz ihrer Gunst ganz unverblümt in Aussicht stellte. So geizig und knikerisch sonst der „Liguorianer-Bruder“ zu sein pflegte, wäre er doch dieses Mal gerne bereit gewesen, den Besitz Elvira's nöthigenfalls mit 100.000 blanken Dollars zu erkaufen, allein Elvira hatte von Ferguson, in dessen Hände sie ein völlig willenloses Werkzeug war, den stricten Befehl empfangen, den

girrenden Seladon keine ernstlichen Avancen zu gestatten, und sollte er auch bereit sein, eine Million zu opfern. Der Plan des Jesuiten ging nämlich weiter — er wollte sich nicht nur in den Besitz des Geldes seines Schuldgenossen setzen, sondern auch dessen Person für immer unschädlich machen.

Scheuchenstein und Ferguson mochten sich etwa acht Tage in Jackson aufgehalten haben, als ersterer eines Morgens ganz athemlos in das Zimmes seines Vertrauten stürzte.

„Da lesen Sie, theurer Freund!" rief der „Liguorianer-Bruder" ganz außer sich, „lesen Sie und rathen Sie, helfen Sie mir."

„Ei, ei! Was gibt es denn?" entgegnete Ferguson theilnahmsvoll mit erheucheltem Erstaunen.

„Nun, so lesen Sie nur," sagte Scheuchenstein, sich in Verzweiflung die spärlichen Harre raufend und dem Jesuiten den Brief übergebend.

Ferguson nahm bedächtig das Schreiben zur Hand und las mit halblauter Stimme Folgendes vor:

„Mein theurer, geliebter Freund!

„Soeben, neun Uhr Abends, empfange ich aus New-Orleans ein Telegramm, aus welchem ich die schwere, hoffnungslose Erkrankung meiner innigst geliebten Mutter ersehe. Noch mit dem Nachtzuge verlasse ich Jackson, um, wie es nicht nur die kindliche Pflicht, sondern auch mein Herz verlangt, an das Sterbebett Derjenigen zu eilen, welche mir das Leben gab. Ob und wann ich in Folge dieses mich tief erschütternden Ereignisses wieder nach Jackson zurückzukehren vermag, weiß der liebe Gott allein, zumal der Tod meiner theuren Mutter wahrscheinlich mich mit anderen Erben ihres bedeutenden Vermögens in einen Proceß verwickeln dürfte. Ich hoffe jedoch mit Zuversicht, daß Sie, mein theurer Freund, der sich des ungeschmälerten Besitzes meiner vollen Neigung rühmen darf, mir Ihren Rath und Beistand in dieser so kritischen Lage nicht entziehen werden. Ich rechne daher auf Ihr baldiges Eintreffen in New-Orleans, wo es mir zum Vergnügen gereichen wird, Sie in dem Palais meiner armen Mutter als Gast zu beherbergen. Nun leben Sie wohl und seien Sie herzlichst gegrüßt von Ihrer treuen, ergebenen Freundin

Elvira de Almeida."

„Nun," sagte Ferguson, phlegmatisch den Brief bei Seite legend, „nun, da ist doch nicht lange zu überlegen, was zu thun? Prächtiger konnte sich ja die Sache nicht machen. Die sonst so spröde Elvira ladet Sie ein, mit ihr unter einem Dache zu wohnen, he?! Ist dies nicht verständlich genug?"

„Bei allen Höllenteufeln!" brummte der „Liguorianer-Bruder" ärgerlich, „nicht blos verständlich, sondern handgreiflich ist es, daß Elvira auf dem Puncte steht, sich mir zu ergeben. Aber — was nützt mir diese Einladung? New-Orleans ist ja von den Unionisten besetzt, und wenn die mich erwischen, dann steht es schlimm um mich."

„Für einen solchen Hasenfuß hätte ich Sie denn doch nicht gehalten," entgegnete Ferguson mitleidig die Achseln zuckend, „meinetwegen können Sie nach New-Orleans gehen und dort in Elvira's Armen schwelgen oder es einem Anderen überlassen, die trauernde Circe zu trösten; mir gilt Beides auf Ehre gleich. Nur muß ich mich über Ihre lächerliche Furcht wundern, nach New-Orleans zu gehen. Kein Mensch kennt Sie dort; Ihr Paß lautet ohnehin auf einen anderen Namen, und wenn Sie sich einen Vollbart wachsen lassen, wette ich Tausend gegen Eins, daß Niemand in Master Albert Fromm den früheren steckbrieflich verfolgten Armee-Lieferanten Scheuchenstein suchen wird."

„Sie haben Recht wie immer," stimmte der „Liguorianer-Bruder" bei, „es wäre eine unverzeihliche Thorheit von mir, Elvira aus Feigheit zu verscherzen; ich reise noch zur Stunde nach New-Orleans. Können Sie, mein lieber Bruder in Christo, mir vielleicht für alle Fälle mit ein paar Empfehlungsbriefen gefällig sein?"

„Noch mehr, mein lieber, theurer Freund!" sagte Ferguson den „Liguorianer-Bruder" umarmend, „noch mehr werde ich für Sie thun, nämlich Sie in eigener Person dahin begleiten. Ein glücklicher Zufall fügt es, daß ich im Interesse unseres Ordens dort Geschäfte abzuwickeln habe, also, ohne meine Pflichten zu vernachlässigen, dem unwiderstehlichen Drange meiner freundschaftlichen Gesinnung für Sie Folge geben darf. Ich bin bereit, mit Ihnen gegen Mittag abzureisen. In meiner Gesellschaft wird man überdies Ihrem Eintritte in die von den Unionisten besetzte Stadt keine Schwierigkeiten in den Weg legen, denn wie überall besitzen wir auch dort mächtige Freunde und schützende Gönner. — Also in zwei Stunden auf Wiedersehen auf dem Bahnhofe. — Die Zwischenzeit können Sie dazu benützen, sich unter anderem auch einen falschen Vollbart anzuschaffen."

„Auf Wiedersehen," wiederholte der „Liguorianer-Bruder" ganz entzückt, ja berauscht von der Aussicht, daß ihm schon übermorgen die Gastfreundschaft der schönen Elvira zu Theil werden solle.

---



Zwischen dem Jesuiten und dem „Liguorianerbruder“ entspann sich ein Kampf auf Leben und Tod.

# XV.

## In der Falle.

Wie John Ferguson vorausgesagt, unterlag es für ihn und seinen Schützling Scheuchenstein keinen Schwierigkeiten, um sich den Eingang in das von den Unionisten schon seit dem Jahre 1862 besetzte New-Orleans zu verschaffen.

Da die zwei Biedermänner spät Abends in dieser Stadt anlangten, so war es mit dem Anstande unverträglich, daß der „Liguorianer-Bruder" sofort die Wohnung Elvira's aufsuchte, um von der ihm brieflich angetragenen Gastfreundschaft Gebrauch zu machen. Ferguson und Scheuchenstein stiegen deshalb in einem Hotel ab, wo ihrer zu des Letzteren großen Erstaunen der junge Herr Goldstern wartete.

„Diese kleine Ueberraschung," nahm Ferguson das Wort, als die gegenseitigen Begrüßungen abgethan waren, „diese kleine Ueberraschung wird hoffentlich Ihnen, mein lieber Scheuchenstein, nicht unangenehm gewesen sein. Der arme Isidor ist nun in Kenntniß, in welch' nahen natürlichen Beziehungen er zu mir stehe und ich glaube, daß auch er den Zufall glücklich preist, der ihn hier in Amerika in meine Arme führte, als es ihm gerade nicht zum besten erging."

„So ist es," bestätigte der junge Goldstern, der seinem durch Laster zerstörten Aeußeren zufolge wohl kaum mehr auf das Prädicat „der schöne Isidor" Anspruch machen konnte, „krank und verlassen, aller Mittel entblößt, traf mich Master Ferguson vor einigen Monaten im Hospitale von New-Orleans. Ich war bereits von den Aerzten aufgegeben, und in diesem meinem hoffnungslosen Zustande entdeckte sich mir der ehrwürdige Pater Honorius als — mein Vater. — Die bessere Pflege, welche mir sodann zu Theil wurde, stellte mich alsbald wieder her, obwohl ich noch immer mich sehr leidend fühle und kaum je mehr völlig hergestellt werden dürfte."

Die drei Herren ließen sich auf separirtem Zimmer das Souper bringen. In einer ganz unerhörten Anwandlung von Freigebigkeit bedung sich Scheuchenstein die Ehre aus, heute Abends Master John Ferguson und dessen natürlichen Sohn als Gäste bewirthen zu dürfen. Und der „Liguorianer-Bruder schonte dabei wirklich seine Tasche nicht. Die feinsten Rheinweine, der beste Champagner floßen in Strömen. Ehe ein paar Stunden vergingen, befanden sich alle drei Männer in der

rosigsten Laune, namentlich Scheuchenstein, der fortwährend von der schönen Elvira phantasirte und schwur, kein Auge schließen zu wollen, bis er nicht das verführerische Wesen wiedergesehen habe.

Ferguson und Isidor wechselten über dieses Liebesdelirium ihres Zechgenossen wiederholt Blicke und schien der Jesuit seinem natürlichen Sohne stets dabei einschärfen zu wollen, die Zunge ja im Zaume zu halten.

Die Unmäßigkeit, womit Scheuchenstein dem übrigens vortrefflichen Rebensafte zusprach, brachte natürlich ihre nothwendigen Folgen mit sich. Statt, wie er geschworen, den Anbruch des Tages wachend zu erwarten, ließ er gegen zwei Uhr Morgens plötzlich sein Haupt auf den Tisch sinken und begann zu schnarchen wie ein Pferd.

Ferguson und Isidor, welche zwar gleichfalls fleißig im Trinken Bescheid gethan, aber dabei gewisse Vorsichten beobachtet hatten, um ihrer Sinne Herr zu bleiben, erhoben sich nun, wiewohl etwas schwankend von ihren Sitzen.

Vater und Sohn hatten jetzt seit diesem ihren letzten Wiedersehen in New-Orleans zum ersten Male Gelegenheit, ohne Zeugen miteinander zu sprechen.

„Du hast doch schon vorgestern einen Brief von mir erhalten und Alles nach den darin enthaltenen Anweisungen geordnet?“ frug Ferguson mit flüsternder Stimme, da er als schlauer, vorsichtiger Fuchs die Möglichkeit annahm, daß Scheuchenstein sich nur schlafend stelle.

„Ich glaube, allen Ihren Wünschen bestens entsprochen und mir die zugesicherte Prämie redlich verdient zu haben,“ entgegnete Isidor ebenfalls leise; „hier sind die bestellten Papiere.“

Mit diesen Worten überreichte Isidor dem Jesuiten mehrere Briefe, welche eine verrätherische Correspondenz zwischen der Regierung der Conföderirten in Richmond und deren Anhängern in New-Orleans enthielt. Aus dieser Correspondenz ging unzweifelhaft hervor, daß in letzterer Stadt eine weitverzweigte und wohlorganisirte Verschwörung bestand, um der unionistischen Besatzung von New-Orleans eine sicilianische Vesper zu bereiten.

„Das wird genügen,“ kicherte Ferguson wie ein Dämon, „der gute Scheuchenstein kann auf lebenslängliche freie Verpflegung von Seite der unionistischen Regierung mit aller Zuversicht rechnen. Es war jedenfalls rathsam, auf dieses probate Heilmittel zu denken, denn ihn blos wegen seinen Betrügereien als Armee-Lieferant anzuzeigen, hätte ihm

wahrscheinlich nur vorübergehende Unannehmlichkeiten zugezogen. Er selbst sieht in der Sache viel zu schwarz. Seit er mir alle seine Mitschuldigen entdeckte, ist es gar nicht denkbar, daß die Regierung in Washington im Ernste darüber einen Proceß einleiten werde. Andererseits aber werden seine geheimen Schuldgenossen großes Vergnügen empfinden, wenn Scheuchenstein aus einem anderen Grunde arg in die Patsche geräth und für immer mundtodt gemacht wird. Also frisch an's Werk, mein Isidor. Deine und meine Zukunft ist von dieser Stunde an glänzend gesichert."

„Und wann bekomme ich meinen Antheil?" frug Isidor mit vor Habgier glänzenden Augen. —

„Auf der Stelle," erwiderte Ferguson, „hilf mir vor Allem dieses betrunkene Schwein auf jenes Lager schaffen; dann wollen wir uns um seine Portefeuilles bekümmern und die Theilung vornehmen." —

Gesagt, gethan. — Scheuchenstein war wirklich vollkommen bewußtlos; nicht ohne Anstrengung schleppten Ferguson und Isidor den ziemlich beleibten, großgewachsenen und starkknochigen „Liguorianer-Bruder" nach dem Bette. Hierauf zog der Jesuit ihm das schwere Portefeuille aus der Brusttasche und trat damit zum Tische.

Die Prüfung des Inhaltes war bald geschehen, da Scheuchenstein sein ganzes Vermögen nur in acht Wechsel eingetauscht hatte. — Der Nominalwerth dieser Papiere betrug fast an fünf Millionen Francs. Ferguson und Isidor, von dem Werthe ihres Raubes in ihren kühnsten Erwartungen weit überboten, stießen unwillkürlich einen Schrei wilden Entzückens aus und Ferguson's Hände zitterten, während er die acht Wechsel sortirte, um seinem Sohne den versprochenen Antheil auszufolgen. Er reichte Isidor zwei der Wechsel, welche etwas mehr als den vierten Theil der Gesammtsumme ausmachten.

„Ein und eine halbe Million Francs!" murmelte Isidor vor sich hin und bewahrte sorgfältig die beiden Werthpapiere in seiner Brieftasche auf; „dieses Mal," setzte er zu Ferguson gewendet laut fort, „dieses Mal will ich etwas vorsichtiger mit dem Gelde umgehen und es nicht mehr so sinnlos verschleudern wie bisher."

„Daran wirst Du sehr wohl thun, mein Sohn," entgegnete Ferguson salbungsvoll, während er in Scheuchenstein's Portefeuille die ihm von Isidor überbrachten gefährlichen Briefe schob, „jetzt aber rasch zum letzten Puncte unseres Programmes."

„Die Constabler werden gewiß bereits meines Winkes harren,"

sagte Isidor und langte nach seinem Hute. „Ich habe den Commandanten der unionistischen Besatzung persönlich in Kenntniß gesetzt, daß ein gefährlicher Agent der Conföderirten mit wichtigen Briefschaften in New-Orleans heute Abends eintreffen und in diesem Hotel Quartier nehmen werde. — Soll ich die Häscher heraufholen?"

„Ja, thue es, mein wackerer Junge," sprach der Jesuit mit süßfreundlichem Lächeln, „ich werde indessen mich entfernen. Wie ich Dir schrieb, soll aus guten Gründen meine Person in dieser Angelegenheit ganz aus dem Spiele bleiben, vorläufig wenigstens."

Geräuschlosen Trittes stahl sich Ferguson durch eine Seitenthüre davon, während Isidor über den großen Corridor hinab nach der ebenerdigen Gaststube eilte, wo fünf Constabler und ein Profoß der unionistischen Besatzung bereits seit fünf Stunden des Aviso's harrten, um den denuncirten Spion der Conföderirten festzunehmen.

„Goddam!" rief der Officier ziemlich verdrießlich dem Eintretenden entgegen, „schon glaubte ich, daß wir zum Besten gehalten wurden und eben stand ich im Begriffe, nach der Commandantur zu senden, um weitere Verhaltungsbefehle einzuholen."

„Das lange Warten soll Sie nicht gereuen, meine Herren," sagte Isidor, sich in die Brust werfend, „Sie werden zwei Fliegen mit einem Schlage treffen, das heißt zwei Prämien auf einmal verdienen; jener angebliche Herr Fromm, den Sie als Spion zu arretiren beauftragt wurden, ist zugleich der als Betrüger von New-York aus verfolgte Armee-Lieferant Scheuchenstein, auf dessen Habhaftwerdung eine Belohnung von 5000 Dollars ausgesetzt wurde."

Die Gesichter des Profossen und der fünf Constabler strahlten vor Vergnügen.

„Werden wir aber keinen Streich in's Wasser thun?" frug der Anführer der Häscher nach einer Pause mit nachdenklicher Miene.

„Seien Sie unbesorgt, mein Herr!" beruhigte Isidor den Zweifler, der während seiner langjährigen Praxis in derlei Fällen bereits manche Enttäuschung erfahren haben mochte, „bemächtigen Sie sich nur gleich seiner Brieftasche und constatiren Sie deren Inhalt in Gegenwart Ihrer Begleiter, denn es ist sehr wahrscheinlich, daß der Verhaftete von der bei ihm vorgefundenen Correspondenz dem Kriegsgerichte gegenüber nichts wird wissen wollen."

„Pah!" meinte der Profoß mit verächtlichem Achselzucken, „solche Ausflüchte kennen wir schon; finden wir die Briefe bei dem Manne

wirklich vor, dann ist er auch geliefert; es ist wahrlich höchste Zeit, wieder ein Mal ein Exempel zu statuiren; die Lage unserer Garnison in New-Orleans wird von Tag zu Tag unangenehmer und gefährlicher. Einige Köpfe müssen fallen, um dem heimtückischen Gesindel dieser Stadt etwas Respect einzuflößen vor dem Sternenbanner."

Nach diesen Worten verfügte sich der blutdürstige Profoß in das obere Stockwerk. Isidor eilte nach seiner Wohnung, die er in ziemlich weiter Entfernung von dem in Rede stehenden Hotel inne hatte.

Am folgenden Tage, als die Sonne bereits hoch am Himmel stand, erwachte Herr von Scheuchenstein in dem Militärgefängnisse von New-Orleans. Er glaubte von einem wüsten Traume befangen zu sein, als er sich an Händen und Füßen gefesselt fühlte. Mit stieren, blöden Blicken gaffte er eine lange Weile die kahlen Wände des Gefängnisses an; sein Gehirn war noch so sehr von Weindünsten umnebelt, daß er in seinem Traumwahne erst nach ziemlich geraumer Zeit einigermaßen zum Bewußtsein gelangte.

Furchtbares Entsetzen ergriff ihn jetzt. Mit beiden Füßen sprang er von dem harten Strohlager, auf welchem er gelegen, empor, dabei einen Schrei wilder Verzweiflung ausstoßend.

„Verrathen! Bestohlen!" kreischte er in einem fort mit vor Wuth halberstickter Stimme und begann wie ein gereizter Panther in dem engen Kerker auf und ab zurennen.

Als sein Paroxismus sich etwas gelegt hatte, fiel er erschöpft der ganzen Länge nach auf den Boden hin und nun erst begann er etwas nachzudenken, wie die Dinge wohl gekommen sein mochten. Der Verdacht, daß sein falscher Freund, der Jesuit Ferguson, die Hände dabei mit im Spiele habe, stieg wohl in ihm auf, er sah aber doch nicht hinlänglich klar, um seinen Argwohn zur Gewißheit zu erheben.

Im Laufe des Nachmittags wurde Scheuchenstein aus seiner finsteren, unheimlichen Zelle zum ersten Verhöre abgeführt. Schon aus dem Beginne derselben erkannte er, daß es um ihn sehr mißlich stehe. — Vor Allem hatte der Untersuchungsrichter seine Angabe, daß er Albert Fromm heiße, mit einem ungläubigen Lächeln aufgenommen, dabei die Bemerkung hinwerfend, daß man den wahren Namen des Inquisiten wohl kenne und für morgen ein paar Zeugen vorgeladen seien, deren Aussagen constatiren werden, ob der Arrestant der von New-York aus wegen Betrug steckbrieflich verfolgte Emil von Scheuchenstein sei oder nicht.

Mit dieser kurzen Einleitung schloß das erste Verhör, welches nur den Zweck hatte, der in Amerika strenge beobachteten Verordnung: daß jeder Verhaftete noch vor Ablauf der ersten vierundzwanzig Stunden der Anhaltung dem Untersuchungsrichter vorgeführt werden müsse, formell Genüge zu leisten.

In der Voraussetzung, daß etwa Ferguson und Isidor die Zeugen seien, welche die Identität seiner Person erweisen sollten, fand sich jedoch Scheuchenstein bei dem zweiten Verhöre, dem er natürlich mit großer Unruhe entgegen sah, enttäuscht. Er wurde mit zwei Proviant-officieren einer vor New-Orleans ankernden unionistischen Fregatte confrontirt und von denselben wirklich als der ehemalige Armee-Lieferant Scheuchenstein erkannt. Nun half dem „Liguorianer-Bruder" in dieser Beziehung wohl kein Leugnen mehr und er mußte gewärtig sein, vielleicht ein Paar Monate zu New-Orleans im Schatten zu sitzen, bis von Washington aus die weiteren Ordres und Akten betreff Fortsetzung seines Processes eingetroffen sein würden.

„Aber," dachte Scheuchenstein bei sich, „Zeit gewonnen, Alles gewonnen. In meiner Person sind zu viele und zu große Herren compromittirt; gerade von Washington aus wird man Alles aufwenden müssen, um mich zu retten, denn sonst plaudere ich und reiße wenigstens fünfzig Andere mit in mein Verderben. — Nicht ein Mal mein Vermögen wird man mir am Ende vorenthalten können."

Wie die letzten Worte von Scheuchensteins Monolog beweisen, war er der Ansicht befangen, daß man sein Portefeuille sammt dem kostbaren Inhalte von Seite des Gerichtes in Verwahrung genommen habe. Aber auch aus diesem Traume sollte er alsbald auf eine höchst unangenehme Weise erwachen. — Der Richter stellte nämlich, nachdem der „Liguorianer-Bruder" in Folge der stattgehabten Confrontation nothgedrungen sein wahres Nationale angegeben hatte, die Frage, wo Inquisit die Früchte seiner verbrecherischen Handlung aufbewahrt habe, nachdem bei ihm nur eine geringe Baarschaft vorgefunden wurde.

Scheuchenstein horchte hoch auf; er wollte seinen Ohren nicht trauen.

„Mein Herr!" rief er mit bebender Stimme und am ganzen Leibe zitternd, „das Portefeuille, welches ich bei mir trug, befindet sich hoffentlich in Ihren Händen?"

„Ja wohl!" entgegnete der beisitzende Officier, welcher von Seite des Commandanten der unionistischen Truppen in New-Orleans

zu diesem Verhöre delegirt worden war, „hier ist es, und das Kriegsgericht, in dessen Namen ich Sie übernehme, sobald der Civilrichter sein Amt gehandelt, wird darüber das Weitere entscheiden."

„Kriegsgericht?!" wiederholte Scheuchenstein betroffen, „was kann das Kriegsgericht der Inhalt meiner Brieftasche angehen?"

„O, sehr viel mein Herr!" sagte der Officier ironischen Tones, „Sie haben wahrlich es nur einem sonderbaren Umstande zu danken, daß Sie nicht schon zur Stunde als Spion verurtheilt und auch justificirt sind." —

„Ich ein Kriegsspion?" erwiderte Scheuchenstein Muth schöpfend, „in dieser Beziehung muß ein ungeheurer Irrthum obwalten!"

„Nicht doch!" sagte der Officier mit imponirender Ruhe, „die Beweise, daß Sie sich in New-Orleans als Spion der Rebellen eingeschlichen haben, sind mehr als hinlänglich erbracht durch die Correspondenzen, welche Ihre Brieftasche barg. Man würde, wie ich schon bemerkte, mit Ihnen nach Kriegsgebrauch kurzen Proceß machen, wenn nicht das Civilgericht dagegen Einsprache erhoben hätte, denn mit Ihrer sofortigen Hinrichtung wäre jede Möglichkeit abgeschnitten, den heillosen Betrügereien, die Sie als Armee-Lieferant begingen, auf den Grund zu sehen."

„Wie?!" schrie der „Liguorianer-Bruder," todtenblaß, „in der Brieftasche haben sich keine Wechsel befunden?"

„Nicht ein einziger!" betheuerte der Civilrichter, „der Profoß Steffenson und die fünf ehrenwerthen Constabler, welche bei Ihrer Verhaftung assistirten, haben noch im Hotel Ihr Portefeuille untersucht und über den Inhalt ein kleines Protokoll aufgenommen!"

„Schändlich, schändlich!" tobte Scheuchenstein die Haare raufend und sich so verzweifelt geberdend, daß man nahe daran war, ihm die Zwangsjacke anzulegen, denn die Herren vom Gerichte wußten nicht um das triftige Motiv, welches den Gefangenen in einen solchen Grad von Aufregung versetzte.

Der Civilrichter gab, da der Inquisit immer mehr zu rasen begann und es offenbar unmöglich war, von ihm eine vernünftige Antwort zu erhalten, den Befehl, Scheuchenstein nach seinem Gefängnisse zu bringen und dort insgeheim zu beobachten.

Der „Liguorianer-Bruder" war wirklich nahe daran, wahnsinnig zu werden und der Verwalter des Gefangenhauses sendete nach dem Arzte, welcher es für gut befand, derart calmirende Mittel anzuwenden,

daß Scheuchenstein plötzlich in das Extrem, nämlich in einen völlig apathischen Zustand verfiel, der wohl an zwei Wochen dauerte.

Indessen kehrte Scheuchenstein's Denkvermögen allmälig wieder, aber er blieb von nun an ruhig und gelassen. In seinem Innern jedoch kochte er Rache und unsäglichen Haß. Es war ihm klar geworden, daß Ferguson und Isidor ihm eine Falle gelegt, ihn verrathen und beraubt hatten. Er begriff aber zugleich, daß ihm jedes Mittel, sich an diesen falschen Freunden zu rächen benommen sei, wenn er nicht List wider List aufbot, zumal sein Doppelproceß in jedem Falle eine sehr schlimme Wendung zu nehmen drohte. Ließ man ihn auch wegen Betrug laufen, so gerieth er unfehlbar aus der Scylla in die Charybdis, nemlich aus den Händen des Civilgerichtes in jene des Kriegsgerichtes, welch' letzteres wirklich, wie der Profoß schon geäußert hatte, nach einer Gelegenheit lechzte, um wieder ein Mal an einem Spione ein Exempel zu statuiren. In jedem Falle aber, das stand fest, war er ein Bettler, und dieser Gedanke quälte ihn weit mehr, als die Aussicht, schließlich mit dem Stricke oder der Kugel Bekanntschaft machen zu müssen. — Finstere Selbstmordgedanken beschlichen daher den „Liguorianer-Bruder" in seiner einsamen Haft immer häufiger, und er würde vielleicht schon längst seinem elenden Dasein ein Ende gemacht haben, wenn ihn nicht der glühende Wunsch, an Ferguson und Isidor Rache zu nehmen, aufrecht erhalten hätte.

Endlich war Scheuchenstein mit sich über einen Plan in's Reine gekommen, der ihm vielleicht nicht nur Gelegenheit bot, seinen falschen Freund zu verderben, sondern auch sich selbst zu retten. — Er beschloß, sich schwer krank zu stellen und nach einem Beichtiger zu verlangen.

Wie überall, wo es nur möglich, haben auch in New-Orleans die Jesuiten sich der Seelsorge in den Gefangenhäusern zu bemächtigen verstanden. Scheuchenstein konnte also mit Gewißheit darauf rechnen, daß irgend einer der in New-Orleans sehr zahlreichen frommen Väter von der Gesellschaft Jesu bei ihm erscheinen werde, wie es auch alsbald geschah.

Der „Liguorianer-Bruder" stellte sich äußerst zerknirscht und reumüthig über seine Sünden, soweit er eben für gut befand selbe zu beichten, so daß der Pater mit seiner Bußfertigkeit ganz und gar zufrieden schien. — Scheuchenstein hatte schlauer Weise in seiner Beichte Mehreres von seinen früheren Beziehungen zu Pater Honorius ein-

fließen lassen, so daß schließlich die Frage ob dieser würdige Mann sich etwa noch zu New-Orleans befinde, ganz natürlich und unverfänglich erschien.

Scheuchenstein mußte sich große Gewalt anthun, um ruhig und sterbensmüde zu scheinen, als ihm sein Beichtiger mittheilte, daß Pater Honorius, sein sehr ehrwürdiger Bruder in Christo, nicht nur in New-Orleans sich befinde, sondern auch von Gottes und der heiligen Jungfrau Gnaden zu großen Dingen auserkoren sei, nachdem ihm ein Freund der heiligen katholischen Kirche ein Paar Millionen Francs zur Verfügung gestellt habe, um im fernen Texas einen neuen Bischofssitz zu gründen. Der alte Jesuit sagte weiter:

„Den schriftlichen Bestimmungen des edlen Gebers zufolge, welcher für alle Zeiten unbekannt bleiben will, soll unser theuerer Bruder Honorius in der neu zu gründenden Diöcese als der erste Oberhirte den Krummstab schwingen. Der Schenkungsbrief ist, soviel ich weiß, vom Provincial bereits an den hochwürdigsten Ordensgeneral nach Rom abgegangen und dürfte Seine Heiligkeit der Papst wohl keinen Anstand nehmen, den Pater Honorius zum Bischof für Texas zu ernennen.“

Wie wir aus dieser Aeußerung des etwas redseligen Paters entnahmen, war also der ehrgeizige John Ferguson wirklich bereits an die Ausführung seines Planes gegangen, sich durch die Frucht seines Raubes zum Kirchenfürsten emporzuschwingen. Es ist wohl selbstverständlich, daß sowohl der angebliche Erblasser als dessen Testament, welches die Errichtung eines neuen Bischofssitzes für Texas dotirte, nur auf Fiction beruhten. Von Seite der frommen Gesellschaft fiel es aber Niemanden bei, ernstlich in eine Kritik der Quelle, woraus die von Ferguson ad hoc deponirten drei Millionen Francs geflossen sein mochten, einzugehen. Der Provinzial in New-Orleans witterte zwar mit seiner Fuchsnase, daß Pater Honorius irgend einen feinen Streich „zur größeren Ehre Gottes“ ausgeführt habe, aber es wäre den Interessen des Ordens schnurstraks entgegen gewesen, durch eine unzeitige Neugierde etwa Dinge aufzudecken, deren gesetzliche Geltendmachung nicht nur die von den Jesuiten schon längst gewünschte Errichtung eines Bischofsitzes für Texas unmöglich gemacht und vielleicht überdies der Orden selbst in der öffentlichen Meinung arg bloßgestellt hätte.

Der Jesuiten-Provinzial von New-Orleans nahm also die ganze, ihm von Ferguson aufgeheftete Fabel mit der ernsthaftesten Miene von der Welt nicht nur als wahr an, sondern stilisirte sogar

seine Eingabe an den Ordens-General in Rom derart, als ob er persönlich von der Richtigkeit des Sachverhaltes vollkommen überzeugt wäre.

Als Scheuchenstein von seinem Beichtvater vernahm, daß Pater Honorius drei Millionen Francs in auf die englische Bank lautende Wechsel zur Gründung des mehrgenannten Bischofssitzes hinterlegt habe, mußte wohl der letzte Zweifel über die Art und Weise, wie der Verräther zu diesem Gelde gekommen, verschwinden.

Aber noch eine weitere interessantere Entdeckung stand dem „Liguorianer-Bruder" bevor. Der alte Jesuit, er hieß Pater Hilarius, hatte sich bereitwillig gezeigt, dem Gefangenen sein Loos nach Thunlichkeit zu erleichtern und ihm bei seinem nächsten Besuche einige Dinge, an denen Scheuchenstein Mangel litt, wie z. B. Kämme, Schnupftabak, frische Wäsche u. dgl. mitzubringen. Da aber Pater Hilarius etwas an Gedächtnißschwäche litt, so pflegte er sich Alles aufzunotiren.

Scheuchenstein rieb sich mehrmals die Augen und trat dem Jesuiten ganz nahe, als er das Taschenbuch aus rothem Maroquin-Leder gewahrte, in welches Hilarius mit vor Alter zittender Hand die Notizen eintrug.

„Kein Zweifel," murmelte Scheuchenstein vor sich, „es ist dasselbe Taschenbuch, welches mir in Wien sammt meinen Hunderttausenden gestohlen wurde. Ja, ja — auf der einen Außenseite stehen sogar noch die Anfangsbuchstaben meines Namens, E. v. S., in kleinen gothischen Charakteren."

„Eine schöne, massiv gearbeitete Brieftasche, das," sagte er endlich laut, als Pater Hilarius mit seinen Aufzeichnungen zu Ende war, „besitzen Sie dieses Portefeuille schon lange?"

„Etwa fünf Monate," antwortete Pater Hilarius ganz unbefangen; „ich erhielt es von einem gewissen Isidor Goldstern, der hier im Hospitale schwer krank darniederlag, zum Angedenken. Der junge Mann ist gleichfalls aus Wien; kennen Sie ihn vielleicht?"

„Ob ich ihn kenne!" entgegnete Scheuchenstein, unwillkürlich in Aufregung gerathend, denn jetzt war es sonnenklar, daß der „schöne Isidor" und Niemand Anderer ihn zu Wien bestohlen hatte.

Pater Hilarius wollte sich entfernen. Scheuchenstein, der sich zur Ruhe zwang, hielt ihn zurück.

„Ehrwürdiger Vater!" sagte er in dem ihm aus früherer Zeit noch sehr geläufigen Frömmlertone, „darf ich eine weitere Bitte wagen? Ihre

Freundlichkeit gegen mich ist so groß, daß ich einen abschlägigen Bescheid im Vorhinein als unmöglich ansehe."

„Da haben Sie Recht, mein Sohn," antwortete Pater Hilarius wohlwollend; „verfügen Sie über mich, und was in meinen schwachen Kräften steht, soll geschehen."

„Wie ich Ihnen, ehrwürdiger Vater, angedeutet," fuhr Scheuchenstein fort, „kenne ich den edlen Pater Honorius schon seit vielen Jahren. Es wäre ein großer Trost für mein armes Gemüth, wenn der liebe Mann, der mir als Freund so nahe gestanden und an dessen Hand ich so Manches zur größeren Ehre Gottes gewirkt habe, mich hier in meiner einsamen Zelle besuchen würde."

„O, er wird gewiß kommen!" sagte Pater Hilarius mit Ueberzeugung; „er hat zu mir von Ihnen im Tone des aufrichtigsten Bedauerns gesprochen, als er vor etlichen Tagen verreisen mußte. Aber wir erwarten ihn mit jeder Stunde zurück, und es soll mir ein Vergnügen sein, ihn von Ihrem Wunsche in Kenntniß zu setzen."

Pater Hilarius, der wirklich ein „guter Kerl" war, soweit er eben nicht Jesuit sein mußte, empfahl sich. Der „Liguorianer-Bruder" warf sich wieder auf sein Strohlager und versank in düsteres Dahinbrüten, welches nur zeitweise durch einige gräßliche, gegen Ferguson und Isidor den ingrimmigsten Haß sprühende Flüche unterbrochen wurde.

Ferguson besaß wirklich die freche Stirne, dem von ihm verrathenen und bestohlenen Schuldgenossen unter die Augen zu treten. Freilich hatte er zuvor den etwas einfältigen und plapperhaften Hilarius genau ausgeforscht, und zwar nicht nur über den wesentlichsten Inhalt der angehörten Beichte, sondern auch über alle sonstigen, auf ihn, Ferguson, bezüglichen Aeußerungen.

Da der „Liguorianer-Bruder," wie wir wissen, consequent jede mißliebige Aeußerung über seinen „alten, lieben Freund" Ferguson vermieden, vielmehr Hilarius gegenüber ihn als ein Muster und eine Zierde der Gesellschaft Jesu bezeichnet hatte, so ließ sich Pater Honorius wirklich zu dem Glauben verleiten, daß das Opfer seines Verrathes auf ihn keinen Verdacht geworfen habe. — „Uebrigens," calculirte Ferguson ganz richtig, „mag es diesfalls sich verhalten, wie es wolle, ich muß mich Scheuchenstein gegenüber gefällig und freundlich erweisen in All' und Jedem. Obwohl er bereits so gut als ein todter Mann ist, denn das Kriegsgericht läßt ihn jedenfalls füsiliren, möchte ich ihn doch nicht reizen, denn er könnte aus Rache noch im letzten Momente Dinge

ausplaudern, welche den künftigen Bischof von Texas sehr stark blamiren, wo nicht gar den ganzen Handel unmöglich machen könnten."

Ferguson begab sich also nach dem Kerker, in welchen er als Priester der Gesellschaft Jesu jederzeit Zutritt hatte, da, wie erwähnt, diesem Orden in New-Orleans der geistliche Trost der Gefangenen oblag.

Scheuchenstein hatte sich, seit er Ferguson's Besuch erwartete, kränklicher denn je gestellt, und da ihn seine innere Wuth, seine Verzweiflung, sein glühender Haß ebenso sehr angriffen, als die dumpfe Kerkerluft und die strenge Diät, die er sich freiwillig auferlegt, um seine Rolle zweckentsprechend durchzuführen, so sah er in der That sehr herabgekommen aus.

Als Ferguson bei ihm eintrat, stammelte er mit schwacher, fast ersterbender Stimme die Entschuldigung, daß seine große Schwäche ihm nicht gestatte, sich vom Lager zu erheben.

Aus Ferguson's Augen schoß ein Blitzstrahl der Freude, als er den „Liguorianer-Bruder" krank und derart physisch herabgekommen fand; er schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß der Tod dieses Individuum, das ihm noch im letzten Augenblicke gefährlich werden konnte, vielleicht schon in den nächsten Tagen dahinraffen werde. Zudem simulirte Scheuchenstein, um seinen Besucher vollkommen irre zu machen, eine Gleichgiltigkeit gegen das Leben, welche den Jesuiten wahrhaft entzückte. Der „Liguorianer-Bruder" schien, seinen Aeußerungen nach zu urtheilen, wirklich keinen sehnlicheren Wunsch zu hegen, als recht bald das sündige, qualvolle Erdendasein mit den Freuden des Paradieses zu vertauschen. Schließlich zerfloß Scheuchenstein derart in Rührung, daß er Ferguson mit von Thränen beinahe erstickter Stimme bat, ihn zu umarmen, zum letzten Male und zum letzten Abschied.

Ferguson beeilte sich, dieser Bitte Scheuchenstein's zu willfahren, da er großes Verlangen trug, diesen unheimlichen Ort wieder hinter sich zu haben. Er ließ sich auf ein Knie nieder, weil Scheuchenstein angeblich nicht die Kraft besaß, sich emporzurichten, sondern ihm die gefesselten zitternden Arme verlangend entgegenstreckte.

Auf einmal änderte sich aber die Scene. Scheuchenstein hatte mit Blitzesschnelle die lange Kette, welche seine beiden Handgelenke verband, um den Hals Ferguson's geschlungen, den er nun mit aller Kraft zu würgen begann.

Zwischen dem Jesuiten und dem „Liguorianer-Bruder" entspann sich ein Kampf auf Leben und Tod.

Ferguson, unfähig durch seine zugeschnürte Kehle einen einzigen Hilferuf auszustoßen, zog in der Todesangst mit der linken Hand einen kurzen Dolch, den er stets unter der Kutte mit sich zu führen pflegte. Aber Scheuchenstein war auf der Hut und trug nur einige ganz leichte Verletzungen davon.

Der Widerstand des Jesuiten nahm überdies bald ein Ende. Scheuchenstein hatte ihm mit dem einen Gelenkringe seiner Fesseln einen fürchterlichen Schlag auf die Schläfe versetzt. Ferguson stürzte zu Boden.

Nun wickelte der „Liguorianer-Bruder" seine Fessel wieder vom Halse des Jesuiten los und begann dessen Taschen zu durchsuchen.

„Bravo!" grinste der „Liguorianer-Bruder" und musterte den Inhalt der Brieftasche, welche Ferguson bei sich getragen, „dieser Schurke hat ein nettes Sümmchen von dem mir gestohlenen Gelde für sich zurückbehalten — ich werde also diesen Kerker nicht als Bettler verlassen und meine Rache auch an Isidor, dem Helfershelfer dieses Verräthers, zu kühlen im Stande sein."

Während dieses Selbstgespräches zog Scheuchenstein dem Erdrosselten seine Kleider aus, welche er selbst anzog, nachdem er seine schon längst angefeilten Fesseln abgestreift hatte. Den breitkrämpigen Hut tief in das Gesicht gedrückt, entfernte er sich dann unbeanständet aus dem Gefangenhause.

---

## XVI.

## Ein Tauschhandel.

Die Anzeichen, daß die Rothhäute einen ernsten Angriff auf die von der „stolzen Juno" befehligte kleine Schaar beabsichtigten, mehrten sich von Stunde zu Stunde. — Man mußte sich beeilen, den schon ererwähnten Felsenkrater zu erreichen, wo man während der Nacht sich mit Leichtigkeit gegen jedwede Uebermacht vertheidigen konnte. Aber welche Täuschung! Bei der Besetzung dieses Bollwerkes waren die Indianer der weißen Reiterschaar bereits zuvorgekommen.

Die drei Mann Avantgarde, welche der kleinen Truppe um etliche hundert Schritte vorausritten, sahen sich plötzlich zwischen den Felsen,

welche den Krater mit einem Walle umgürteten, von einem lebhaften Flintenfeuer empfangen, welchem zwei ihrer Pferde als Opfer fielen.

Die Bestürzung, welche in Folge dessen die Flibustiere ergriff, war ungeheuer und selbst die „stolze Juno" bereute jetzt die Unvorsichtigkeit, sich von dem Gros ihres Corps leichtsinnig getrennt zu haben. Außer den zwei Pferden, welche erschossen worden waren, erwies sich jetzt mehr als die Hälfte der noch vorhandenen völlig dienstuntauglich und die ebenso eklige als gefährliche Krankheit, der bereits so viele Reitthiere seit zwei Tagen erlegen waren, zeigte sich auch an den meisten der bis nun für gesund gehaltenen.

Alwine, sonst so muthig, schauderte bei dem Gedanken, daß sie eine Gefangene der Rothhäute werden sollte, ein Schicksal das unvermeidlich schien. Nach den Schand- und Gräuelthaten, welche ihre Bande an Weibern und Kindern der wilden Apachen aus bloßer Zügellosigkeit verübt hatte, mußten die gefangenen Weißen einer sehr harten Behandlung, ja eines mit raffinirten Qualen gewürzten Martertodes gewärtig sein.

Von dieser Ueberzeugung durchdrungen, erklärten daher alle Flibustiere, daß sie bereit seien, ihr Leben theuer zu verkaufen und bis auf den letzten Mann zu kämpfen, denn glücklich konnte sich ein Jeder schätzen, der in dem bevorstehenden Gemetzel einen raschen Tod fand.

Indessen zog der anfänglich weite Kreis, in welchem die Apachen die kleine Schaar bisher umschwärmt hatten, immer engere Ringe. Mit Anbruch der Nacht ging, aller Wahrscheinlichkeit nach, von Seite der Rothhäute der Angriff vor sich. Schon begann die Sonne sich stark dem Untergange zu neigen. Mit sonderbaren Gefühlen aller Art blickte ein Jeder der dem Tode Geweihten nach der in immer matterem Glanze erstrahlenden Feuerkugel, deren Aufgang keiner mehr zu erleben wünschte. Eine düstere, aber stumme Verzweiflung sprach aus den Mienen der Flibustiere, von denen ein Jeder mit seinem schuldbeladenen Gewissen eine inhaltsschwere Abrechnung zu pflegen hatte, und selbst der härteste, verstockteste Sünder unter ihnen warf einen kurzen Rückblick auf sein Leben und fühlte sich unbehaglich und beklommen bei dem Gedanken an das Jenseits, dessen Existenz in diesem Augenblicke zu leugnen oder zu bespötteln kein Einziger den Muth in sich fühlte.

Der Entschluß der „stolzen Juno" war im Stillen gefaßt. Die letzte Kugel des Revolvers, den sie im Gürtel trug, sollte ihrem Dasein ein Ende machen, bevor sie in die Gewalt der Wilden fiel. Auch sie

wurde in dieser feierlichen Stunde von Erinnerungen aller Art bestürmt, welche in ihr eine kleine Anwandlung von Reue erweckten über alle jene zahllosen Unthaten, die sie zuerst nur zur Erreichung ihres sehnlichsten Wunsches: Schanzenau ihren Gemal zu nennen, dann aber aus Haß und Rache mit kaltem Blute begangen hatte. Aber ihr Inneres war derart verdorben vom Gifthauche des Egoismus und einer echt sophistischen Anschauungsweise des Lebens, daß diese Stimmung zum Besseren augenblicklich dem Gefühle der Schadenfreude und dämonischer Genugthuung wich, als sie die Verzweiflung ihrer Todfeindin, der armen Marie, gewahrte, welche, in Thränen aufgelöst, ihre drei Kinder ans Herz preßte. Die Mutterliebe der edlen Frau vergaß jetzt die Gefahren, welche sie selbst bedrohen mochten, wenn sie den Wilden in die Hände fiel; sie fürchtete nur für das Schicksal ihrer Kinder. Alfred und Minna lagen auf den Knieen und beteten mit aufgehobenen Händchen um Schutz und Gnade für Mama und Brüderchen. Die Andacht der Kleinen war so kindlich naiv, so gottbeseelt und gottvertrauend, daß sogar die rohen Flibustiere schweigend auf diese Gruppe blickten, welcher die Heiterkeit des kleinen Oscar, der mit der Halskette seiner Mutter spielte und wacker an einer Brotkrumme kaute, ein um so rührenderes Relief verlieh.

Nur Alwine verzog höhnisch die Lippen. Sie rühmte sich, in ihrem ganzen Leben noch nie gebetet zu haben und nach ihrer Ansicht war es geradezu ein Unsinn, mit Jemanden in geistigen Verkehr zu treten, der gar nicht existirte.

Es begann bereits ziemlich zu dunkeln, als ein alter Apache, an der Lanze einen weißen Lappen hoch über sich haltend, langsam heranritt. — Als er in die Schußweite der Weißen gelangte, schwenkte er dreimal seine Lanze und warf sowohl seine Flinte, als auch seinen Tomahawk zur Erde.

Die „stolze Juno" und ihre Leute waren nahe daran, über diese so ganz unerwartete friedliche Kundgebung von Seite der Wilden in ein Freudengeschrei auszubrechen, aber instinctiv hielten sie an sich, wohlbewußt, daß der rothe Mann mit Ernst und Würde behandelt werden muß.

Alwine trat aus der im Quarré aufgestellten Schaar ihrer Leute hervor und schwenkte gleichfalls ein weißes Tuch. Der Apache kam auf dieses hin ganz nahe heran und einer der Flibustiere, welcher die Sprache dieser Wilden hinlänglich kannte, trat aus Reih und Glied, um der Oberstin als Dollmetsch seine Dienste anzutragen. Zum Erstaunen Aller

sprach jedoch der Wilde das Englische hinlänglich verständlich, um die Unterhandlungen zu beginnen.

„Der rothe Mann," begann der Apache, der seinen Insignien nach zu schließen einer der Häuptlinge seines Stammes sein mochte, „der rothe Mann ist bereit, für heute und die folgenden drei Tage den Tomahawk zu begraben, wenn Ihr auf unsere Bedingungen eingeht."

„Wir haben mit dem rothen Manne keinen Kampf gesucht," entgegnete Alwine in jene pathetische und ausweichende Redeweise eingehend, welche der Indianer bei allen Unterhandlungen anzunehmen liebt.

Das Auge des Apachen blitzte wild und etwas rascher, als es in seiner Absicht gelegen sein mochte, stieß er die Worte heraus:

„Warum, Du Bleichgesicht, warum haben dann Deine Leute unsere Weiber und unsere Kinder, die Euch vertrauungsvoll entgegenkamen, geschändet und ermordet?"

„Davon weiß ich nichts," erwiderte die „stolze Juno," eine sichere Haltung annehmend, während aber in Wahrheit große Angst sie überkam, als der Wilde diese ihr wohlbekannte Schandthat ihrer Leute berührte.

„Das Bleichgesicht lügt, so oft es den Mund aufthut," sagte der Apache, mit düsterem, unheimlichem Blicke Alwinen durchbohrend, „aber," setzte er sich bezwingend bei, „aber ich bin heute nicht gekommen, Blut für Blut zu fordern; das soll und wird geschehen, wenn der „große Geist" wieder einmal Deine Pfade mit den unsrigen kreuzt."

„Nun, was willst Du denn von mir?" frug Alwine.

„Ich verlange," erwiderte der Apache auf Marie mit dem Finger weisend, „daß Du mir jenes Weib dort sammt ihren Kindern auslieferst."

„Was willst Du mit ihnen beginnen?" rief die „stolze Juno" erstaunt.

Der Wilde würdigte diese Frage gar keiner Antwort, sondern sprach:

„Erfülle meinen Wunsch und Du und die Deinigen sollen frei ihres Weges ziehen während der nächsten drei Tage."

„Nimm sie!" sagte Alwine nach kurzem Bedenken.

Der Wilde stieg jetzt von seinem Pferde, das regungslos stehen blieb, und trat würdevoll und gemessenen Schrittes in das Quarré, welches sich auf einen Wink der „stolzen Juno" vor ihm öffnete. — Er näherte sich Marien, welche die ganzen, mit lauter Stimme gegenseitig

geführten Unterhandlungen vernommen hatte, und nicht begreifen konnte, daß sie und ihre Kinder die Ursache und der Endzweck derselben seien.

„Komme, komme," sagte der Apache, indem er Marien's Hand ergriff und seine Stimme klang weder rauh noch stolz wie zuvor, sondern weich und wohlwollend.

„Komme, sag' ich Dir," drängte der Wilde mit leiser Stimme, die junge Frau mit sanfter Gewalt nach sich ziehend, „komme, — die Schwester darf sich nicht vor dem Bruder fürchten!"

Bei diesen Worten machte der Apache ein nur von Marie bemerktes Zeichen, welches die junge Frau in hohem Grade frappirte, aber alle ihre Besorgnisse mit einem Schlage verscheuchte. Sie hatte sehr oft wahrgenommen, daß dieses Zeichen zwischen Howard und anderen Männern gewechselt wurde, welche ihren Besuch in „Klarwasser" abstatteten.

Marie würdigte, als sie, von Alfred und Minna gefolgt, an der Hand des Apachen aus dem Quarré schritt, ihre Cousine nur eines einzigen Blickes, aber dieser Blick enthielt so viel niederschmetternde Verachtung, daß die „stolze Juno" ganz außer Fassung gerieth.

Cihulka, welcher hinter seiner Gebieterin stand, knirschte vor Wuth mit den Zähnen, als er Marie, die er bereits als eine sichere Beute seiner schnöden Lüste betrachtete, sich entrissen sah.

„Madame!" schrie er, alle Rücksichten, sowie das Gefahrvolle der Lage Aller vergessend, „Madame! Das ist wider unseren Vertrag; Marie gehört mein! Wie können Sie über etwas verfügen, auf das Sie kein Recht mehr haben!"

„Alberner Tropf!" entgegnete Alwine, welche ihren ganzen Hochmuth wieder gefunden hatte, „das Interesse Vieler geht dem des Einzelnen voran. Es thut mir leid, daß Sie um das schöne Täubchen gebracht wurden, aber abgesehen von der Nothwendigkeit, diesen Tauschhandel, der vierzig Menschen Leben und Freiheit sichert, abzuschließen, ist hier mein Zweck dennoch erfüllt. Wer Marie besitzt, — ob Sie, Herr Cihulka, oder irgend eine Rothhaut — ist mir ganz und gar gleichgiltig. Uebrigens will ich Sie für Ihre getäuschten Hoffnungen mit einem schönen Stück Geld entschädigen. — Ich glaube, 50.000 Dollars in Gold werden eine hinlängliche Entschädigung für Ihre Dienste sein, die ich von dieser Stunde an vollkommen entbehrlich finde."

„Höll' und Teufel!" kreischte Cihulka vor Wuth ganz außer sich, „mir, mir das?"

Nach diesen Worten riß Cihulka den Säbel aus der Scheide.

„Lehrt diesem Burschen Mores!" sagte die „stolze Juno" zur Mannschaft gewendet.

Der dem schnöde abgedankten Adjutanten zunächst stehende Flibustier erhob seinen Gewehrkolben. — Cihulka, von einem wuchtigen Schlage am Kopfe getroffen, stürzte ohne einen Laut von sich zu geben zu Boden.

„Gut für 50.000 Dollars!" höhnte Alwine und gab das Zeichen zum Aufbruche.

Inzwischen hatte der alte Apache Marie und deren drei Kinder auf sein Pferd gehoben und trat, neben demselben einherschreitend, den Rückweg an. Einige etwa drei englische Meilen entfernte Wachfeuer zeigten die Richtung an, wo die Wilden ihr Lager aufgeschlagen hatten.

Alwine und ihre Leute beeilten sich, die Stelle zu verlassen, wo der merkwürdige Tauschhandel stattgefunden hatte. Niemand, selbst die „stolze Juno" nicht, ahnten die eigentlichen Motive der friedfertigen Stimmung der Wilden, denen doch so gegründeter Anlaß und eine so wohlfeile Gelegenheit zur Rache gegeben war. Alle nahmen an, daß die Wilden am Ende doch nicht den Muth besaßen, einen verzweifelten Kampf zu provociren, der jedenfalls auch ihre eigenen Reihen bedeutend gelichtet haben würde, daß sie sich also zum vorläufigen Ersatze für die ihnen von den Flibustiern niedergemetzelten Angehörigen mit Marie und deren Kinder begnügen wollten.

Da man aber noch immer einen Hinterhalt der Wilden befürchtete, so setzte man, ungeachtet der großen Ermüdung von Roß und Mann, die ganze Nacht den Marsch fort. Nirgends ließ sich aber etwas Verdächtiges blicken. — Um Cihulka kümmerte sich Niemand; man hatte ihn auf dem Flecke, wo er gefallen, für todt liegen gelassen, und wenn er nicht todt war, nun, so thaten wahrscheinlich die Wölfe oder die Rothhäute sehr bald das Uebrige.

Aber auch in dieser Voraussetzung sollte Alwine, deren Stern im Niedergange sich befand, sich bitter getäuscht finden.

## XVII.

## U. O. R. M.

Es darf uns wohl nicht Wunder nehmen, daß die vom Schicksale seit einigen Tagen neuerdings so hart geprüfte Frau von Schanzenau mit Angst und Bangen den Dingen, die nun kommen würden, entgegensah. Nach den leider nur allzu authentischen Berichten, welche Marie seit ihrem Aufenthalte in Amerika von dem traurigen Lose vernommen, das den in die Hände der Rothhäute gefallenen weißen Frauen bevorstand, schauderte sie bei dem bloßen Gedanken, vielleicht als Squaw eines Wilden erklärt zu werden und ihre Kinder in den rohen Sitten der Apachen auferzogen zu sehen.

Mit feuchten Augen preßte Frau von Schanzenau den kleinen Oscar an ihr Herz, der sehr vergnügt darüber war, daß er auf dem Schooße seiner Mama hoch zu Rosse sich befand. Das herzige Bübchen schnalzte fortwährend mit der Zunge, als wollte er dadurch den ihm etwas zu langsamen Schritt des Pferdes beschleunigen. Auch Alfred und Minna hatten mit der Jugend glücklichem Leichtsinne sich im Handumdrehen in ihre neue Lage gefunden, und es waren Beide herzlich froh, daß sie die böse Frau — sie meinten damit Alwine — welche sie stets mit so unfreundlichen Blicken betrachtet und der guten Mama so viele harte Worte gegeben hatte, nicht mehr in ihrer Nähe wußten. — Minna saß vor ihrer Mutter, welche nach der Seite ritt, und hielt sich an der Mähne des Pferdes fest, während Alfred auf der Croupe kühn hin und her balancirte, so daß Frau von Schanzenau befürchtete, den lebhaften, muthigen Knaben jeden Augenblick herabstürzen zu sehen. Aber Alfred war bereits ein gewandter Reiter und sein alter Ponny ihm schon längst als viel zu fromm erschienen. Er sehnte sich schon auf der Plantage nach einem wilden, trotzigen Renner, der ihm etwas zu schaffen gebe, und wenn ihn der im Stalle bedienstete Menelaus dann und wann hinter dem Rücken seiner allzu besorgten Mama ein recht übermüthiges Fohlen besteigen ließ, so fühlte er sich stets durch wenigstens zwei Tage überglücklich.

Wäre Marie mit den Sitten der Apachen besser vertraut gewesen, so würde schon der Umstand, daß der alte Häuptling, der den Tauschhandel geleitet, ihr und ihren Kindern sein Pferd überließ und neben

demselben zu Fuße ging, sie in hohem Grade beruhigt haben. Einem Gefangenen zu Liebe, und wäre es auch das schönste Weib, wird ein Apache, wenn er selbst reiten kann, nie zu Fuße gehen; diese Aufmerksamkeit mußte also auf einem besonderen und triftigen Grund beruhen, der nur zu ihren Gunsten sich gestalten konnte.

An dem Benehmen und dem Aeußeren des alten Apachen war übrigens der Frau von Schanzenau so Manches aufgefallen, was sie mit Allem, das sie bisher über diesen wilden und blutdürstigen Indianerstamm gelesen und von Augenzeugen vernommen, nicht recht zusammenzuräumen wußte.

Vor Allem fiel ihr auf, daß der Wilde an seinem Wammse von Büffelleder einen rothen Kragen trug, daß er um seine Lenden eine kleine rothe, mit grasgrüner Borde besetzte Schürze befestigt war, an welcher überdies ein schwarzer und ein königsblauer Streifen in die Augen stach. Sein rother Kragen war überdies mit einem Paar gekreuzter Tomahawsk und einem Pfeil und Bogen verziert. Auf seiner Jagdtasche endlich befanden sich die Buchstaben U. O. R. M. eingestickt, mit denen dieses Capitel überschrieben wurde.

Alle diese Gegenstände für eine Kriegsbeute des alten Apachen zu halten, schien widersinnig, denn in Stoff und Form trugen sie den echt indianischen Charakter und paßten ganz harmonisch zu dem Aeußeren eines Apachen.

Endlich erreichte man das Lager der Rothhäute. Wer beschreibt die Freude der guten Marie, als ihr hier der schwarze Menelaus entgegensprang und vor Freude wie wahnsinnig zu weinen und zu heulen begann. Wohl an zehn Male warf sich der treue, dankbare Neger vor seiner Gebieterin auf die Erde und küßte fortwährend mit fanatischer Verehrung den Saum ihres Kleides, denn die Hand einer weißen Frau zu berühren würde dem armen, als unrein betrachteten Sclaven als Verbrechen angerechnet werden. Dann begann Menelaus mit Alfred und Minna einen wahren Hexentanz aufzuführen, und schließlich war selbst der kleine Oscar vor seiner unbändigen Zärtlichkeit nicht sicher. Das Bübchen, welches Menelaus gleich seinen Geschwistern außerordentlich lieb hatte, lachte aus vollem Herzen, als der Neger ihn auf die Arme nahm und mit ihm sich wie ein Kreisel zu drehen begann.

Die Anwesenheit des Negers schloß jedenfalls eine gute Vorbedeutung in sich und Frau von Schanzenau faßte jetzt etwas mehr Muth, zumal die Apachen, männlich und weiblich, alt und jung, zwar sich nahe

heranzudrängen begannen, um die „Bleichgesichter“ anzugaffen, jedoch keine einzige drohende Stimme oder Geberde sich bemerkbar machte. Im Gegentheile, auf einen Wink des alten Apachen, der sie hierher geführt, brachten einige Weiber eilends Wasser, Honig und Maiskuchen herbei und legten diese Dinge der Frau von Schanzenau auf roh geflochtenen Rohrmatten zu Füßen. Die drei Kinder ließen sich nicht lange nöthigen, zuzugreifen, und Menelaus, der als Vollblut-Neger essen und schlafen konnte, wann er nur wollte, leistete ihnen dabei redlich Gesellschaft, so daß, als Frau von Schanzenau endlich gleichfalls das Bedürfniß fühlte, etwas Nahrung und Trank zu sich zu nehmen, neue Vorräthe herbeigeschafft werden mußten.

Die Sorgfalt des Apachen-Häuptlings erstreckte sich aber noch weiter. Er ließ eine bedeutende Anzahl Büffelhäute und Wolfsfelle herbeischaffen, aus denen für Marie und ihre Kinder sehr weiche und bequeme Lagerstätten bereitet wurden, und als sich ein ziemlich scharfer Nordwind erhob, befahl er sogar, auf Stangen, die man im Boden befestigte und zwischen welche einige Häute gespannt wurden, eine Schutzwand zu errichten. Sehr angenehm berührte es endlich Marie, daß sich fast sämmtliche Apachenweiber rings um den Platz, den sie mit ihren Kindern einnahm, lagerten, woraus sie nunmehr mit voller Gewißheit ersah, daß sie von Seite der sonst so zügellosen Wilden keiner Unbill ausgesetzt sein werde.

In der That verstrich die ganze Nacht völlig ruhig. Marie schlief nur wenig und dies stets nur in kurzen Absätzen. So oft sie, von unangenehmen Träumen erschreckt, aus dem Schlummer emporfuhr, bemerkte sie, daß der Häuptling, der ihre Auslieferung bewirkt, entweder langsamen, pathetischen Schrittes im Lager auf- und abwandelte, oder auf dem Boden zusammengekauert seine Pfeife schmauchte, dabei aber stets seinen Blick auf sie, Marie, gerichtet hielt, als habe er es sich persönlich zur Aufgabe gemacht, über ihrer und ihrer Kinder ungestörte Ruhe zu wachen.

Mit Sonnenaufgang hielt der rastlose Häuptling über seine Leute eine Art Heerschau, welche aber keinem kriegerischen Zwecke zu dienen schien, denn die Wilden stellten sich nicht in einer Reihe auf und waren zudem unbewaffnet.

Der alte Häuptling postirte sich derart, daß sein Rücken von der aufgehenden Morgensonne beleuchtet wurde. Er nahm also den Platz im Osten ein und vor ihm zur Rechten und Linken, sowie ihm gegenüber stellten sich die Stammesgenossen in geraden Linien auf, dadurch ein

Viereck bildend, von welchem die drei Seiten nach Norden, Süden und Westen vollkommen geschlossen waren.

Marie erhob sich neugierig von ihrem Lager. Ihre drei Kinder schliefen noch sanft, sie konnte daher ihre volle Aufmerksamkeit dem sonderbaren Treiben widmen, das unter ihren Augen verging.

In dieser Aufstellungsweise der Apachen schien aber außer der erwähnten geometrischen Figur noch eine andere feststehende Regel zu herrschen, denn Frau von Schanzenau bemerkte, daß Alle, welche im Norden standen, rothe Krägen und rothe Schürzen mit schwarzer Borde trugen, während Jene, welche die südliche Reihe bildeten, durchwegs ihre rothen Krägen und Schürzen mit königsblauer Borde und einem schwarzen Streifen verziert hatten. Diejenigen aber, welche dem Häuptlinge gegenüber standen, also im Westen sich befanden, waren genau so gekleidet wie dieser, das heißt sie trugen rothe Krägen und rothe Schürzen mit grasgrüner Borde besetzt und einem schwarzen und königsblauen Streifen versehen, aber auf ihrem Kragen fehlte das Paar gekreuzter Tomahawks, sowie der Pfeil und Bogen, welche drei Dinge daher die Insignien der höchsten Würde zu sein schienen.

Der Häuptling, welcher, wie Marie nach einer langen pantomimischen Controverse endlich aus einem Apachenweibe herausbrachte, Huacho-Kuachi heißen mochte, begann, nachdem die Wilden auf Commando einige sonderbare Handbewegungen gemacht und eine eigenthümliche Stellung des Körpers angenommen hatten, eine ziemlich lange Rede, von der Frau von Schanzenau natürlich kein Wort verstand. Nichtsdestoweniger dürfte ihr sowohl das Feuer, der Ernst und die Ausdauer, mit welcher Huacho-Kuachi wohl gegen eine Stunde lang sprach, dabei häufig nach dem Himmel und allen vier Weltgegenden deutend und öfters die Arme ausbreitend, als wolle er einen Menschen umarmen, als auch die Aufmerksamkeit, ja Andacht, womit ihm die Stammesgenossen zuhörten, sehr interessevoll und bemerkenswerth.

Endlich entließ der Häuptling, nachdem einige Schluß-Ceremonien stattgefunden, seine Leute, welche ernst und sichtlich im Geiste mit dem beschäftigt, was sie vernommen hatten, sich im Lager zerstreuten, um an ihre Beschäftigungen zu gehen, nämlich das Gepäck auf die Tragthiere zu verladen, sodann ihre Waffen zur Hand zu nehmen, worauf sie schließlich ihre Reitthiere einfingen und sich marschfertig machten.

Huacho-Kuachi ließ für Marie und die Kinder zwei gute Pferde vorführen; Alfred und Minna sollten zusammen das eine und Frau

von Schanzenau mit dem kleinen Oscar das andere besteigen. Alfred war nicht wenig stolz, daß ihm vom Indianer-Häuptling die selbstständige Lenkung eines Rosses und die Obhut über seine Schwester, die sich an seinem Leibriemen festhielt, anvertraut wurde, und er protestirte sehr lebhaft, als die besorgte Mutter dem Neger Menelaus befehlen wollte, sein Pferd an einem Stricke zu weisen.

Der Marsch wurde in nordwestlicher Richtung angetreten, also in derselben, wo das zerstörte Asyl von Howard's Schützlingen lag. — Huacho-Kuachi ritt an der Seite von Frau von Schanzenau und endlich ließ sich der sonst so ernste und schweigsame Wilde sogar in ein Gespräch ein. Marie wagte die Frage, wohin man sie und ihre Kinder wohl bringen werde?

„Ehe die Sonne wieder zum dritten Male im Osten erscheint, wird Dich der „weiße Prophet" der rothen Männer unter seine Obhut genommen haben," lautete die Antwort des Häuptlings.

„Wer ist dieser „weiße Prophet"?" frug Frau von Schanzenau, natürlich vor Verlangen brennend, über diese räthselhafte Person Näheres zu erfahren.

Huacho-Kuachi sah die Fragende eine Weile groß an, dann sagte er kopfschüttelnd:

„Wie? Du solltest noch nie gehört haben von dem „weißen Propheten", den der „große Geist" zu uns gesendet, um uns zu retten vor gänzlichem Untergange, von dem „weißen Propheten", der uns lehrte: „Freiheit! Edelmuth! Bruderliebe!" anstatt Blut und Zerstörung zu unserem Kampfgeschrei der Zukunft zu machen? Geh' — Du verstellst Dich nur — kennt doch der „weiße Prophet" Deinen Namen und ist es sein Geheiß, daß ich Dich aus der Gewalt Deiner Feinde befreite."

„Ich schwöre Dir!" entgegnete Frau von Schanzenau ernst, „daß ich die Wahrheit spreche — noch nie habe ich von dem „weißen Propheten" der Rothmänner gehört; doch will dies nicht viel besagen, ich lebte ganz abgeschlossen von der Welt schon seit Jahren."

„Nun, so frage Deinen schwarzen Sclaven," sagte Huacho-Kuachi, „er hat den Befehl des „weißen Propheten" vernommen, Dich zu retten und ihm dann zuzuführen."

Marie rief Menelaus zu sich, der einige Schritte voran hinter dem Pferde, das Alfred und Minna trug, ein lustiges Negerlied trällernd, elastischen Schrittes marschirte. Frau von Schanzenau hatte

bisher nicht Gelegenheit gehabt, den Schwarzen zu befragen, ob und an wen er ihr Briefchen an den Commandanten der Unionstruppen am Old-River abgegeben.

Zu ihrem Erstaunen meldete nun der geschwätzige Menelaus in seinem ziemlich schwer verständlichen Kauderwälsch, daß er gar nicht am Old-River gewesen, sondern einige englische Meilen von der Pflanzung entfernt, von Apachen dieses Stammes aufgegriffen worden sei. Man hatte ihn vor einen, wie ein Indianer, aber sehr prächtig gekleideten weißen Mann gebracht, dem die Rothhäute eine beinahe göttliche Verehrung erwiesen. Dieser weiße Mann habe ihm sein Briefchen abgenommen, dasselbe gelesen und an ihn, Menelaus, sehr viele Fragen gestellt. Als der Neger dann bat, sich mit seiner Botschaft an den Old-River begeben zu dürfen, damit seine gute Herrin aus den Händen der Flibustier gerettet werde, sagte der weiße Mann in sanftem, wohlwollenden Tone: „Von dort käme die Hilfe zu spät, selbst wenn, was er bezweifle, der Commandant am Old-River wirklich in der Lage wäre, ein hinlänglich starkes Detachement seiner Streitkräfte abzusenden. Beruhige Dich, mein braver Bursche," schloß der räthselhafte weiße Mann, „Deine Gebieterin und ihre Kinder sollen gerettet werden. Die Rothmänner sind flinker, als die Bleichgesichter. Man wird die schändliche Räuberbande einholen, bevor sie zu Everton ihren Raub in Sicherheit bringen können. Man wird Alles aufbieten, das Weib und die Kinder eines „Bruders" von uns Allen, eines „Bruders", der mir persönlich über Alles lieb und theuer ist, jenen elenden Strolchen zu entreißen."

„Der weiße Mann," fuhr Menelaus in seinem Berichte fort, „der weiße Mann hielt sodann eine lange Besprechung mit dem Häuptlinge der Apachen, der Anfangs einige Einwendungen zu machen schien. Es kam mir vor, als ob die Rothmänner an den Flibustieren eine schwere Unbill zu rächen hätten, und deßhalb von einer friedlichen Unterhandlung mit den Menschenräubern nichts wissen wollten, sondern weit lieber einen förmlichen Kriegszug unternommen hätten. Zuletzt siegte aber die Ueberredungskunst und das Ansehen des weißen Mannes und dieser alte Häuptling hier gab endlich die Hand darauf, daß er mit den Flibustieren in Güte unterhandeln wolle. Hierauf trat der weiße Mann zu mir heran und sagte: „Gott sei es gedankt, daß es gelang, die Rothmänner friedlich zu stimmen. Sie würden zwar im offenen Kampfe bei ihrer Ueberzahl und Kriegslist gesiegt haben, aber ich zitterte bei dem Gedanken, daß in dem wilden Gemetzel die arme Frau und ihre Kinder schweren Schaden

nehmen konnten. Wer weiß, ob die Räuber nicht alle Vier aus Rache selbst getödtet haben würden." Auf Befehl des weißen Mannes schloß ich mich den Apachen an und so erlebte ich denn die Freude, meine gute Missis wieder zu finden."

Und vor Entzücken grinsend, sprang nun der Neger wieder zu dem Pferde, das Alfred und Minna trug, denen der unermüdliche Bursche allerlei tolle Schnurren vormachte, so daß die zwei Kinder gar nicht aus dem Lachen kamen.

Marie sendete einen Blick des innigsten Dankes zum Himmel empor. Nunmehr waren ihre letzten Besorgnisse verschwunden. Wer mochte aber jener merkwürdige weiße Mann sein, der unter den Todfeinden der Bleichgesichter sich ein solches Ansehen zu verschaffen gewußt? Wie kam er dazu, sie das Weib seines Bruders zu nennen? Sollte etwa ein entfernter, verschollener und ihr unbekannter Verwandter die abenteuerliche Rolle eines Propheten unter den Rothhäuten übernommen haben? Vergebens strengte sie ihr Erinnerungsvermögen an, sie vermochte sich nicht zu besinnen, daß von Seite ihrer Familie oder der ihres Mannes ein Individuum existire, welcher einer solchen Mission fähig gehalten werden konnte. Natürlich verfiel Marie, welche zur Zeit, wo sie mit Howard am „Klarwasser" zusammengelebt, so Manches über die Freimaurer erfahren hatte, schließlich auf die Vermuthung, daß der in Rede stehende weiße Mann jedenfalls ein Mitglied des großen Bruderbundes sein müsse; wie kam er aber dazu, ihres Gatten als einen näher Befreundeten zu gedenken?

Ferner erschien es jetzt der Frau von Schanzenau als ganz zweifellos, daß die Apachen, durch die sie gerettet worden, gleichfalls dem Maurerbunde angehörten. Und so war es auch.

Es existirt nämlich in Nordamerika seit wenigen Jahren unter den eingebornen Indianern ein weit verzweigter Bruderbund, der in seiner Einrichtung vollständig auf freimaurischen Principien beruht, wenn auch das Ceremoniell und viele Gebräuche auf eine höchst sinnreiche, auf tiefer Menschenkenntniß fußende Weise den nomadischen, sowie den nationalen und religiösen Anschauungen der Ureinwohner angepaßt sind. Dieser Bund führt den Namen: „Der Unabhängige Orden der Rothmänner" und lautet seine abgekürzte Chiffer: U. O. R. M.

Die einzelnen, vom atlantischen Ocean bis zum stillen Weltmeere, tief hinab bis Mexico und hoch hinauf nach dem Nordpole zu verbreiteten einzelnen Bruderschaften nennen sich: „Untergeordnete Stämme

des Unabhängigen Ordens der Rothmänner," und stehen unter der Aufsicht und Leitung des „Groß-Stammes" der vereinigten Staaten zu Philadelphia.

Ueber diese merkwürdige, wie gesagt erst seit wenigen Jahren unter den Indianern zu Stande gekommene Verbrüderung liegt dem Verfasser eine gedruckte Constitution des „Groß-Stammes" vom Jahre 1866 vor; diese als Urtext bezeichnete Constitution ist sonderbarer Weise in deutscher Sprache verfaßt. — Dieses, sowie der Umstand, daß die Anfangsbuchstaben der deutschen Benennung des Ordens, nämlich U. O. R. M. und nicht der englischen, als Chiffre gewählt sind, welche J. O. R. M. lauten müßten, beweist, daß der in Rede stehende Bund von einem Deutschen gestiftet wurde.

Das Motto des Gesammtbundes des „Unabhängigen Ordens der Rothmänner" ist:

„Freiheit! Edelmuth! Bruderliebe!"

Außer einem Einweihungsgrad oder Noviciat enthält der Orden drei Grade oder Stufen mit verschiedener Bekleidung, welch' letztere wir bereits wahrheitsgetreu beschrieben haben, als wir die vom Häuptling Hucho-Kuachi abgehaltene Morgen-Versammlung in Kürze schilderten.

Der erste Abschnitt jener Constitution lautet:

1. Sechs achtbare Männer können eine Verfassung vom Groß-Stamme zur Gründung eines Unter-Stammes erlangen, und wenn solches geschehen ist, müssen der Ober-Großmeister oder der Groß-Schriftführer, oder auch ein dazu ernannter Ex-Meister an den betreffenden Ort abgehen, um den Freibrief nebst allen dazu gehörigen Ordensbüchern zu überreichen, den neuen Stamm zu eröffnen und die Beamten zu installiren.

2. Jeder neue untergeordnete Stamm hat das Recht, sich irgend einen beliebigen Namen beizulegen, muß sich aber eine diesem Namen entsprechende Nummer geben lassen.

3. Jedem Unter-Stamme steht das Recht zu, sich Untergesetze zu geben, die jedoch mit den allgemeinen Gesetzen übereinstimmen müssen; jährlich muß ein Meister als Repräsentant zur Vertretung der Interessen eines Unter-Stammes an den Groß-Stamm gesendet werden.

4. Jeder Unter-Stamm ist verpflichtet, an den Groß-Stamm vierteljährig einen vollständigen Bericht über alle in dieser Zeit bei ihm vorgekommenen Veränderungen und drei Percent von der aus den Einweihungs- und Gradengeldern und monatlichen Beiträgen erwachsenden Einnahmen einzusenden.

5. Die Vorschriften in Betreff der Formalitäten, Ceremonien und Regalien des Ordens muß jeder Unter-Stamm genau und pünctlich besorgen.

6. Die Verfassung wird einem Unter-Stamme wieder genommen, wenn er mit vier Quartal-Berichten im Rückstande bleibt, die allgemeine Constitution übertritt und absichtlich dem Geiste des Ordens zuwiderhandelt.

7. Die Versammlungen sollen an den zu bestimmenden Abenden und Orten vom 1. April bis zum 1. October um acht Uhr, im Winter um $7^1/_2$ Uhr beginnen.

8. Die Versammlungen können nur eröffnet werden, wenn sämmtliche erwählte Beamte gegenwärtig, oder ihre Stellen durch geeignete Brüder besetzt werden können.

9. Alle Verhandlungen müssen in deutscher Sprache protokollirt werden.

Der zweite Abschnitt der Constitution hat die innere Organisation des Beamten-Collegiums zum Gegenstande. — Die Ober-Beamten sind: Ein Ober-Meister (Meister vom Stuhl), ein Unter-Meister (Deputirter-Meister), ein Bei-Meister, ein Schriftführer und ein Schatz-Verwahrer. Die Unter-Beamten sind ein Marschall, ein Herold, ein Krieger, ein Zeltwächter, ein Waldwächter und ein Grenzwächter.

Der dritte Abschnitt handelt von den Bedingungen zur Aufnahme, wornach kein Suchender in einen Stamm des „Unabhängigen Ordens der Rothmänner“ aufgenommen werden soll, wenn er noch nicht das 21. Jahr erreicht oder das 50. überschritten hat. Der Suchende muß ferner einen guten Ruf genießen und gesund sein. Die Art und die Bedingungen der Aufnahme sind denen der Freimaurer ganz ähnlich, so auch, daß durch vier schwarze Kugeln bei der Ballotage die Aufnahme unbedingt zurückgewiesen wird.

Wie bereits bemerkt, besitzt der „unabhängige Orden der Rothmänner“ drei Grade, den schwarzen (1), blauen (2) und grünen (3) die Brüder ohne Grad tragen rothe Kragen und rothe Schürzen ohne alle Verbrämung.

Die weiteren Abschnitte, welche von den Untersuchungen über ein Vergehen der „Brüder,“ von den Appellationen in Betreff der Entscheidungen des Stammes und den Strafen handeln, athmen bei strenger Gerechtigkeit einen durchaus humanen Geist.

Der Abschnitt über die Strafen dürfte von allgemeinem Interesse sein, daher wir ihn wiedergeben.

Derjenige Bruder — heißt es darin — welcher Jemanden zur Aufnahme vorschlägt, der nicht das vorgeschriebene Alter hat, kränklich oder unwürdig ist, soll, wenn er es wissentlich gethan, mit Geld gestraft und im Wiederholungsfalle ausgeschlossen werden.

Irgend ein Bruder, welcher die Beschlüsse und Verhandlungen eines Stammes, worüber Verschwiegenheit zu beobachten ist, mittheilt, oder sein gegebenes Versprechen verletzt, die Geheimnisse des Ordens entdeckt, oder die Bildung von Winkelstämmen befördern hilft, soll im Ueberweisungsfalle ausgestoßen werden.

Derjenige Bruder, welcher durch seine Handlungen die bestehenden Gesetze des Staates, in welchen er lebt, verletzt, wird ausgestoßen. Auch Derjenige, welcher einen unsittlichen Lebenswandel führt, und dadurch sich und dem Orden Schande bringt, oder seinen Bruder an seiner Ehre Schaden zufügt, hat die Strafe der Ausstoßung zu erwarten.

Unschickliche Redensarten während der Versammlungen gegen einen Beamten oder Mitbruder werden bestraft und wer betrunken in der Versammlung erscheint, soll das erste Mal mit einem Dollar bestraft, bei Wiederholung aber ausgestoßen werden. —

Auch förmliche Certificate stellt der U. O. R. M. aus. Diese Certificate sind sehr hübsch ausgestattet und ganz mit Arabesken, Laubwerk und Vignetten umrandet. Oben in der Mitte befindet sich das litografirte Siegel des Groß-Stammes von den Vereinigten Staaten mit der Unterschrift:

„Groß-Stamm U. O. R. M. der Vereinigten Staaten" eine Figur darstellend, welche den Kopf mit neun ausstrahlenden Federn geschmückt hat, in der rechten einen auf die Erde gestellten belaubten Baumzweig hält, im Gurt einen Dolch trägt und in der linken Hand eine bis zur Erde gesenkte Streitaxt hält.

Eine Vignette oben links zeigt uns zwei wilde Männer vor mehreren Zelten stehend, welche sich die rechte Hand als Meister drücken, und wovon der Eine die linke Hand gegen den Himmel hebt und in einem Gurt an der rechten Seite eine Streitaxt und ein Messer trägt, der Andere in der linken Hand eine auf die Erde gestellte Lanze hält und auf dessen Oberkleide sich eine nach oben ausgestreckte Hand, ein Dreieck, ein Kreis und einige andere geometrische Figuren befinden. Beider Häupter sind mit Federn geschmückt. Eine Vignette oben rechts zeigt uns zwei vor Zelten sitzende Figuren, auch Wilde, deren Häupter mit je drei aufrechtstehenden Federn verziert sind. — Zwischen beiden Figuren sieht

man ein loderndes Feuer. Die rechtssitzende, welche in der linken Hand eine Lanze, mit der Spitze zur Erde gekehrt, hält, reicht der links sitzenden eine Pfeife dar, die sogenannte Friedenspfeife oder Calumet.

Dieser Bund der Rothmänner muß uns als ein neuer Beweis der unwiderstehlichen Allgewalt der freimaurerischen Idee gelten, welche sich sogar unter den verwilderten Rothhäuten Bahn gebrochen hat und ihnen das Evangelium der Nächstenliebe weit beredter und erfolgreicher in das Gemüth pflanzen wird, als alle jene Missionen der verschiedenen christlichen Secten, deren Leistungen bisher noch nirgends in einem entsprechenden Verhältnisse zu dem Aufwande an Geld und Zeit gestanden haben.

Wir können das Entstehen des „Unabhängigen Ordens der Rothmänner" nur mit inniger Freude begrüßen, als das einzige und sicherste Mittel, die Ureinwohner von Amerika für wahre Civilisation zu gewinnen und dadurch diesen Menschenstamm vor gänzlicher Ausrottung zu bewahren.

Da wir einmal von der Ausbreitung der Freimaurerei im Allgemeinen zu sprechen kamen, so ist es wohl hier am Orte, durch eine kurze nähere Nachweisung dem Leser auch hierüber eine klare Anschauung zu verschaffen.

Gegenwärtig ist der Freimaurerbund folgendermaßen verbreitet:

In Großbritannien besteht in jedem der drei Reiche: England, Schottland und Irland eine Großloge, welche sowohl in dem betreffenden Reiche als in sämmtlichen britischen Colonien aller Erdtheile zahlreiche Tochterlogen hat. England zählt deren in England selbst über 700, darunter in London allein 154, im übrigen Europa 14, beiläufig 100 in Asien, (die meisten in Ostindien, dann einige zu Honkong in China, Aden in Arabien u. s. w.), 20 in Afrika, 143 in Amerika, 83 in Australien und 11 Militär-Logen, zusammen weit über 1000, Schottland und Irland jedes etwa 300. In allen drei Reichen besteht der sogenannte Royal-Arch-Grad, der übrigens keine Vorrechte vor den übrigen drei Graden hat, der neue sogenannte Templerorden und andere derartige Auswüchse des Hochgrad-Unwesens, die aber von den wahren Maurerlogen nicht anerkannt werden. Merkwürdiger Weise haben die sogenannten schottischen Logen in Schottland weit weniger Einfluß und Bedeutung, als in anderen Ländern, ja, die dortige Großloge verwirft überhaupt alle Hochgrade. Großbritannien zählt eine große Menge wohlthätiger Stiftungen und Bildungsanstalten freimaurerischen Ursprungs mit bedeutenden Fonds.

In Frankreich ist die Maurerei getheilt in das sogenannte französische und das sogenannte schottische System, ersteres unter dem „Großen Orient", letzteres theils unter diesem, theils unter einem „Suprême Conseil". Der „Große Orient" zählt 158 Logen in Frankreich, darunter 36 in Paris, 11 in Algerien, 20 in den übrigen französischen Colonien und in fremden Ländern; der „Suprême Conseil" zählt 41 in Frankreich, darunter 22 in Paris, eine in Algerien und acht auf Hayti. Beide Systeme stammen aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts, wo die Hochgradsucht blühte, der sie noch heute huldigen. Das französische System zählt sieben, das schottische 33 Grade. Ein Versuch zur Vereinigung der französischen Maurerei wurde 1848 durch die „National-Großloge" gemacht, welche mit großer Thätigkeit nach dem englischen Systeme arbeitete und nur drei Grade anerkannte, aber 1851 durch die Polizei aufgelöst wurde. Die bedeutende Abnahme der Logenanzahl in Frankreich im Vergleiche zu früheren Perioden, in denen man mehrere Hunderte zählte, ist theils der schlechten Verwaltung des Prinzen Murat zuzuschreiben, welcher von 1852 bis 1861 Großmeister des „Großen Orients" war und dem Bunde mehr schadete, als dessen größte Feinde und deshalb auch endlich schmählich abgesetzt wurde, theils die Bestrebungen Napoleon's III., die Freimaurerei als Polizeibehelf auszubeuten. Außer den genannten beiden Systemen besteht auch noch der veraltete „Rite Mizraim" oder der Orden von Memphis, der die Freimaurerei aus Egypten herleitet und in neunzig Graden arbeitet. Der „Rite Mizraim" zählt übrigens nur fünf Logen in Paris, dann eine in Genf, einige in Amerika und eine in Australien.

Die Logen Belgiens stehen unter einem „Großen Orient", dessen Großmeister Verhaegen im Jahre 1854 die einheimischen politischen und religiösen Angelegenheiten in die Verhandlungen des Bundes einzuführen begonnen hat. Der belgische „Große Orient" ist deshalb seither von vielen fremden Großlogen geächtet und alle Verbindung mit ihm abgebrochen worden.

In den Niederlanden vereinigt der „Groot-Osten" 67 Logen unter sich, in welchen sich die Hochgrade sehr geringen Anhangs erfreuen.

Was Deutschland anbelangt, so ist dasselbe in maurerischer Beziehung, wie leider in allem Uebrigen, mehr zersplittert, als irgend ein anderes Land. Es bestehen hier neun Großlogen, nämlich drei in Berlin und sechs in anderen Orten. Die drei Berliner Großlogen sind: 1. Die „Große Landesloge von Deutschland", welche in Preußen, Mecklenburg

und den Hansestädten 68 Logen umfaßt; sie wurde 1766 von dem ehrgeizigen Arzte Joh. Wilh. Elleberger, genannt Zinnendorf, gestiftet, welcher ein, wie in Schweden, durch Vermischung von Templerei und Rosenkreuzerei mit allerlei Erdichtungen über die Geschichte der Freimaurerei reich gewürztes, neun Grade in drei Abtheilungen zählendes mystisch-patriarchalisches System nach Deutschland verbreitete, welches deshalb das schwedische genannt wird und unter allen Systemen am weitesten hinter dem Fortschritte in der Maurerei zurückgeblieben ist. 2. Die National-Mutterloge zu den „drei Weltkugeln", welche gegenwärtig in Preußen und Norddeutschland hundert Logen zählt und vier Grade anerkennt, von denen jedoch der vierte oder schottische Grad keinerlei Vorrechte genießt, sondern blos zum Unterrichte in der maurerischen Geschichte dient. 3. Die Großloge Royal-York „zur Freundschaft", nach dem englischen Herzoge von York so genannt, der hier aufgenommen wurde. Diese Großloge besitzt nur in Preußen Logen, und zwar 27. Bei ihr treten an die Stelle der höheren Grade fünf sogenannte Erkenntnißstufen, welche die sittliche Weltordnung und die Unsterblichkeit zum Inhalte haben. Die drei preußischen Großlogen stehen unter der Protection des Kronprinzen von Preußen. Die übrigen deutschen Großlogen sind: 4. Die von Hamburg, welche 1811 durch Schröder aus einer englischen Provinzialloge in eine Großloge umgewandelt wurde, mit 21 Logen in allen Gegenden Deutschlands, drei in Amerika und eine in Constantinopel, die alle nach dem englischen, echt maurerischen Systeme arbeiten; 5. die „zur Sonne" in Bayreuth mit neun Logen; 6. die von Sachsen mit 15 Logen; 7. die des „eklektischen Bundes" in Frankfurt am Main mit zehn Logen, im Jahre 1783 in der Absicht gestiftet, den Bund zu reinigen; 8. die von Hannover mit 20 Logen, derzeit aber in Folge der Annexion an Preußen in gänzlichem Verfalle; 9. die „zur Eintracht" in Darmstadt, welche sich 1846 durch Trennung vom eklektischen Bunde bildete und sieben Logen umfaßt. Alle diese Logen außerhalb Preußens verwerfen die Hochgrade ganz entschieden. Noch gibt es fünf isolirte Logen, nämlich in Altenburg, Gera, Hildburghausen und zwei in Leipzig; ferner eine jüdische in Frankfurt am Main, welche unter der Großloge von England steht. Es gibt also in Deutschland im Ganzen in runder Summe 300 Logen mit beiläufig 25.000 Mitgliedern.

Die Logen der Schweiz, 27 an der Zahl, stehen unter der im Jahre 1844 gestifteten Großloge Alpina, die ihren Sitz alle sechs Jahre wechselt und keine Hochgrade anerkennt.

In Italien blüht, seit der politischen Umwälzung der letzten Jahre, die unter den absolutistischen Regierungen streng verpönte Maurerei neu auf. Der „Große Orient" in Florenz zählt gegen 200 Logen, darunter einige in der Türkei, in Egypten und in Südamerika. Auch in Portugal und in Spanien nimmt die Maurerei in neuester Zeit einen bedeutenden Aufschwung.

In Dänemark bestehen sieben und in Schweden mit Norwegen zwölf Logen, die in beiden Ländern je unter einer großen Landesloge stehen, an deren Spitze die Könige dieser Staaten sich befinden.

Zur Zeit gibt es in der ganzen Welt nur mehr drei Staaten, in welchen die Freimaurerei nicht gestattet ist, nämlich den Kirchenstaat, Rußland und — Oesterreich, das constitutionelle Oesterreich!!! Fürwahr, eine sehr zweifelhafte Ehre für diesen Kaiserstaat, mit den beiden größten Bollwerken des Obscurantismus und Despotismus in einem Athem aus einem und demselben Anlasse genannt werden zu müssen! — Die ungarische Regierung hingegen, weit weniger engherzig, als die in Wien residirende, legt der Errichtung von vollkommenen und gerechten St. Johannis-Logen keinerlei Hindernisse in den Weg und sind im Territorium der Stefanskrone seit dem Jahre 1868 bereits drei nach dem Schröder'schen Systeme arbeitende Logen zu Pest, Temesvar und Oedenburg entstanden.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika gibt es fast in jedem Staate eine Großloge, in allen zusammen weit über 4000 Logen, darunter viele aus Farbigen (d. h. Negern und Mischlingen) bestehende. Die wahre Maurerei ist jedoch nur durch das deutsche Element vertreten. In den spanischsprechenden Staaten Mittel- und Südamerika's, sowie in Mexico bestehen zahlreiche Logen; außerdem besitzt das Kaiserthum Brasilien einen „Großen Orient" mit nahezu 100 Logen.

Auf der ganzen Erde mögen gegen 8000 Logen bestehen. Die Zahl der Freimaurer anzugeben ist jedoch nicht möglich. Jedenfalls betragen sie mehrere Hunderttausende, die allen möglichen Ständen, den verschiedensten Völkern und den meisten bestehenden Religionen angehören.

Außerdem gibt es noch viele angeblich maurische Vereinigungen unter den Eingebornen der Türkei, Persien's und China's, über welche jedoch bis zur Stunde nähere verläßliche Mittheilungen fehlen.

Aus allem diesem ist ersichtlich, daß der Freimaurer-Bund sich gegenwärtig einer Verbreitung erfreut, die er noch nie erreicht hatte. — Zudem weist die Geschichte des Bundes einen steten Fort-

schritt zum Bessern nach. Verirrungen und Uneinigkeiten, an denen er früher so reich war, sind entweder spurlos verschwunden oder im Verschwinden begriffen. Die maurische Literatur, wenn sie auch schon in früheren Zeiten große Namen aufzuweisen hatte, blühete trotzdem noch nie in so hohem Grade, wie gegenwärtig, und wirkte noch nie mit so entschiedenem Erfolge für den Fortschritt und für die Unterdrückung alles unnützen Formenkrames. Auf diese Weise wird der Freimaurer-Bund ohne Zweifel eine noch höhere Blüte erreichen und er wird auch nach jenen drei Staaten dringen, wo man ihn bisher unterdrückt hatte, ja, er wird mit der fortschreitenden Civilisation nach und nach der Humanität auch jene Gegenden erobern, welche derselben bisher verschlossen waren.

Die Ueberwindung unmaurischer Verirrungen und die immer größere Verbreitung des Bundes über die ganze Erde sind mithin die Hauptbestrebungen, welche die Arbeiten desselben leiten sollen, aber sie sind nicht das höchste Ziel.

Dem höchsten Ziele der Freimaurerei wird der Bund näher geführt werden, einerseits durch seine größere Einheit, anderseits durch eine ausgedehntere und kräftigere Werkthätigkeit. Aber es ist nicht eine straff centralisirte Einheit, die der Bund anstreben soll. Der Freimaurer-Bund ist keine Gemeinschaft, die eine Dictatur oder Despotie, oder auch nur eine allgemeine Uniformität (Gleichgestaltung) ertrüge; er beruht nicht auf hierarchischen, sondern auf demokratischen Grundlagen; nicht befohlene, sondern freiwillige Gesinnung belebt ihn. Die Einheit, welche der Freimaurer-Bund anstreben soll, ist eine Einheit des Herzens, eine Einheit der Bestrebungen, eine Einheit der brüderlichen Liebe.

Ein wesentliches Mittel zur Herbeiführung solcher Einheit dürften zwanglose freimaurerische Congresse sein, die von allen Ländern der Welt beschickt würden. — Ebenso muß der Bund eine größere Thätigkeit nach Außen entwickeln, als bisher der Fall war, wenn er sein hohes Ziel erreichen will. Die Freimaurerei hat bisher zu Gunsten einzelner Menschen und kleinerer Kreise Vieles und Großes gewirkt und geleistet. Damit ist sie aber noch weit von ihrem Ziele entfernt; sie muß weiter gehen, muß für größere Kreise von Erdbewohnern, ja, für die gesammte Menschheit wirken. Es gibt so unendlich Vieles für das materielle wie für das geistige Wohl der leidenden Menschheit zu thun, was die bestehenden Staatsbehörden und Privat-Gesellschaften vernachlässigen

oder mißachten, z. B. der Schutz der Armen im Lande in größerem Maßstabe, nicht durch Almosen, sondern durch Verschaffung von Arbeit, der Schutz der Auswanderer in der Ferne gegen Willkühr und Betrug, die Verbesserung wohlthätiger Anstalten, die gar oft das Gegentheil von dem sind, was sie sein sollten, die Unterstützung und Pflege unglücklicher Opfer des Krieges und politischen Hasses, die Einführung bisher unterlassener Vorkehrungen der öffentlichen Gesundheit u. s. w. — Dies in materieller Beziehung — dann z. B. die Unterstützung von Kunst und Wissenschaft, wo diese verfolgt werden, die Bekämpfung des Aberglaubens und der Frivolität, die Beförderung der Volksbildung, wo sie vernachlässigt wird, der Schutz des Glaubens und der Gewissensfreiheit u. s. w. in geistiger Beziehung. — Gewiß eine großartige und des kühnsten Strebens und glänzendsten Gelingens würdige Aufgabe.

Sind aber einst die Reinigung, die Verbreitung, die Einheit und die Thätigkeit des Freimaurer-Bundes so weit gediehen, daß die Idee desselben, die Idee der Humanität, als die herrschende unter allen Menschen auf Erden angesehen werden kann, welche alle Staaten und Kirchen und übrigen menschlichen Vereinigungen durchdringt und belebt, dann ist die Aufgabe des Bundes erfüllt, dann sind seine Arbeiten in der bisherigen Weise geschlossen, dann werden auch seine Werkstätten geschlossen, um in anderer Weise öffentlich aufgeschlagen zu werden. Den Begriff des Bundes wird dann die ganze Menschheit einsehen, die einzige große Loge unter der Leitung des allmächtigen Baumeisters aller Welten bilden! — — —

Während des dreitägigen Marsches nach dem zerstörten Asyle in der Nähe des Old-River wuchs die Neugierde der Frau von Schanzenau betreff des „weißen Propheten" der Rothmänner von Stunde zu Stunde durch die abgerissenen Schilderungen, welche Huacho-Kuachi ihr in seinem mangelhaften Englisch von der Wirksamkeit des räthselhaften Mannes zum Besten gab.

Endlich war man dem Ziele nahe. Eine Staubwolke in der Ferne verkündete die Ankunft einer Reiterschaar. Huacho-Kuachi und seine Leute brachen in ein wildes Freudengeschrei aus,

„Der Prophet des großen Geistes naht!" jauchzten sie wirr durcheinander und trieben ihre Pferde zum schnellsten Laufe an.

## XVIII.

## Gelyncht.

Als der „Liguorianer=Bruder" aus dem Gefängnisse, in welchem der theils erschlagene, theils erwürgte John Ferguson aller Wahrscheinlichkeit nach erst am folgenden Morgen von dem Wächter aufgefunden wurde, gänzlich unbeanstandet ins Freie gelangt war, eilte er nach einem der entlegensten Stadttheile von New=Orleans, wo er zu seiner großen Freude, ungeachtet der Abend bereits hereingebrochen war, noch den Laden eines Kleidertrödlers offen fand.

Unter dem Vorwande, an einem armen Matrosen, der im Spitale lag und um sein ganzes Habe gekommen war, ein Werk christlicher Barmherzigkeit zu üben, kaufte er einen vollständigen Anzug, den er sogleich mit sich nahm, obwohl der Kaufmann, der zufällig ein geheimer Freund der Jesuiten war, sich erbötig gemacht, durch einen Diener das Packet an Ort und Stelle zu schaffen.

Scheuchenstein deprecirte jedoch mit fromm verdrehten Augen und salbungsvoller Miene:

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, mein lieber Bruder in Christo," flötete der heuchlerische Schurke mit sanfter Stimme, „aber ich will mir den Hochgenuß, den armen Teufel persönlich zu überraschen und zu erfreuen, nicht entgehen lassen. Zudem muß ich meinen würdigen Schützling noch heute im Hospitale aufsuchen, weil er bereits vom gelben Fieber soweit genesen ist, um morgen den Mississippi hinauf in einer gesünderen Gegend, als diese abscheuliche Pestgrube, sich vollständig zu erholen."

Der „Liguorianer=Bruder" nahm hierauf rasch das mit zwölf Dollars und einigen Cents bezahlte Packet an sich, grüßte den Kaufmann mit einer halb herablassenden, halb zutraulichen Handbewegung zum Abschiede und verschwand dann aus dem Laden.

Eiligen Schrittes setzte Scheuchenstein seinen Weg fort, bis er eine unbeleuchtete, wahrscheinlich nach einem Sumpfe führende Straße zu seiner Rechten gewahrte. Er verfolgte diese dunkle Straße so weit, bis er gewiß sein konnte, daß die Gasflamme an der Ecke ihn mit ihrem Lichte nicht mehr erreichte. Nun warf er rasch die dem Ermordeten geraubten Kleider von sich und zog die soeben gekauften an. Dann kehrte er, den breitkrämpigen Matrosenhut tief in's Gesicht gedrückt, auf die beleuchtete

Hauptstraße zurück und schlug wieder die Richtung nach den belebteren Stadttheilen ein. Inzwischen war die zehnte Abendstunde herangenaht, wo, wie in jeder großen Hafenstadt, so auch in New-Orleans, in den von den gemeinen Matrosen und der sonstigen Hefe des Volkes besuchten Schankstuben das zügelloseste Treiben seinen Anfang nahm.

Scheuchenstein blieb auf seiner Wanderung vor mehreren solchen Kneipen stehen und guckte bei jeder durch die von Rauch und Schmutz halbblinden Fenster in das Innere. Keine dieser Höhlen des Lasters und der unsäglichsten Verworfenheit schien ihm jedoch hinlänglich ordinär zu sein. Endlich gegen eilf Uhr Nachts hielt er unweit des Hafens vor einer Bude, in welcher vor Kurzem eine blutige, ingrimmige Balgerei stattgefunden hatte. Mehrere Schwerverwundete, welche man einfach auf die Straße geworfen hatte, wälzten sich in ihrem Blute, vergebens um Hilfe stöhnend. Vor Anbruch des Tages durften diese Unglücklichen sich keine Hoffnung machen, von einem barmherzigen Samariter beachtet und gepflegt zu werden, denn zur Nachtszeit vermieden die Constabler zu New-Orleans diese Gegend ohne äußerste Nothwendigkeit zu betreten und die übrigen Bewohner und Besucher dieses verrufenen Viertels waren gegen ähnliche Scenen, die sich allnächtlich regelmäßig wiederholten, völlig abgestumpft.

Scheuchenstein betrat ganz keck das gefährliche Local, in welchem die aus einem Dutzend stämmiger Matrosen bestehende Partei der Sieger sich gerade anschickte, durch eine riesige Bowle Punsch ihren Triumph zu verherrlichen. Aus den Aeußerungen und Liedern dieser Matrosen entnahm Scheuchenstein, daß die Sieger in dem Kneipenkampfe geheime Anhänger der Südstaaten seien und der blutige Streit durch die politischen Tagesfragen provocirt worden war.

Der „Liguorianer-Bruder" schmunzelte still vergnügt vor sich hin; er hatte die richtigen Gehilfen zur Ausführung seines Planes gefunden.

Ganz dreist nahm er an dem Tische Platz, wo die von Whisky und Aufregung glühenden Kampfhähne saßen, und einer von ihnen die Austheilung des Punsches vornahm. Ohne vorerst um Erlaubniß zu fragen, langte Scheuchenstein nach einem der gefüllten Gläser, und brachte mit brüllender Stimme ein Hoch auf Davis, den Präsidenten der Rebellen, aus.

Diese Kühnheit in dem von den Unionisten besetzten New-Orlean's, wo es jetzt in allen Winkeln und Ecken von Spionen wimmelte, ein solcher Toast daher vor das Kriegsgericht und zwei Stunden später von

diesem hinweg schnurgerade zum Galgen führen konnte, verblüffte selbst die siegreichen Matrosen. Einige von ihnen warfen scheue Blicke in der Kneipe rings umher, Andere dagegen sahen mit Erstaunen und Bewunderung den Mann an, der den Muth hatte, eine solche Sprache zu führen.

Schließlich schämten sich aber Alle für furchtsam zu gelten und stießen lautlos an.

„Auch General Lee soll leben!" brachte der „Liguorianer-Bruder" mit lauter Stimme als zweiten Toast aus. Lee war bekanntlich der Ober-Commandant der conföderirten Streitkräfte und fast in allen Gefechten, wo er selbst befehligte, Sieger. Erst in Grant, gegenwärtig Präsident der nordamerikanischen Union, fand er einen ebenbürtigen Gegner.

„Lee hoch, hoch!" brüllte der ganze Chorus nach, alle Rücksichten vergessend.

„Und als dritten Toast," rief Scheuchenstein, abermals das volle Glas zur Hand nehmend, „als dritten Toast laßt uns ausbringen ein donnerndes Pereat der Union!"

„Pereat! Pereat!" schrieen die Trunkenen wild und wirr durcheinander und stießen so heftig gegenseitig die Gläser an, daß fast die Hälfte derselben in Stücke ging.

Keinem einzigen der Matrosen fiel es bei, an der Aufrichtigkeit von Scheuchenstein's Benehmen zu zweifeln, oder nach dessen Beweggründen zu fragen. — Der „Liguorianer-Bruder" war so entschieden aufgetreten, daß er die rohen Naturen mit einem Schlage für sich gewann. — Die ihm günstige Stimmung exaltirte sich aber zur Begeisterung, als er einige Dollars in Gold auf den Tisch hinwarf und dem Wirthe befahl, Cognac und Cigarren, beides von der feinsten Sorte, für alle Tischgenossen zu bringen.

Scheuchenstein hatte auch die Taschen seines erschlagenen Schuldgenossen geplündert, wodurch er außer dem Reste seiner Wechsel in den Besitz einer mit Gold wohl gespickten Börse gelangt war und er beschloß, von dieser Baarschaft, die ihm sehr gelegen kam, für seinen Racheplan guten Gebrauch zu machen.

Als jeder von den Gästen des „Liguorianer-Bruders" einige Gläschen des vortrefflichen Cognac hinabgeschlürft hatte und die frisch angebrannten Cigarren in der „Mordkneipe" dichten Qualm verbreiteten, beschloß Scheuchenstein, endlich auf sein Ziel direct loszusteuern.

„Meine Freunde!" begann er, sich vom Stuhle erhebend, „mit

unseren bisherigen drei Toasten wollen und dürfen wir uns nicht begnügen. Wir müssen einen vierten hinzufügen und dieser lautet: „Tod den Verräthern!“ Ja, meine innigst geliebten Freunde, in mir seht Ihr einen Mann, der auf ein Haar das Opfer eines solchen Schurken geworden wäre. Dieser Tage schon würde das Kriegsgericht in New-Orleans mein Todesurtheil gesprochen haben, weil ich der Sache der Conföderirten, Eurer Sache, wichtige Dienste geleistet. Ein Mensch, der sich in mein Vertrauen eingeschlichen, hat mich denuncirt; ich wurde ins Gefängniß geworfen, aber durch List ist es mir gelungen, heute Abends zu entwischen. — Freunde, Parteigenossen, Brüder! Soll der Verräther straflos ausgehen oder ihn das verdiente Los ereilen?“

„Lynchen wollen wir ihn!“ schrien Alle aus einer Kehle; „wo ist er, wo ist er?“

„Und werdet Ihr mir beistehen bei diesem Acte der reinsten Gerechtigkeit, bei Vollzug eines Urtheils, das Ihr der heiligen Sache Eures Vaterlandes schuldig seid?“

Auch diese mit theatralischem Pathos gesprochenen Worte verfehlten ihre Wirkung nicht.

„Wir werden den Hund henken!“ brüllten die trunkenen Matrosen und stießen darauf abermals ihre Gläser so heftig an, daß der Tisch mit Glassplittern ganz übersäet war.

„Henken?“ erwiderte Scheuchenstein, entschieden mit dem Kopfe verneinend, „henken? Oh, diese Todesart wäre viel zu barmherzig für dieses Scheusal, das unsere Rache ereilen soll. Ueberlasset getrost mir die Art und Weise, den Spitzbuben in die Hölle zu befördern. Vernehmt meinen Schwur — an der nächsten Laterne sollt' Ihr mich zappeln lassen, wenn meine Art, den verrätherischen Burschen zu züchtigen, Euch nicht überrascht. — Nun aber mir nach — wir haben nicht weit zu gehen. Heda, Wirth, Lumpenhund! nimm' diese zehn Dollars auf neue Gläser und mache uns die Thüre auf.“

Festen Schrittes ging der „Liguorianer-Bruder“ voran auf die Straße hinaus; die zwölf Matrosen, die er im Handumkehren als „Chor der Rächer“ engagirt, folgten ihm taumelnd nach. Einige von ihnen wollten obscöne Lieder intoniren, aber Scheuchenstein bat, durch unnützen Lärm nicht etwa den in seiner Wohnung zu überraschenden Verräther zu warnen und zu verscheuchen. Dieses Argument leuchtete der ganzen Bande ein und die einmal aufgeregte Mordlust der rohen Gesellen bezwang deren Zungen mit eiserner Gewalt.

Scheuchenstein pflog mit dem alten Matrosen, der schon in der Schänke den Anderen gegenüber die Rolle eines Obmannes gespielt, eine kurze Unterredung. Obwohl er im Gefängnisse Gelegenheit gehabt hatte, einen Plan von New-Orleans zu studiren, besaß er doch in der finsteren Nacht nicht die nöthige Ortskenntniß, um ohne Verzug die Gegend zu finden, wo der „schöne Isidor" wohnte. Der Leser wird es nämlich wohl bereits längst geahnt haben, daß der von dem „Liguorianer-Bruder" veranstaltete Rachezug Niemand Anderem galt, als dem Helfershelfer des bereits der Nemesis verfallenen John Ferguson.

Der alte Sam (Samuel), so hieß der Gefragte, wußte sogleich Bescheid; er kannte zufällig den „schönen Isidor" vom Sehen aus, da er in derselben abseitigen, neu angelegten Gasse am oberen Mississippistrande wohnte.

Die in diesem erst im Jahre 1861 entstandenen Stadttheile befindlichen Häuser sind durchgehends nur aus Holz errichtet und selten stehen zwei der Häuser unmittelbar neben einander; die meisten sind durch noch disponible Bauplätze getrennt. Bei einigen beträgt die Entfernung vom nächsten nach rechts und links sogar 100 Klafter und mehr.

Ein derart isolirtes Haus bewohnte auch der „schöne Isidor." Es war jedoch nicht sein freier Wille, daß er diese allerdings trostlose und von dem Centrum New-Orleans wohl ein kleines Stündchen entfernte Gegend sich zum Aufenthalte erkoren. Er hatte hier den Aufenthalt nur auf ausdrücklichen Wunsch Ferguson's genommen, von dem er, wie wir wissen, vollkommen abhing, selbst als er seinen Antheil des an Scheuchenstein begangenen Raubes bereits in der Tasche hatte.

Ferguson, dem dieses Haus gehörte, benützte nämlich dasselbe als Schlupfwinkel und Versteck für seine theils politischen, theils erotischen Intriguen, insoferne hiervon seine Oberen nichts wissen durften, und er glaubte dabei sich keinem besseren Helfer und Mitwisser anvertrauen zu können, als eben Isidor, der, wie uns bekannt, schon längst wußte, daß der Jesuit sein Vater sei. Zudem hatte der junge Taugenichts wirklich den Entschluß gefaßt, solid zu werden, was ihm, da er durch und durch für das Laster bereits physisch total erschöpft war, vorderhand wenigstens sehr leicht fiel. — Dem Wunsche Ferguson's gemäß sollte Isidor in New-Orleans bleiben, bis das voraussichtlich nahe Ende des Krieges eingetreten und inzwischen auch die Creirung des neuen Bischofssitzes für Texas zur Thatsache geworden sein würde.

Der leidende Gesundheitszustand zwang den sonst an zügelloses

Nachtschwärmen gewohnten Isidor schon seit längerer Zeit, in früher Abendstunde das Bett zu suchen. Eine alte Köchin, welche das Schicksal schon vor zwanzig Jahren aus Deutschland in die Sumpfstadt New-Orleans verschlagen hatte, und ein Negerjunge bildeten den ganzen Hausstand.

Geräuschlos wurde das Haus umstellt. Aus einem der Zimmer in der Mitte schimmerte durch die Querbalken Licht. Nach Sam's Aeußerung war dies das Schlafgemach Isidor's. Es handelte sich nun darum, ob man mittelst der Riesenfäuste der Matrosen oder durch List sich Eingang verschaffen sollte. Der „Liguorianer-Bruder" entschied sich für Letzteres, denn ganz gewiß besaß Isidor Schießwaffen, durch welche die Nachbarschaft alarmirt worden wäre. Es sollte aber Alles so still als möglich abgehen. Scheuchenstein theilte daher einem der Matrosen, der weniger betrunken war, als die Uebrigen, einige Losungsworte und Zeichen mit, welche ihm als geheime Erkennungsmittel der „Brüder der Nacht" bekannt waren.

Die übrigen Matrosen traten in den Schatten zurück; Scheuchenstein postirte sich dicht hinter Denjenigen, welchen er zu seinem Organ erkoren hatte, um demselben zuzuflüstern, was er auf Isidor's Fragen antworten solle.

Das verrätherische Pochen an dem Balken vor Isidor's im Erdgeschoße gelegene Schlafzimmer that alsbald seine Wirkung. Eine Stimme, die Scheuchenstein sofort als jene Isidor's erkannte, frug, was es gebe und wer draußen harre. Der Balken wurde jedoch noch nicht geöffnet.

„Ein Brief vom Pater Honorius," soufflirte Scheuchenstein, „sehr dringend, öffnen Sie."

Der Matrose sprach diese Worte nach.

„Wer sind Sie?" lautete die weitere Frage.

„Der Meßner der Ignatiuskirche; eilen Sie, zu öffnen, Herr Isidor; Leben und Tod sollen abhängen von diesem Briefe. Herr von Scheuchenstein, läßt der ehrwürdige Vater Ihnen noch mündlich sagen, ist heute Nacht aus dem Kerker entwischt!" lautete die durch den Matrosen wie zuvor vermittelte Antwort.

„Höll' und Teufel!" rief Isidor mit einer Stimme, welche bewies, wie sehr er ob dieser Botschaft erschrack.

Man vernahm, daß er Anstalten traf, um den von innen wohlverriegelten und durch Querstangen versicherten Balken zu öffnen.

„Geben Sie den Brief!" sagte er endlich. Eine Hand wurde im Freien sichtbar. Zu seinem Entsetzen fühlte Isidor, daß seine Hand von zwei kräftigen Fäusten gepackt wurde, so daß er an den nur halb geöffneten Balken den Kopf mit großer Heftigkeit anstieß. Zugleich ward der Balken vollends aufgerissen und die Matrosen schwangen sich behend einer nach dem andern in das Zimmer. Dem weniger gewandten Scheuchenstein wurde vom alten Sam nachgeholfen.

Entsetzt, von dem Schlage halb betäubt, starrte der „schöne Isidor" die Eindringlinge an, welche er aber nur für verkappte Räuber hielt. Man hatte ihn zu Boden geworfen, und er kam zufällig derart zu liegen, daß er nicht nach dem Fenster sehen konnte, also auch nicht Scheuchenstein gewahrte, der als der letzte ins Zimmer stieg.

Als aber der vor Wuth und Rachsucht glühende „Liguorianer-Bruder" ganz unvermuthet vor ihn hintrat, da stieß Isidor einen gellenden Schrei aus. Von Räubern durfte er nur die Enttragung seiner Habe fürchten, während er jetzt für sein Leben zu zittern begann.

Scheuchenstein labte sich an der furchtbaren Vernichtung des jungen Mannes, der halb ohnmächtig wurde und die Augen schloß.

Der „Liguorianer-Bruder" stieß ihn roh mit dem Fuße an, so daß der empfindlich Getroffene vor Schmerz laut aufschrie.

„Meine Freunde!" begann endlich Scheuchenstein zu den Matrosen gewendet, „damit Ihr nicht etwa wähnt, mir zur Bestrafung eines Unschuldigen die Hand geboten zu haben, will ich mit diesem elenden Schufte ein kleines Verhör anstellen. Sprich, nichtswürdiger Bube," fuhr er zu Isidor gewendet fort, „sprich, ist es wahr oder nicht, daß Du mich vor Wochen hier in New-Orleans in Verbindung mit Deinem natürlichen Vater, John Ferguson, verrätherischer Weise den Constablern in die Hände geliefert hast, um mich meines Vermögens zu berauben? Sprich, Schurke, sprich!"

Der „schöne Isidor," sich dem falschen Wahne hingebend, daß er durch ein aufrichtiges Geständniß das Aergste von sich abwenden könne, und Scheuchenstein es vielleicht in erster Linie nur auf die Wiedererlangung seiner Wechsel abgesehen habe, beschloß, zu bekennen.

„Ja, ja, es ist so!" lallte er flehenden Blickes, „ich will Ihnen gern meinen ganzen Antheil zurückgeben!"

„Wo ist er?" frug Scheuchenstein aufmerksam.

„In einer kleinen eisernen Schatulle, unter meinem Bette in einem Wandschranke verborgen," lautete Isidors Antwort.

„Gut," sagte der „Liguorianer-Bruder" trockenen Tones, „nun aber fordere ich ein weiteres Bekenntniß. Ist es wahr, daß Du, König aller Gauner! auch mich in Wien um mein ganzes Vermögen bestahlst?! — Leugne nicht, Bube; ich habe bei Pater Hilarius jene große rothe Brieftasche gesehen, in der sich damals meine Baarschaft befand; diese Brieftasche hat er von Dir zum Geschenke erhalten, als Du hier im Hospital dem Tode nahe warst."

„Ja, ich habe es gethan!" hauchte Isidor, der jetzt seine ebenso vor- als unzeitige Freigebigkeit gegen Pater Hilarius wohl sehr gereuen mochte.

„Nun, meine Freunde!" sagte Scheuchenstein zu den Matrosen gewendet, „braucht Ihr wohl nach weitere Beweise, um diesen Schurken für schuldig zu halten?"

„Er ist schuldig!" riefen Alle im Chorus.

„Wohlan denn, wenn er schuldig, so möge er auch seine Strafe empfangen," sagte der „Liguorianer-Bruder" in so furchtbar ernstem Tone, daß dem „schönen Isidor" die Haut schauderte und er nunmehr das Schlimmste zu befürchten anfing. Sein Athem begann zu stocken, als er in die wild lodernden Augen Scheuchenstein's blickte, der mit verschränkten Armen vor ihm stand.

„Schließe Deine Rechnung ab mit dieser Welt!" fuhr Scheuchenstein mit hohler Stimme fort, „Du mußt sterben, sterben auf eine furchtbare Art, würdig Deiner scheußlichen Verbrechen. Fünf Minuten und nicht mehr kann ich Dir gestatten, um Dich auf die Ewigkeit vorzubereiten!"

„Gnade, Erbarmen!" flehte der junge Mann und streckte seine mit Stricken gefesselten Hände dem blutdürstigen Richter entgegen.

„Hattest etwa Du und Dein nichtswürdiger Erzeuger Gnade und Erbarmen mit mir?" rief Scheuchenstein, seiner bisher mühsam verhaltenen Wuth nunmehr freien Lauf lassend, „ha, ha, ha, wäre es nach Euerem Sinne, Ihr schurkischen Verräther, gegangen, hätte ich schon längst am Galgen zappeln müssen. Rache, Rache, Rache! Höre denn, Du Bube! Deinen Vater habe ich vor wenigen Stunden erwürgt und Dich, Dich will ich lebendig braten und schmoren. — Dein Jammergeheul, Dein Röcheln soll wie Musik in meinen Ohren klingen!"

„Hilfe, Hilfe!" kreischte der „schöne Isidor" in Verzweiflung und machte einige vergebliche Anstrengungen, seine Bande zu sprengen.

„Stopft der Bestie das Maul!" gebot Scheuchenstein, ein

Befehl, den einer der Matrosen sogleich mittelst eines Sacktuches vollzog.

Die Todesangst, von welcher Isidor ergriffen war und die Gewalt, mit welcher der rohe Matrose ihm den Knebel bis tief in die Mundhöhle hineingestoßen hatte, brachten ihn der Erstickung nahe. Seine Augen traten weit heraus, sein Gesicht färbte sich kirschroth und die hochgeschwollene Stirnader drohte zu platzen.

Der „Liguorianer-Bruder" dies bemerkend, riß seinem Opfer rasch wieder den Knebel aus dem Munde, denn eine so schnelle und verhältnißmäßig schmerzlose Todesart gönnte er dem „schönen Isidor" nimmermehr.

Eigenhändig band nun Scheuchenstein dem jungen Manne Hände und Füße derart zusammen, daß Isidor einen förmlichen Knäuel bildete und jeder Bewegung unfähig war.

„Und jetzt, meine Freunde!" sagte der „Liguorianer-Bruder" mit satanischem Lächeln, „und jetzt trefft Euere Anstalten, um dieses Nest in Brand zu stecken."

„Das wird gleich geschehen sein," erwiderte der alte Sam, „aber was soll mit der alten Magd und dem schwarzen Hund, dem Negerknaben, geschehen?"

„Diese Zwei," entgegnete Scheuchenstein ohne Bedenken, „führt in's Freie hinaus und laßt sie an Händen und Füßen gebunden, irgendwo abseits liegen, damit sie nicht etwa an uns zu Verräthern werden. Sobald wir sicher sind, daß der Brand um sich greift, eilen wir nach der Stadt zurück."

Eine Minute später wurde das klägliche Gewinsel der alten Haushälterin und des Negers vernehmbar, welche man, wie Scheuchenstein angeordnet, aus dem Hause hinaus nach einem nahen Felde schleppte. Kurz darauf machte sich ein Brandgeruch bemerkbar.

Der „Liguorianer-Bruder" beeilte sich jetzt, das Versteck unter dem Bette Isidor's, wo nach der Angabe desselben die eiserne Schatulle mit den Werthpapieren sich befinden sollte, aufzusuchen.

Das Schatzkästchen fand sich richtig vor. Scheuchenstein öffnete es und versorgte die werthvollen Wechsel in seiner Brieftasche. Das nicht unbedeutende Baargeld, welches sich in lauter blanken Gold-Dollars dabei befand, gab er seinen Helfershelfern preis, welche wie ausgehungerte Raubthiere darüber herfielen und dabei auf ein Haar in Streit gerathen wären, wenn nicht der mit rasender Schnelligkeit um sich greifende Brand

die ganze Mordbrennerbande gezwungen hätte, über Hals und Kopf das Haus zu verlassen.

Mit glanzlosem Blicke, vor Entsetzen halb bewußtlos, starrte Isidor nach der Decke des Zimmers. Er glaubte von einem wüsten Traume befangen zu sein. Der Rauch und die Hitze, die sich bald in seiner Nähe entwickelten, lehrten ihm jedoch das wahrhaft Fürchterliche seiner Lage. — Er begann mit halberstickter Stimme um Hilfe zu rufen. — Das Feuer züngelte aus allen vier Ecken des Zimmers immer näher an ihn heran; die entstandene Hitze begann bereits seine Haare zu sengen und in seinem Gesichte Blasen zu ziehen. Mit einer Kraft, deren dieser schwächliche, durch das Laster völlig entnervte Mensch gar nicht fähig zu halten war, sprengte er plötzlich seine Bande und sprang auf die Füße. Mit zwei Sätzen stand er bei der Thüre, welche durch ein Vorgemach in's Freie führte, aber — o weh — dieses Vorzimmer stand in hellen Flammen. Wie rasend eilte er nach dem Fenster zurück, um durch dasselbe einen rettenden Sprung zu thun, denn nur noch wenige Secunden und das Feuer im Schlafzimmer mußte ihn von allen Seiten umlodern und das Dach begann bereits derart zu knicken und krachen, daß der Einsturz des Plafond alsbald zu befürchten stand.

In demselben Augenblicke aber, wo sein Kopf zwischen dem Fenster sichtbar wurde, empfing er einen furchtbaren Stoß auf die Brust. — Scheuchenstein, der vor dem Fenster Wache gehalten, hatte den Unglücklichen, dessen Kleider bereits vom Feuer ergriffen waren, mittelst einer Stange in das Zimmer zurückgeschleudert. — Jetzt war Isidor unrettbar verloren.

„Oh, oh, Friederike, Mutter, Hilfe!" waren die letzten Worte Isidors, dessen Verbrechen jetzt auf eine so entsetzliche Weise gesühnt wurden.

Der „Liguorianer-Bruder" richtete durch das Fenster starr den Blick nach dem brennenden Zimmer und weidete sich mit grausamer Wollust an dem haarsträubenden Todeskampfe seines Opfers. — Noch mehrmals hatte Isidor versucht, sich vom Boden, auf welchem er sich in convulsivischen Zuckungen wälzte, aufzuraffen, aber der unsägliche Schmerz und der Rauch raubten ihm immer mehr und mehr die Besinnung. — Der gütige Himmel erbarmte sich endlich seiner Qualen. Mit einem donnerähnlichen Geräusche brach der brennende Dachstuhl ein, und klafterweit sprühten die Funken und flogen die brennenden Trümmer nach allen Richtungen.

„Verdammt!“ schrie Scheuchenstein von einem glühenden Sparren am rechten Fuße getroffen und er hatte Mühe, den Brand seines Beinkleides zu dämpfen. In seinem grausamen Verlangen, sich an dem Todeskampfe Isidors bis zum letzten Augenblicke zu weiden, vergaß er auf die Gefahr, die der Einsturz des brennenden, wie gesagt nur aus Holz gezimmerten Hauses ihm selbst bereiten konnte, indem er sich allzu nahe dem Fenster hielt.

Die zwölf Matrosen hatten indessen schon längst das Weite gesucht. Nicht nur, daß sie um ihre Sicherheit besorgt waren, da der Brand die ganze Umgegend alarmirte, empfanden sie, trotz ihrer überrohen Naturen, Grausen, als sie den jammervollen Todeskampf des Gelynchten gewahrten. So entsetzlich, so erschütternd hatten sie sich den Ausgang nicht vorgestellt.

„Jetzt ist es aber Zeit, daß ich weiter komme!“ sagte der „Liguorianer-Bruder“ höchst ärgerlich über den ihn betroffenen Unfall, denn er vermochte nur mühsam weiter zu hinken.

Dieser Wunsch war auch in der That durch die Umstände vollkommen gerechtfertigt. Von allen Seiten nahten Leute, um nach der Brandstätte zu sehen, und zwar nicht blos aus Neugierde, sondern im eigensten Interesse, weil die Feuersbrunst eines einzigen Hauses bei der leicht brennbaren Beschaffenheit aller Häuser dieses Stadttheiles bei einigermassen ungünstigem Winde, wie heute, ein allgemeines Unglück mit sich bringen konnte.

Der „Liguorianer-Bruder“ beeilte sich daher so schnell als es nur sein arg verletztes Bein gestattete, den Thatort seines Verbrechens hinter sich zu bekommen. — Theils ob der stockfinsteren Nacht, theils ob seiner Unkenntniß der Ortsverhältnisse verirrte er sich jedoch in eine Gegend, die er sonst gewiß vermieden haben würde. Er gerieth nämlich auf einen Moorgrund, den Niemand, der die in demselben drohenden Gefahren kannte, ohne gewisse Vorsichtsmaßregeln selbst bei Tag nicht betrat. Aber von der Angst ergriffen, als der Anstifter des Brandes vielleicht, ja sogar sehr wahrscheinlich nach amerikanischer Weise kurzweg gelyncht zu werden, indem man ihn einfach in die Flammen warf, trachtete er nur, sich möglichst weit von der Stadt zu entfernen, wobei ihm der am Horizonte grell abstechende Wiederschein der zahllosen Gasflammen von New-Orleans als Compaß für die von ihm gesuchte entgegengesetzte Richtung diente.

Auf einmal kam es ihm vor, als ob ein Erdbeben stattfände. — Der Boden unter seinen Füßen begann sich wellenförmig zu heben und

zu senken. Von Grauen erfaßt, beschleunigte er seine Schritte, und als die Schwankungen unter ihm immer heftiger wurden, verfiel er sogar in die Unvorsichtigkeit, einzelne lange Sätze zu thun.

Da brach er plötzlich bis auf die Kniee ein. Die ganze Größe der Gefahr, in der er schwebte, wurde ihm jetzt zu seinem Entsetzen klar — er war mitten in einen Sumpf gerathen.

Mit der Kraft der Verzweiflung und von Todesangst erfaßt, arbeitete er einen Fuß empor, aber nur um mit dem andern desto tiefer zu versinken. Nun klammerte er sich vorgesenkten Oberleibes keuchend mit beiden Händen an dem Boden an, daß das Blut zwischen den Nägeln ihm hervortrat. Eine kleine Viertelstunde lang nützte dies und er schöpfte bereits Hoffnung, sich wieder auf die Moordecke emporzuarbeiten, wo er dann auf dem Bauche weiter kriechen wollte. Aber eine einzige unvorsichtige Bewegung mit den Füßen, welche bereits bis an die Hüften im Schlamme stacken, und er versank plötzlich bis unter die Arme, welche ermattet ihren bisherigen Stützpunct fahren ließen.

„Ich bin verloren!" ächzte der „Liguorianer-Bruder," und blickte entsetzt nach dem Firmamente empor.

„Hilfe, Hilfe!" begann er endlich von gräßlicher Verzweiflung ergriffen, als er sah, daß er, ungeachtet er nicht die leiseste Bewegung mehr wagte, dennoch allmälig immer tiefer und tiefer versank. — Das Sumpfwasser reichte ihm bereits bis an den Hals. — In diesem Augenblicke würde er den Teufel in Person gerne als Retter begrüßt haben, ja sogar, wenn er gewiß gewesen wäre, schon morgen am Galgen enden zu müssen.

„Nur noch einen Tag, nur noch eine Stunde Frist!" lallte er in seiner Todesangst, als er sah, daß seine Lebensdauer blos mehr nach Minuten zähle.

Nochmals ließ er seinen Hilferuf erschallen, aber vergeblich. Niemand hörte ihn, und wenn dies auch der Fall gewesen wäre, Niemand würde es gewagt haben, den gefährlichen Sumpf zu betreten.

„Hilfe! Hil — Hil —!" gurgelte er mit verzerrten Zügen. Der Schlamm drang bereits in seinen Mund ein. Nun schloß er krampfhaft seine Lippen, würgte den ekelhaften Schlamm hinab und sog mit convulsivischem Athmen durch die Nasenlöcher die Luft ein. Aber auch dieser Canal seiner Respirationsorgane ward alsbald von dem nassen trüben Elemente bedeckt. Nun begann er im letzten Todeskampfe zu zucken und zu ringen; dies beschleunigte aber nur sein Versinken. — Ehe eine Minute

vergangen, schloß sich über seinem schuldbeladenen Haupte der finstere, unheimliche Moor, dem die Vorsehung an einem der hartgesottensten und nichtswürdigen Mitglieder einer fluchwürdigen Heuchlerbande auf so schaudervolle Weise das Rächeramt übertragen hatte.

---

## XIX.

## Der weiße Prophet.

Als der Enthusiasmus der wilden Apachen bei Annäherung des „weißen Propheten“ der Rothmänner sich etwas gelegt hatte, fand endlich auch Marie Gelegenheit, den Wundermann näher zu betrachten.

„Himmel!“ rief die junge Frau im Augenblicke der ersten Ueberraschung, „Oscar?! — doch nein,“ setzte sie mit Wehmuth hinzu, „es war nur eine Täuschung. Die Aehnlichkeit der Physiognomie ist eine frappante, aber Oscar ist etwas kleiner von Gestalt und auch seine Haare sind nicht so lichtblond, wie jene des räthselhaften Mannes.“

Der „weiße Prophet“ war in der That nicht Oscar von Schanzenau. — Seine Kleidung war theils europäisch, theils indianisch. Er trug hohe Reiterstiefel und Beinkleider von Hirschhaut, ein langes Koller von Büffelleder mit den uns bekannten Zierrathen und Emblemen des dritten und höchsten Grades des „Unabhängigen Ordens der Rothmänner,“ nur mit dem Unterschiede, daß sowohl seine kleine Schürze, als auch sein Wamms mit zahlreichen, in Silber fein gestickten Palmenblätter verziert war. Sein Haupt bedeckte eine schirmlose Mütze aus rothem Goldbrocat und mit neun schneeweißen, kurzen Schwungfedern garnirt. —

Gang, Haltung und Miene des „weißen Propheten“ der Rothmänner waren ernst und würdevoll. Aus seinem Antlitze, blaß und abgehärmt, sprach ein tiefer Seelenschmerz, eine unendliche Wehmuth und Resignation, als das Resultat eines harten Kampfes mit dem Schicksal. Aber der milde Glanz seiner blauen Augen, das herzgewinnende Wohlwollen, das in seiner ganzen Erscheinung zum Ausdrucke kam, die hinreißende Sympathie, welche in dem Tone seiner sanften und doch männlich-kräftigen Stimme lag, bewiesen, daß in ihm die lauterste Nächstenliebe, die reinste Humanität einen Vertreter gefunden, wie er kaum edler und erhabener gedacht werden konnte.

Der „weiße Prophet“ trat auf Marie zu und reichte ihr die Hand. „Willkommen, Schwester!“ sagte er mit vor Rührung vibrirender Stimme, „wie freut es mich, daß der gütige Baumeister aller Welten es uns gelingen ließ, Sie und Ihre lieben, theuren Kinder den Händen jener scheußlichen Megäre zu entreißen.“

Nach diesen Worten küßte er die drei Kinder, welche treuherzig und zutraulich zu dem fremden Manne aufblickten.

„Ach!“ erwiderte Marie mit thränenfeuchten Augen, „ach, wenn Sie, mein unbekannter Retter, erst jene Person näher kennen würden, wenn Sie wüßten, wie diese Furie bereits gegen unsere Familie gewüthet, welch' unsägliches Elend sie seit Jahren über uns gebracht hat!“

„Ich weiß Alles — leider nur zu genau!“ sprach der „weiße Prophet“ der Rothmänner mit bitterem Lächeln, „auch ich habe einst durch Alwine von Eichenstamm viel gelitten, aber Gott, der Gerechte, wird es schon zu fügen wissen, daß der „stolzen Juno“ frevelntlicher Hochmuth noch eine tiefe Demüthigung erleide.“

„Wie?“ rief Frau von Schanzenau höchst erstaunt, „Sie kennen sogar den Beinamen, der ihr in Wien ob ihrer wahrhaft imposanten Erscheinung geworden?“

„Ich weiß Alles, wie ich schon bemerkte,“ entgegnete der räthselhafte Mann mit Ruhe, welche aber, wie ein lebhafter Blitz seines Auges besagte, nur erzwungen sein konnte, „ich weiß Alles. Ich könnte Ihnen die ganze, niederträchtige Intrigue, durch welche der arme Schanzenau, mein geliebter Freund und Bundesbruder, um Freiheit und Ehre gebracht wurde, haarklein erzählen, wenn mich nicht mein, jener elenden Person zu Hamburg etwas voreilig gegebenes Wort noch immer binden würde.“

Wie Schuppen fiel es jetzt von Marien's geistigem Auge.

„Ha!“ rief Frau von Schanzenau freudig überrascht aus, „Sie sind also Flodoardo, Prinz von Cosenza, der Mann, der meinen Oscar aus Stein gerettet und dessen Antlitz zu schauen mir heute zum ersten Male vergönnt ist?“

Eine düstere Wolke überflog auf einen Augenblick die schöne, edle Stirne des „weißen Propheten.“

„Lassen wir es, ich bitte Sie inständig darum,“ sprach er düsteren Tones, „für alle Zukunft bei meinem bloßen Taufnamen bewenden. Der Prinz von Cosenza ist todt für alle Welt, todt selbst für das Weib, das ihn einst unter ihrem Herzen trug.“

Marie wollte eine Entgegnung machen, welche einer Frage gleich gekommen wäre.

Flodoardo ließ sie jedoch nicht zu Wort kommen, faßte sie sanft am Arme und sagte:

„Treten wir etwas abseits, meine liebe Schwester! Ich will nicht, daß Alfred und Minna Dinge vernehmen, welche deren jungen, keuschen Ohren noch lange unbekannt bleiben müssen. Der brave Menelaus möge die beiden Kinder indessen unter seine Obhut nehmen. Die drei oder vier Raststunden, welche wir hier in dieser anmuthigen Gegend verbringen, will ich benutzen, um Ihnen im Schatten dieser herrlichen Plantane alle Mittheilungen zu machen, welche betreff meiner Person für Sie von Interesse sein dürften."

Auf einen Wink Flodoardo's richteten die Apachen unter einem nahen Baume aus Fellen zwei bequeme Sitze für ihren „weißen Propheten" und dessen „Schwester" her, und die Weiber brachten etwas frisches Wasser, später auch einige Maisfladen und frisch geröstetes Fleisch herbei.

Alfred und Minna, von dem langen Morgenritte ermüdet, schliefen kaum zehn Schritte entfernt sanft wie zwei Engel im Schatten einer anderen Riesenplantane, bewacht von ihrem schwarzen Freunde Menelaus, der sich damit die Zeit vertrieb, erstaunliche Quantitäten der frugalen Eßvorräthe zu vertilgen.

Der kleine Oscar ruhte im Schooße seiner schönen, liebreizenden Mutter, welcher gegenüber der „weiße Prophet" der Rothmänner Platz genommen hatte.

Flodoardo begann nun eine umständliche Beschreibung seines ganzen Lebenslaufes, der in seinen wesentlichen Momenten uns ohnehin bekannt ist. Auch Marie hatte davon durch den allwissenden Howard hier und da bereits von dem Vorleben der Verhältnisse des einstigen Prinzen von Cosenza flüchtige Andeutungen erhalten, nichtsdestoweniger hörte sie der geist- und gemüthvollen Erzählung des edlen Freundes ihres Mannes aufmerksam zu, und ihr Interesse war natürlich auf das höchste erregt, als Flodoardo des fürchterlichen Schlages gedachte, der ihn zu Solmona in dem Augenblicke, wo er sich endlich im Besitze von Adelgundens Hand und eines großen Vermögens wähnte, wie ein Blitz aus heiterem Himmel getroffen hatte.

„Mein ganzes Vermögen," fuhr Flodoardo fort, „mein ganzes Vermögen, als ich Tod und Verzweiflung im Herzen, ohne Abschied von

meiner geliebten Gundi, das mir so unheilvolle Städtchen in den Abruzzen verließ, bestand aus etwa 150.000 Francs. — Der brave alte Goldstern hatte mich zwar mit unbeschränkten Creditbriefen versehen; ich beschloß jedoch, blos von seinen Empfehlungsschreiben, nicht aber von seinen Geldmitteln Gebrauch zu machen und ich bin hierin meinem Vorsatze unverbrüchlich treu geblieben. Gott sei Dank, war ich stets an Sparsamkeit gewöhnt und in bescheidenen Verhältnissen immer glücklicher, als wenn ich mitunter der Familie oder Umstände halber von meiner einstigen enormen Rente Gebrauch machen mußte. Das Erträgniß des kleinen Vermögens, das mir verblieb, konnte also für meine Bedürfnisse hinlänglich genügen, obwohl ich mir den Luxus eines Dieners auch weiter gestattete, oder besser gesagt, zu diesem Luxus gezwungen war, weil mein guter, treuer Aigner um keinen Preis bewogen werden konnte, mich zu verlassen. — Und so ist denn der ehrliche Mann mir willig und ohne Murren über den Ocean in eine fremde Welt nachgefolgt, obwohl er in seiner Heimat durch ein kleines Erbe ganz gut in den Stand gesetzt gewesen wäre, ein stilles, zufriedenes Leben zu führen."

„Entschuldigen Sie, daß ich Sie unterbreche, mein Bruder!" fiel Marie dem liebenswürdigen Erzähler in's Wort, „wo befindet sich der brave Aigner zur Stunde, warum ist er nicht hier?"

„Ich muß so ungalant sein," erwiderte Flodoardo mit feinem Lächeln, „die Antwort darauf schuldig zu bleiben; heute Abends, meine theure Schwester, mag er sich selbst rechtfertigen."

„Nichts als Geheimnisse!" schmollte Frau von Schanzenau, als sie ihre Neugierde auf diese Weise ganz unbarmherzig abgetrumpft sah.

„Sie sollen sich aber für diesen kleinen Zwang glänzend entschädigt finden, auf Ehre!" entgegnete Flodoardo mit vor Vergnügen leuchtendem Blicke, „denn mein biederer Tiroler wird nicht allein kommen."

Frau von Schanzenau erblaßte und erröthete in einem Athem. Mit der sanguinischen Hoffnungsfähigkeit eines liebenden Weibes bildete sie sich plötzlich ein, daß Aigner in Gesellschaft ihres Gemals erscheinen werde, aber diese vorzeitige Freude erwies sich sogleich als eine recht grausame Selbsttäuschung, denn Flodoardo, der die ungeheure plötzliche Erregung seiner schönen Zuhörerin gar nicht wahrzunehmen schien, fuhr gelassen fort:

„Ja, er wird in Begleitung eines Mannes hierher kommen, dessen Bekanntschaft endlich zu machen ich schon seit langer Zeit das innigste Verlangen trage. Doch genug hiervon."

„Ach, Oscar ist es also nicht?“ lispelte Marie wehmuthsvoll und dem Weinen nahe, stille vor sich hin, „ihn kennt ja Flodoardo persönlich.“

„Als ich,“ begann Flodoardo nach einer kurzen Pause von Neuem, „als ich zu New-York den Boden des freien Amerika’s betrat, war ich über meinen künftigen Lebensplan bereits im Reinen. Die lange und langweilige Seefahrt hatte mir hinlänglich Zeit dazu gegönnt. Als ich mich in Europa und zwar zu Havre de Grace einschiffte, war ich Willens, in die Reihen der unionistischen Armee zu treten und deren Kampf für die Freiheit, Recht und Menschenwürde wacker mitzukämpfen. Aigner, der nie einen anderen Willen besaß, als den meinigen, würde natürlich mir tapfer und getreu dabei zur Seite gestanden haben. Aber ich gab diese Absicht gar bald auf. Der Vorwurf der Feigheit darf mich deshalb nicht treffen und fürwahr, die Aufgabe, die ich mir im Interesse der Humanität gestellt, erforderte weit mehr Muth, als ich je im wildesten Schlachtengetümmel hätte beweisen können. Anstatt das Blut Anderer zu vergießen, anstatt gezwungen zu sein, wider meine Ueberzeugung, wenn auch für eine erhabene Idee, die Spitze meines Schwertes nach dem Herzen meines Nächsten zu zücken, beschloß ich, das gefahren- und mühereiche Werk eines Apostels der Humanität unter den ureingebornen Rothhäuten zu unternehmen. — Ich mußte mich darauf gefaßt machen, meine gute Absichten, den Keim der Civilisation unter den Wilden durch Verbreitung freimaurerischer Ideen zu säen, schmählich scheitern zu sehen, ja, der Mißerfolg war weit, weit wahrscheinlicher, als die bescheidenste Aussicht auf Gelingen. Nichtsdestoweniger ging ich mit ernstem Willen an meine Mission. Vor Allem studirte ich aus jenen vortrefflichen Werken, welche mir die Bibliothek zu Washington darbot, mehrere Dialecte der Wilden. Als ich mich nach sechs Monaten in dieser Beziehung so weit gerüstet fühlte, um meine Mission anzutreten, brach ich nach dem Südwesten der vereinigten Staaten auf, gefolgt von Aigner, der mich auch jetzt nicht verließ, obwohl ich ihm eindringlich alle Gefahren vorgestellt hatte, mit denen mein an Tollkühnheit und Vermessenheit grenzendes Unterfangen nothwendig verknüpft war. Ich mußte endlich nachgeben, denn die edle Seele wurde schließlich beinahe grob. Ich bin — sagte Aigner ganz erbost — jetzt so gut freier Bürger dieses freien Landes als Sie, und kann hingehen, wohin ich will. Wenn’s mich also freut, denselben Weg einzuschlagen, wie Sie, sei es vor Ihnen, neben Ihnen, hinter Ihnen, so geht Sie das

gar nichts an. Mich bringen Sie nun einmal nicht mehr vom Hals. — Ihren Scalp allein sollen die Indianer nicht kriegen, der meine muß auch dabei sein! — Gegen solche Argumente von Treue, Freundschaft und Anhänglichkeit läßt sich wohl nichts ausrichten — ich umarmte daher meinen lieben Tiroler und unser Pact auf Leben und Tod war auch meinerseits besiegelt.

„Furchtlos drangen Aigner und ich in die unabsehbaren Wälder und Prairien des Westens vor, um auf wilde Indianer zu stoßen. Wir Zwei hatten ganz allein den abenteuerlichen Zug unternommen; wir wollten keine weitere menschliche Existenz dabei aufs Spiel setzen, denn es war hundert gegen eins zu wetten, daß schon unsere erste Begegnung mit d:n Wilden für uns zu einem tragischen Abschlusse gedeihen werde. Allein der gütige Himmel hatte im Voraus unser Unternehmen gesegnet und in seinen Schutz genommen. Als wir eines Morgens aufgebrochen waren, gelangten wir nach einem zweistündigen Ritte in ein stark coupirtes Terrain, wo in der jüngst verflossenen Nacht zwischen zwei wilden Indianerstämmen offenbar ein furchtbarer Vernichtungskampf stattgefunden hatte. Ueber hundert Leichen bedeckten die Wahlstatt und eine noch weit mehr größere Anzahl von Verwundeten wälzte sich in ihrem Blute. Die Schlacht schien unentschieden geblieben zu sein, denn sowohl die Todten als Verwundeten gehörten beiden der sich bekämpfenden Stämme an, welche mit Anbruch des Tages sich einen anderen Wahlplatz zur Fortsetzung des Gemetzels ausgesucht, oder sich gegenseitig von dieser Stelle verdrängt haben mochten. Es geschieht nie, daß die Indianer, ob Sieger oder Besiegte, ihre Todten und Verwundeten auf dem Schlachtfelde zurücklassen, daher wir mit Bestimmtheit darauf rechnen konnten, daß schließlich die Wilden nach dem ersten Kampfplatze wieder zurückkehren würden. Ich beschloß, die Zwischenzeit bis dahin wohl auszunutzen. Zum Glück führten wir zwei mit allen möglichen Utensilien beladene Saumthiere mit uns. Da sowohl ich als Aigner uns einige der nothwendigsten chirurgischen Kenntnisse angeeignet hatten, was übrigens Keiner unterlassen sollte, der die Reise in diese Wildniß unternimmt, so gelang es uns, innerhalb weniger Stunden sämmtlichen Verwundeten soweit Hilfe zu leisten, daß sich kein Einziger verblutete. Als wir sodann auch aus dem nahen Flüßchen die von brennendem Durst Gefolterten gelabt und unsere Mundvorräthe unter sie bis auf den letzten Bissen vertheilt hatten, gingen wir daran, die Leichen zusammen zu tragen, aber nicht nach den beiden feindlichen Stämmen getrennt. Wir ließen immer je zwei der Männer, die sich im Leben bekämpft, im Tode friedlich nebeneinander liegen.

„Kurz, nachdem wir mit unserer harten Arbeit zu Ende gekommen waren, brach der Abend herein. Da tauchte am Waldesrande die Vorhut des einen Stammes auf. Die Wilden waren sichtlich betroffen, ja verwirrt, als sie die auf einem Hügelabhange symmetrisch geordneten Todten und zwei Bleichgesichter ganz friedlich mit den Verwundeten beschäftigt fanden. Aigner und ich thaten, als ob wir die sich behutsam Nähernden gar nicht bemerkt hätten, sondern fuhren fort, aus einem Schlauche das frisch herbeigeschaffte Wasser unseren Patienten zu reichen, wobei wir so ruhig, ja handwerksmäßig, vorgingen, als ob wir in einem Hospitale unsern Dienst verrichten würden. — Die Verwundeten geriethen jedoch in große Aufregung, als sie die am Waldesrande umherspähenden Gestalten gewahrten. Die Einen, welche in denselben Freunde erkannten, freuten sich natürlich, während die Anderen für ihr Leben fürchteten, denn die Rothhaut kennt keine Schonung dem Feinde gegenüber, selbst wenn derselbe bereits in den letzten Zügen liegen sollte. — Endlich wagten sich die Vorposten näher an uns heran — zum Glücke sprach ich den Dialekt dieser Rothhäute, welche Apachen waren, bereits so ziemlich. Der liebe Gott möge mir vergeben, daß ich nun für eine kleine Anmaßung seinen Namen mißbrauchte. — Mit jenem Pathos und jener Sicherheit in Haltung und Wort, welche den Rothhäuten stets imponirt, begann ich in einer etwas schwülstigen Ansprache mich selbst als den „weißen Propheten" zu proclamiren, den der „große Geist" auf Erden gesendet, um dem rothen Manne Gutes zu erweisen, ihn glücklich zu machen. — Hierauf erklärte ich, daß der „große Geist" mir befohlen, die Verwundeten zu pflegen und als „Brüder" zu behandeln, gleichviel ob sie diesem oder jenem Stamme angehören, daß er mir befohlen, seinen Zorn Allen zu verkünden, die in Hinkunft nicht ebenso handeln würden, wie ich, oder sich gar vermessen sollten, gegen die Gefangenen und Verwundeten den Tomahawk zu schwingen oder das Scalpmesser zu gebrauchen. — Ich verhieß ihnen endlich eine Zukunft voll Freude und Glück, wenn sie diesem ersten Gebote des „großen Geistes" strenge Folge leisten, aber ich drohte zugleich, daß Keiner nach seinem Tode die „große Prairie des Ostens," wo nach der Anschauung der Wilden ihrer die herrlichsten Jagdgefilde, die schönsten Pferde und prächtigsten Waffen harren, je eingehen werde, der nicht „Freiheit! Edelmuth! Bruderliebe!" zur Richtschnur aller seiner Handlungen machte. — Schließlich wies ich auf die Reihe der Gefallenen hin, welche jetzt im Tode so stumm und friedlich nebeneinander lagen, obschon sie sich im Leben gleich

Jaguars zerfleischt hatten. Ich stellte es als ein weiteres Gebot des „großen Geistes" hin, diese Todten auch in ein und dasselbe Grab zu legen, und zwar je zwei Männer der feindlichen Stämme mit verschlungenen Armen. Der „große Geist" — sagte ich — will, daß mit dem Tode, der Alles gleich macht, auch jede Feindschaft endige, er will, daß paarweise, wie wir sie im kühlen Schooße der Erde betten werden, ihre Seelen vor sein helleuchtendes Antlitz treten und nur Diejenigen, welche ihre Feindschaft abgelegt und vor den Stufen seines Thrones aus vollem Herzen sich versöhnt haben, wird dann der „große Geist" die goldenen Pforten seiner herrlichen Prairien öffnen, wo sie dann sich erfreuen dürfen eines seligen Lebens in alle Ewigkeit.

„Mein Antrag, die Leichen gemeinschaftlich zu bestatten, stieß Anfangs auf großen Widerspruch, denn dies stand im diametralen Gegensatze zu allen Anschauungen und Gewohnheiten der Wilden. — Ein fürchterliches Gewitter, welches urplötzlich am Horizonte aufstieg, unterstützte glücklicher Weise meine Argumente. Ich drohte, daß der „große Geist" durch Blitz Jeden tödten werde, der es wagen sollte, seinem durch mich verkündeten Gebote zu trotzen. Ich schämte mich zwar selbst dieses etwas komödienhaften Mittels, aber es führte zum Ziele. Abergläubische Furcht überkam die Rothhäute. Sie gelobten, Alles zu thun, was ich befehlen würde. Der Grundstein meiner moralischen Macht über diese rohen Naturen war nun gelegt. — Mein Triumph war aber ein vollendeter, als später auch Abgeordnete des zweiten, nämlich des besiegten Stammes erschienen, um wegen Auslieferung ihrer Todten zu unterhandeln. Auch diese Wilden wollten ihren Augen nicht trauen, als sie die Verwundeten nicht scalpirt, sondern gut gepflegt trafen und alle Anstalten gewahrten, um die Leichen nach Indianer-Sitte gemeinschaftlich auf ehrliche Weise zu bestatten. — Mein Triumph war ein vollständiger, denn die beiden Stämme, die sich seit Jahren auf das Blutigste verfolgt hatten und dadurch ihrer nahen Ausrottung mit Riesenschritten entgegen gingen, versöhnten sich auf feierliche, aufrichtige Weise. — Diesem Beispiele folgten bald andere Stämme nach, und mein Ruf drang unter den Rothhäuten mit Blitzesschnelle über den ganzen unermeßlichen nordamerikanischen Continent. Endlich, nachdem ich an allen Hauptpuncten Cadres meines großen Versöhnungswerkes organisirt hatte, ging ich daran, alle diese durch die Idee der Nächstenliebe civilisationsfähig gewordenen Stämme in einen großen Bruderbund zu vereinigen. Ich schuf den „Unabhängigen Orden der Rothmänner" auf freimaurerischer Basis,

XXIII.



Howard betrachtete mitleidsvoll den kurzen Todeskampf der „stolzen Juno“.

wobei ich natürlich mich den individuellen und nationalen Anschauungen der Indianer genau anbequemen mußte, falls der Bund wirklich lebensfähig werden sollte. — Der Zukunft möge es anheim gestellt bleiben, ob und wann eigentliche freimaurerische Formen in den jungen Organismus meiner Schöpfung allmälig hineingebracht werden können und dürfen. Möge mein Wollen und Wirken in dieser Richtung einst eine gerechte Beurtheilung finden! Ich habe gethan, was sich unter den gegebenen Verhältnissen eben thun ließ. Der Idee der Humanität, das heißt dem Urbegriffe und dem innersten Wesen, dem Endziele der echten Freimaurerei glaube ich durch meine Bestrebungen ganz gewiß förderlich gewesen zu sein. — Sie können daher, liebe Schwester, die Ungeduld begreifen, mit welcher ich dem Zusammentreffen mit einem Manne entgegen sehe, den ich seinen Werken nach bereits längst hochachte und dessen Urtheil über mein Unternehmen mich entweder moralisch vernichten oder aufrichten, und dadurch zu einer wirklichen Großthat im Dienste der Menschheit begeistern wird."

„Wer ist dieser Mann, dem Sie eine solche Autorität zuerkennen?" frug Frau von Schanzenau mit naiver Neugierde.

„Warum soll ich noch länger hinter dem Berge halten?" erwiderte Flodoardo mit von Entzücken strahlendem Antlitze. „Howard ist es; ihn, den Großmeister der amerikanischen Freimaurer, hoffe ich heute Abends endlich persönlich kennen zu lernen. Er hat mich vor vierzehn Tagen für heute Abends zu einem Stelldichein in dem leider zerstörten Asyle seiner Schützlinge unweit des Old-River geladen. Ihnen, liebe Schwester, sollte sein Besuch einstweilen unbekannt bleiben; er wollte Sie, wie er mir schrieb, mit seiner Ankunft überraschen."

Die gute Marie jauchzte bei dieser Nachricht wie ein Kind vor Freude laut auf. Sie konnte jetzt die übrigens nahe Aufbruchsstunde gar nicht mehr mit Geduld erwarten.

---

## XX.

## Der Meuchelmord.

Es fehlt uns wahrlich an Worten, um die rührende Scene des Wiedersehens Howard's und seiner Schützlinge, welche einige Stunden nach der eben geschilderten Unterredung zwischen Frau von Schanzenau und Flodoardo stattfand, gebührend zu schildern. Der alte

Herr schämte sich nicht der Thränen, als er Marie und die lieben Kinder unzählige Male umarmte und an sein Herz drückte, und wahrlich, dieses Ergusses seines von Liebe und Freude überströmenden Herzens brauchte er sich auch nicht zu schämen.

Der „weiße Prophet" der Rothmänner hielt sich abseits. Er wollte die herrliche, unbeschreiblich erhabene Weihe, welche in dem Bilde vor ihm lag, nicht durch sein unzeitiges Vortreten profaniren. Auch er, der noch so junge, und doch schon so vielgeprüfte Mann, fühlte seine Augen feucht werden, und tief ergriffen war sein Gemüth. Seine Gedanken schweiften, wie so oft, sehnsüchtig hinüber über den weiten Ocean! Seine Liebe zu Adelgunde war hoffnungslos, aber dennoch unzerstörbar. Ach, wenn er das holde Wesen nur ein einziges Mal von der Ferne hätte sehen, beobachten können. Ob sie auch seiner gedachte? — Mit zitternder Hand hatte er stets die Zeitungen aus Europa berührt, in der Furcht, etwas aus Falkstein zu lesen, was ihn tief betrübt haben würde, nämlich daß Prinzessin Adelgunde in den Stand einer standesgemäßen Ehe getreten sei. Wenn er an diese Möglichkeit dachte, so ergriff ihn beinahe Wahnwitz, und er mußte alle seine moralische Kraft zusammennehmen, um sich ernstlich zu Gemüthe zu führen, daß es für ihn eigentlich ein Verbrechen sei, im Egoismus seiner unauslöschlichen Liebe der schönen Adelgunde zu verübeln, wenn sie einen ihrer würdigen Bund für das Leben schließen sollte. Aber die Liebe ist nun einmal egoistisch, ja, sie muß es sein, ohne aufzuhören, was sie eben ist.

Endlich gedachte Howard seiner Pflicht, dem Manne zu danken, durch den Marie und die Kinder vor einem schrecklichen Schicksale bewahrt geblieben waren. Mit dem kleinen Oscar auf dem Arme, der von dem lieben „Großpapa" gar nicht mehr weg wollte, was in dem Herzen seiner zärtlichen Mutter beinahe einen Funken von Eifersucht und Mißbehagen anfachte, schritt er auf Flodoardo zu und reichte demselben nach Maurersitte die Bruderhand.

Howard vermochte vor Rührung kaum zu sprechen.

„Wenn ich," sagte er mit tiefbewegter, zitternder Stimme, „wenn ich, der ich doch schon so oft im Stande war, Tausende von Menschen durch meine Worte zur Begeisterung zu entflammen, in diesem Augenblicke außer alle Fassung gerathen bin, so mögen Sie es, theurer Bruder, nur der erdrückenden Ueberwucht der Dankbarkeit, die ich Ihnen schulde, und die ich niemals abzustatten im Stande sein werde, mit brüderlicher Nachsicht zu Gute halten."

„Ach,“ erwiderte Flodoardo mit jener Bescheidenheit, welche dem wahren Verdienste eigen ist, „ach, sprechen wir nicht davon. Ihr überschwängliches Lob könnte mich vollends unglücklich machen.“

„Wie so?“ meinte Howard ganz erstaunt.

„Weil ich jetzt kaum erwarten darf, von Ihnen, der an Erfahrung und Geist so hoch über mir steht, ein unparteiisches Urtheil über mein vielleicht allzu kühnes Werk zu vernehmen, ein Werk, das, wie ich schon hier und da vernommen, von manchem strengen Maurer geradezu als eine Entweihung des Bundes betrachtet wird.“

„Junger Mann!“ erwiderte der Greis rasch und mit Wärme, „lassen Sie den Unverstand sprechen, wie er es eben versteht. Sie haben im Interesse der Humanität Großes geschaffen; die Form ist dabei, wenn auch nicht gleichgiltig, so doch nur Nebensache. Der Dank der Menschheit gebührt Ihnen, und nehmen Sie es als keine Anmaßung hin, wenn ich Ihnen diesen Dank im Namen aller erleuchteten Brüder aus voller Seele darbringe.“

„Bruder! Großmeister!“ rief Flodoardo entzückt, „Ihr Ausspruch macht mich unendlich glücklich. Ach, wie wird sich mein guter Aigner darüber freuen, denn er weiß, welch’ schwere Zweifel bisher meine Seele gequält, ob ich mir nicht der Brüder Mißfallen und Verdammungsurtheil durch mein Beginnen zugezogen. Doch, wo ist die treue Seele — er sollte ja mit Ihnen hier eintreffen?“

„Bst!“ mahnte Howard, die Finger auf den Mund legend, „in einigen Tagen kommt er mit ihm — seine harte Prüfungszeit ist zu Ende — man hat ihn würdig befunden, einst meine Stelle zu vertreten und bei Gott, er ist es, er ist es! Nur Einer vermöchte ihm diesen Rang mit Recht streitig zu machen und dieser Eine sind Sie, mein Bruder!“

Flodoardo wollte gegen diesen Ausspruch remonstriren, aber Marie war hinzugetreten, um nach dem kleinen Oscar zu sehen, dessen Abtrünnigkeit den Egoismus ihrer Mutterliebe verwundete. Zu ihrer großen Freude und Satisfaction begehrte das Bübchen jetzt sogar nach ihr, aber bei ihm war wieder ein anderer Egoismus im Spiele, der Egoismus des Magens — er verspürte Hunger, und da wußte der kleine Schlingel gar wohl, daß er in dieser Angelegenheit von Mama besser bedient wurde, als von irgend Jemand Anderem.

Mit Hilfe der Apachen und der Neger, welche letztere sich nach ihrer Versprengung durch die Flibustiere seither wieder vollzählig eingefunden hatten, wurden mehrere Bretterbuden zur Beherbergung der Gäste

in aller Eile nothdürftig zusammengezimmert und einige in der Nähe befindliche Farmer halfen bereitwillig mit Möbeln und allerlei Hausgeräthe aus, so daß schon am dritten Tage das zerstörte Asyl wieder ganz wohnlich eingerichtet war.

Als am vierten Tage die Beihilfe der Apachen nicht mehr erforderlich war, nahm Huacho-Kuachi Abschied von dem „weißen Propheten." Den Häuptling, der für die Idee des „U. O. R. M." mit Leib und Seele einstand, hatte auf Flodoardo's Wunsch die Mission unternommen, bis nach Chihuahua, dem nördlichsten Staate Mexiko's, mit seinem Stamme zu wandern, um für die neue Lehre der Rothhäute, nämlich für die Devise: „Freiheit! Edelmuth! Bruderliebe!" neue Anhänger durch die Macht des Wortes zu gewinnen. — Howard beschenkte sowohl Huachi-Kuachi als seinen ganzen Stamm überreich mit blankem Golde, so daß diese Rothhäute im Stande waren, auf ihrem Zuge nach dem Südwesten in den Niederlassungen alle Bedürfnisse, nach denen ihr Herz gelüstete, nämlich gute Pferde, schöne Sättel, prachtvolle Waffen und große Mengen von Munition, an sich zu bringen, ohne in ihr altes Räuberhandwerk verfallen zu müssen.

Da der Krieg beinahe zu Ende war, so durfte man einen zweiten Ueberfall des Asyls durch Conföderirte wohl kaum mehr befürchten. — Aber Vorsicht ist die Mutter der Weisheit und durch Schaden wird man klug — dachte Howard. Er veranlaßte daher nicht nur, daß seine Leute in Gemeinschaft mit den Farmern der ganzen Umgegend regelmäßige Recognoscirungen in südlicher Richtung vornahmen, um bei Zeiten von verdächtigen Annäherungen Kenntniß zu erlangen, sondern auch, daß eine Compagnie der am Old-River stationirten Unionstruppen Befehl erhielt, in der unmittelbaren Nähe der Plantage ein Lager zu beziehen. Howard war nämlich mit dem Ober-Befehlshaber des dortigen Corps persönlich befreundet, so daß die rasche Gewährung seines diesbezüglichen Wunsches, der überdies auch im tactischen Interesse lag, uns nicht Wunder nehmen darf.

Eines Abends erhielt Howard durch seine Neger Kunde, daß zwei verdächtige Individuen sich in der Nähe der Plantage herumtrieben. — Den Aeußerungen der Neger zu Folge erschien es zwar höchst sonderbar, jedoch zweifellos, daß diese Männer unter sich keine Gemeinschaft hatten, sondern daß der Eine dem Anderen nur aus der Ferne scharf beobachtend folgte. — Howard beschloß, in aller Stille sich selbst zu überzeugen, was es gebe, gebot aber den Negern, ja kein Wort von

ihrer Wahrnehmung verlauten zu lassen, damit die arme Marie nicht etwa ganz unnütz in Angst versetzt werde. — Da er es aber möglicher Weise mit zwei Gegnern auf einmal zu thun haben konnte, so erachtete er es für keine Schande, Flodoardo in's Vertrauen zu ziehen und denselben einzuladen, mit ihm eine gemeinschaftliche Streifung vorzunehmen.

Der „weiße Prophet" der Rothmänner war natürlich zu diesem Dienste gerne bereit. — Beide Männer streiften einige Stunden ganz vergebens rings um die Plantage herum. Mitternacht war bereits vorbei und Howard stellte den Antrag, nach den Hütten zurückzukehren. Sowohl der alte Herr als sein junger Begleiter waren stark versucht, die an und für sich etwas unglaubliche Geschichte von den zwei Waldschleichern nunmehr für eine bloße Hallucination der leicht erregbaren Phantasie der Neger zu halten, welche überdies gerne jede Mücke zum Elephanten gestalten, um ihre Dienste recht wichtig zu machen.

Lautlos schritten beide Männer vom Walde her nach der noch etwa dreihundert Klafter entfernten Niederlassung zu, als sie vor sich in einiger Entfernung eine behend dahinschwebende Gestalt gewahrten. Howard und Flodoardo bückten sich, um durch ihren hochgewachsenen Körperbau nicht vorzeitig sichtbar zu werden. — Einige Schritte weiter fanden sie hinter einem vereinzelten alten Baume die gewünschte Deckung ihrer Leiber. Der Mond trat zwischen den Wolken hervor und nun waren die aufmerksamen Beobachter im Stande, genau wahrzunehmen, was wohl der sonderbare Nachtschleicher vor ihnen beginnen werde.

Die dunkle Gestalt schritt schnurgerade auf einen der Ziehbrunnen los, u. z. dem einzigen, welcher für Menschen gut genießbares Trinkwasser lieferte. — Howard und Flodoardo nahmen deutlich wahr, daß die unheimliche Gestalt den Inhalt eines kleinen Sackes in den gedachten Brunnen warf. — Als dies geschehen, flüchtete der Fremde, wie von der Windsbraut getragen, nach dem Walde zurück, ohne sich ein einziges Mal umzusehen.

Howard und Flodoardo verfolgten geräuschlos die Gestalt. Sie wollten sich des Menschen bemächtigen, der bei dem Brunnen ganz gewiß ein abscheuliches Verbrechen begangen, nämlich, wie alle Anzeichen vermuthen ließen, das Wasser vergiftet hatte. — Der Thäter mußte aber, um seine Spur in dem Walde zur Nachtszeit nicht zu verlieren, sicher gemacht werden. Setzte er seinen raschen Lauf auch zwischen den Bäumen fort, so war sein Entwischen so ziemlich gewiß, denn, wie d

Neger gemeldet, besaßen die beiden verdächtigen Fremden sehr gute Pferde, während die zwei Verfolger zu Fuß sich befanden.

Howard und Flodoardo waren jedoch nicht die einzigen menschlichen Wesen, welche den vermuthlichen Giftmischer scharf im Auge behielten. Eine zweite Gestalt hatte gleichfalls beobachtet, was am Brunnen vorgefallen war.

„Ausgezeichnet!" murmelte dieser Mann ingrimmig lächelnd vor sich, „wie vernünftig war es doch, daß ich bisher meine Kugel für sie gespart. Meine Ahnung, daß sie nur deshalb ihren Weg hierher *nahm*, um Unheil zu stiften, erweist sich als richtig. Mir recht, mögen sie Alle, Alle den Tod sich in den Leib hineintrinken. Kann Marie nicht mir gehören, soll sie auch ihrem Gemal entrissen bleiben. Doch an's Werk — sie hat ihre Schuldigkeit gethan, ich will jetzt die meinige thun!"

Nach diesen Worten spannte der Mann den Hahn seines Kugelstutzens, und folgte in paralleler Richtung dem Pfade der so zu sagen neben ihm flüchtigen Gestalt. Nach einer kleinen Viertelstunde erreichten Beide die, von der Plantage aus, jenseitige Lichtung des Waldes, welche durch ein großes Steinfeld gebildet war. — Hier befand sich ein Pferd an einem Baume angebunden.

Beinahe athemlos hielt jetzt die Gestalt, welche dem Brunnen einen Besuch abgestattet, stille, und machte sich fertig, das Pferd zu besteigen. — In dem Augenblicke, wo sie sich in den Sattel schwingen wollte, krachte auf kaum zwanzig Schritte Entfernung ein Schuß. — Ein greller Aufschrei erfolgte; das erschreckte Pferd jagte ledig über das Steinfeld hinweg. — Das Getrappel eines zweiten Pferdes wurde hörbar. Es war der Meuchelmörder, der auf seinem im Walde selbst versteckt gewesenen Pferde davonsprengte.

Howard und Flodoardo stürzten herbei.

„Himmel!" rief Letzterer, als er die auf dem Boden zusammengekauerte Gestalt bemerkte. „Himmel! Es ist Alwine!"

„Eilen Sie zurück nach Hilfe!" sagte Howard. Flodoardo sprang in langen Sätzen davon, um von der Plantage eine Tragbahre herbeizuschaffen.

„Es ist umsonst!" hauchte die Verwundete; „bald, bald wird — Alles — vorüber sein!"

Howard betrachtete mit verschränkten Armen den Todeskampf der „stolzen Juno."

„Heinrich! Heinrich!" murmelte er endlich vor sich hin; „Alles, was Du mir gethan, hat die Vorsehung furchtbar gerächt an Deinem Kinde!"

Bevor noch Flodoardo mit mehreren Trägern von der Plantage zurückkehrte, war die „stolze Juno" bereits eine Leiche. Unbußfertig, wie sie gelebt, starb sie auch. Trotz und Hochmuth spiegelten ihr Antlitz selbst im Tode ab. Nicht ein einziges Wort der Warnung war ihren Lippen über ihre letzte Unthat entschlüpft. Ein Zug dämonischen Lächelns, der auf ihren Lippen zu einer teuflischen Fratze erstarrt war, gab vollgiltiges Zeugniß, daß ihr letzter Gedanke, ihre letzte Hoffnung auf das Gelingen ihres schändlichen, giftmischerischen Planes gerichtet gewesen sei.

Am nächsten Morgen brachte eine Streifpatrouille der unweit der Plantage gelagerten Truppen einen Mann vor ihren Commandanten, den man halbtodt, unter seinem Pferde liegend, im Walde aufgefunden hatte. Es war Cihulka, der Mörder der „stolzen Juno." In der Hast, womit er sich von dem Thatorte zu entfernen suchte, und ohnehin kein sehr fester Reiter, war er sammt seinem Roß gestürzt, unter welches er zu liegen kam. Ein Blutstrom um den anderen entquoll seinem Munde, denn das Brustblatt war ihm eingedrückt worden. — So hatte die Nemesis auch diesen Elenden sehr schnell mit ihrem oft lange zögernden, schließlich aber stets unfehlbaren und erbarmungslos vernichtendem Arme erreicht.

Cihulka vermochte kein einziges Wort zu sprechen. Obwohl man ihm aus christlicher Barmherzigkeit alle erdenkliche Pflege angedeihen ließ, verschied er dennoch schon nach wenigen Stunden.

---

## XXI.

## Bekenntnisse.

Der edle Howard hatte die ganze Nacht hindurch kein Auge geschlossen, ebensowenig Flodoardo. Der Tod der „stolzen Juno" rief in beiden Männern eine ungeheure Bewegung hervor, wenn auch nicht aus ganz denselben Motiven. Der „weiße Prophet" konnte nicht begreifen, wie einst dieses Wesen, eine der perfectesten Schöpfungen, welche je von Beelzebub zu Stande gebracht und als Stellvertreterin der Hölle auf Erden entsendet worden war, ihn derart zu berücken vermocht hatte, bevor sein Herz in lauterer Liebe zur sanften, engelgleichen und dennoch von ihm Anfangs verschmähten Adelgunde entbrannte. — Howard hingegen

ließ seine Jugendzeit Revue passiren; die Erinnerungen, welche dabei lebhaft vor seine Seele traten, mochten nicht angenehmer Natur sein. Er fühlte das dringende Bedürfniß, sein Gemüth durch eine offene Mittheilung dessen, was ihn so sehr bedrückte, zu erleichtern, und wen durfte er wohl seines Vertrauens für würdiger erachten, als Flodoardo, der in der Schule des Lebens, ungeachtet seiner Jugend, bereits ebenso weittragende als bittere Erfahrungen gemacht hatte.

Der edle Greis beschloß daher, mit dem „weißen Propheten" sich auf ein Stündchen in den nahen Wald zurückzuziehen, um dort ungestört einige „Bekenntnisse" abzulegen.

Zuvor mußte aber der leiblichen Sicherheit seiner Leute gedacht, nämlich zweifellos constatirt werden, was es mit dem Brunnen, in welchen die „stolze Juno" ein Säckchen entleert hatte, für ein Bewandtniß habe.

Um das für vergiftet gehaltene Trinkwasser chemisch zu untersuchen, fehlten die erforderlichen Mittel. Es wurden daher ein altes Pferd, ein Rind, einige Schafe und ein paar Singvögel als Opfer auserkiesen; für eine spätere wissenschaftliche Analyse ließ jedoch Howard einige Flaschen mit dem verdächtigen Naß füllen. — Als dies geschehen war, mußten die Neger sogleich Vorbereitungen treffen, um den gefährlichen Brunnen zu verschütten, falls an den zum Experimente erkorenen Thieren sich wirklich Symptome der Vergiftung erweisen sollten.

Nachdem Howard alle Anstalten mit gewohnter Umsicht gepflogen hatte, lud er seinen jungen Freund zu einem Spaziergange nach dem Walde ein.

Unweit der Stelle, wo die „stolze Juno" durch Cihulka's meuchlerische Kugel die Strafe für ihre Unthaten empfangen hatte, machte Howard Halt und lud Flodoardo ein, auf einem der vielen Baumstrunke Platz zu nehmen.

Als Howard sich gleichfalls niedergelassen, begann er mit großem Ernste in Sprache und Miene wie folgt:

„Mein theurer Freund und Bruder! Obwohl unsere persönliche Bekanntschaft noch sehr jung ist, trage ich dennoch kein Bedenken, Ihnen „Bekenntnisse" abzulegen, welche ich mit mir ins Grab zu nehmen bisher fest entschlossen war. Selbst Marie, welcher ich doch schon längst entdeckt habe, wie nahe sie mir sammt ihren Kindern stehe, ahnt nicht die ungeheure Last, welche auf meinem Gewissen ruht, und nie soll sie oder ihr Gemal darum erfahren, damit ich nicht etwa in ihrer Achtung

sinken möge. Zu Ihnen, Flodoardo, will ich aber offen sprechen, weil ich Ihnen jene Gereiftheit des Urtheils, jene echt christliche, durch nichts zu erschütternde liebevolle Nachsicht zutraue, um die Verirrungen meiner Jugend durch meine späteren Dienste zum Wohle der Menschheit wenigstens einigermaßen als gesühnt zu betrachten. — Doch wozu diese Einleitungen — ich will lieber gleich mit meiner Geschichte beginnen, verspreche aber, mich recht kurz zu fassen."

Howard holte tief Athem und fuhr dann fort:

„Ich habe im Jahre 1795 zu Wien das Licht der Welt erblickt und bin der Enkel des österreichischen Hauptmannes Hermann Braun, welcher am 18. Juni 1757 in der Schlacht von Kollin sich das Theresienkreuz erwarb. Da die glänzende Waffenthat, welche er, nachdem sein Major gefallen war, an der Spitze des Bataillons vollbrachte, in der Erstürmung einer sehr wichtigen, in einer Au gelegenen Schanze bestand, so wurde ihm bei der mit dem erwähnten Orden verbundenen Erhebung in den Freiherrnstand das Prädicat von Schanzenau, dessen einziger legitimer Träger nur noch mein älterer leiblicher Bruder, der pensionirte Feldmarschall-Lieutenant Jacob von Schanzenau ist, nachdem Oscar durch die Verurtheilung wegen eines gemeinen Verbrechens seines Adels verlustig erklärt wurde. Den österreichischen Gesetzen gemäß wäre zwar auch der kleine Alfred als Träger dieses Namens anzusehen, aber da ich ihn bereits als künftigen amerikanischen Bürger eintragen ließ und hier zu Lande, Gott sei Dank, kein Geburtsadel gilt, so ließ ich ihn gleich seinem Brüderchen Oscar unseren alten, schlichten Familiennamen Braun wieder annehmen. Nebenbei gesagt, freut es mich herzlichst, daß mein armer, unglücklicher Sohn nach seiner Flucht aus Stein von selbst auf den Einfall gerathen war, sich Brown zu nennen, was nur die englische Uebersetzung von Braun ist und wie im Deutschen ausgesprochen wird. — Meine erste Jugend fiel in eine sehr bewegte politische Epoche, und kaum den Kinderschuhen entwachsen, nahm ich den Tornister auf den Rücken, um die Befreiungskriege wacker mitzukämpfen. In diesen Feldzügen war mein steter unzertrennlicher Freund und Begleiter mein leiblicher Vetter, der Banquierssohn Heinrich von Eichenstamm, und wir theilten so oft brüderlich den letzten Bissen Brot, den letzten Schluck miteinander. Daß wir uns selbst im dichtesten Kugelregen nicht aus den Augen ließen, war bei zwei so muthigen, ja tollkühnen Burschen, wie Heinrich und ich, ganz selbstverständlich. — Mit mehreren wohlverdienten Decorationen, wenn es überhaupt ein Ver-

dienst sein kann, Mitmenschen, die uns persönlich nie beleidigt haben, auf Commando todtzuschlagen, kehrten wir nach Beendigung des Feldzuges aus dem eroberten Paris in die Heimat zurück. Vetter Heinrich, ein paar Jahre älter als ich, war um diese Zeit großjährig geworden und übernahm nun das ausgebreitete Wechslergeschäft, welches ihm sein vor Kurzem verstorbener Vater im blühendsten Zustande hinterlassen hatte. Ich hingegen, vom Wissensdurste geplagt, widmete mich der Fortsetzung meiner Studien, welche vorzüglich Mathematik, die Naturwissenschaften und die Landwirthschaftslehre zum Gegenstande hatten, und ich galt als der beste Student der Collegien, die ich besuchte. Als auch ich majorenn geworden war und das Verfügungsrecht über mein beiläufig sechzigtausend Gulden in Conventionsmünze betragendes Vermögen erlangte, dessen Verwaltung das Haus Eichenstamm besorgte, dachte ich daran, mir einen eigenen, friedlichen Hausstand zu gründen und ein kleines Aemtchen anzunehmen; denn meine Pläne waren damals so bescheiden, ja, so echt philisteriös, daß ich unter geeigneten äußeren Umständen wohl das Muster eines ehrsamen Spießbürgers geworden sein würde. Sehr glänzende Partien aus Adelskreisen wurden mir offerirt, aber ich glaubte besser zu fahren, wenn ich die Gefährtin meines Lebens in bürgerlichen Kreisen wählte. Da das weibliche Geschlecht bis zu jener Stunde für mich noch gar nicht existirt hatte, so kam ich in dieser Richtung mit meinem Entschlusse bald zu Stande, als mein Busenfreund Heinrich mir die Tochter seines ersten Buchhalters als Braut proponirte. Seraphine gefiel mir, ich ihr, die Eltern gaben ihre Einwilligung, und so traten wir denn sechs Wochen später vor den Altar, und zwar zweimal, weil meine Braut katholischen, ich aber evangelischen Glaubensbekenntnisses war. — Schon zehn Monate später beschenkte mich Seraphine, die ich mit aller Glut einer ersten Liebe in mein Herz geschlossen hatte, mit einem Knäblein, dem armen Oscar, der so bald als verwaist dastehen sollte, denn ach! nun beginnt das traurige, erschütternde Drama meines Familienlebens.“ — — —

Der Greis verhüllte eine Weile sein Antlitz mit den Händen und seine innere Bewegung war so groß, daß er sich in diesem Augenblicke gänzlich außer Stand fühlte, weiter zu sprechen. Endlich begann er aber von Neuem:

„Mein freundliches Verhältniß zu Eichenstamm dauerte ungetrübt fort. Ich hatte in der Nähe von Wien mich an der Errichtung einer chemischen Fabrik betheiligt, wodurch ich oft Tage lang der Residenz ferne

blieb. Wie freute ich mich stets des Augenblickes, wo ich wieder meine Frau und mein Kind ans Herz drücken konnte! — So vergingen mir ein paar Jahre des glücklichsten Daseins, obwohl ich schon seit längerer Zeit zu bemerken glaubte, daß Seraphinens Zärtlichkeiten den Stempel des Gesuchten, des Erzwungenen an sich trügen, im Vergleiche zu ihrer früheren so naiven Offenheit und bezaubernden Liebenswürdigkeit. Ich suchte mich jedoch stets selbst zu überreden, daß ich mich täusche, daß Seraphine höchstens sich gekränkt fühle durch meine häufige Abwesenheit. Ich beschloß deshalb, das Fabriksgeschäft bei Wiener-Neustadt, obwohl es sich sehr lucrativ gestaltete und mein Vermögen in drei Jahren sich fast auf hunderttausend Gulden vermehrt hatte, aufzugeben, denn höher als alle Schätze der Welt schlug ich den Fortbestand meines häuslichen Glückes an. — Zu meinem größten Erstaunen gewahrte ich, daß Seraphine diesen meinen Entschluß durchaus nicht freudig aufnahm; sie suchte mich vielmehr zu bereden, die Fabrik ja nicht fahren zu lassen und, wie ich beabsichtigte, ganz in der Nähe der Residenz ein ähnliches Etablissement neu zu gründen. Ich antwortete nichts, aber der Stachel der Eifersucht war tief, tief in meine Brust gedrungen. Ich bestellte Aufpasser und erfuhr, daß Heinrich von Eichenstamm, welcher, wenn ich in Wien mich befand, die Woche hindurch uns höchstens zweimal flüchtige Besuche abstattete und stets sehr beschäftigt zu sein vorgab, täglich mehrere Stunden in meinem Hause verweilte, wenn ich abwesend war. Mein Verdacht, daß hinter diesen Besuchen ein sträfliches Verhältniß stecke, mußte mir zur Gewißheit werden, weil sowohl mein Vetter als meine Frau diese Besuche mir gegenüber sorgfältig verschwiegen, selbst als ich Beide auf gute Art hierüber ausforschte. Auch die Dienerschaft meines Hauses nahm an diesem Complotte Theil, stand also im Solde der Elenden, die mich betrogen. — Ich beschloß, mir volle Gewißheit zu verschaffen und dann an ihm und ihr fürchterliche Rache zu nehmen. Mein Ueberraschungsplan gelang; ich ertappte Beide in einer Situation, welche kein Leugnen, keine Ausflüchte gestattete. Mit herkulischer Stärke ausgerüstet, prügelte ich in meinem Wuthanfalle den nichtswürdigen Verführer und Verräther derart durch, daß er als todt aus meiner Wohnung getragen wurde und erst nach mehreren Monaten wieder das Lager verlassen konnte. — Als Eichenstamm auf einer Tragbahre aus meinem Hause geschafft war, ging ich daran, mit Seraphine abzurechnen. Sie hatte sich in ihr Zimmer eingeriegelt, aber mit einem einzigen Fußtritte sprengte ich die Thüre. In meiner grenzenlosen Erbitterung stellte ich ihr die

Wahl frei, entweder von meiner Hand zu sterben, oder mit eigenen Händen ihrem schmachbedeckten Leben ein Ende zu machen. Die Verbrecherin lag auf den Knieen vor mir und flehte um Gnade, aber ich blieb unerbittlich. — Es war wohl Irrsinn, der mich erfaßt hatte, denn ich trug mich mit der Absicht, sowohl mich als den kleinen Oscar zu ermorden, sobald das nichtswürdige Weib ihren letzten Athemzug ausgehaucht haben würde. Von Entsetzen und Reue ergriffen, an jeder Hilfe verzweifelnd, um aus meiner Macht befreit zu werden, stieß sie sich den Dolch ins Herz, den ich ihr mit gebieterischer Miene dargereicht hatte. Der Anblick des Blutes, das wie ein Purpurstrom aus ihrem Busen quoll, verursachte mir solches Grauen, daß mir die Haare zu Berge stiegen und ich, glücklicherweise auf meinen Vorsatz vergessend, auch das unschuldige Kind zu ermorden, wie von Furien gejagt aus dem Hause stürzte. Auf der Straße nahm mich eine Polizeipatrouille in Empfang, da ich mich wie unsinnig geberdet haben soll, meine Kleider zerrissen, meine Hände mit Blut befleckt waren. Von der Polizei wurde ich an das Criminalgericht abgeliefert, da man mich des Todtschlages des Banquiers von Eichenstamm und der Ermordung meiner Gattin beschuldigte. Nach einigen Wochen sprach mich jedoch das Gericht über beide Anklagen frei. Mein Vetter hatte selbst angesucht, daß man mich wegen des „Rencontre," wie er die empfangene Züchtigung beschönigend taufte, nicht behelligen möge und betreffs Seraphinens lag der Befund der Gerichtsärzte vor, wornach nicht nur ich im unzurechnungsfähigen Zustande damals mich befand, sondern auch mit größter Wahrscheinlichkeit angenommen wurde, daß meine Gattin wirklich sich selbst gemordet habe. — Die Motive, aus welchen Eichenstamm um die Auflassung der Untersuchung bat, in soweit er als Kläger erscheinen konnte, waren jedoch keineswegs dem Gefühle der Reue, der Versöhnlichkeit entsprungen. Er scheute nur den Scandal, und dann brütete er über eine weit sichere und furchtbare Rache für die erlittene Züchtigung. Eines Tages wurde ich von der Polizei verhaftet, und zwar unter einer Anschuldigung, welche unter dem damaligen absolutistischen Systeme eines Kaiser Franz und Metternich zehnmal schwerer wog, als das ruchloseste Verbrechen. Ich war insgeheim denuncirt worden, daß ich Freimaurer sei, und mit den Koryphäen dieses Bundes eine staatsgefährliche Correspondenz unterhalte. Man fand bei der Durchsuchung meiner Habe in der That meine Insignien als Mitglied einer französischen Loge, in welche ich mich in Paris zur Zeit der Occupation dieser Stadt durch die Alliirten hatte aufnehmen lassen. —

Daß ich damals im Militärverbande stand, wurde mir natürlich doppelt strafbar angerechnet. Auch meine Briefschaften, deren sich die Schergen des elenden Sedlnitzky bemächtigten, enthielten hinlänglich Stoff, um mich vollends zu compromittiren, obwohl darin von einer Conspiration keine Rede war. Ich und mein Freund hatten blos unseren Unmuth ausgetauscht, daß die Völker nach so ungeheueren Anstrengungen, die Throne ihrer sogenannten legitimen Monarchen wieder aufzurichten, nur mit Knute und Haslinger entlohnt wurden, und selbst die leiseste Mahnung an das in den Tagen der Noth von den Fürsten feierlich gegebene Versprechen, von nun an verfassungsmäßig zu regieren, zum Hochverräther stempelte. Wir prophezeiten dieser durch nichts zu rechtfertigenden Wortbrüchigkeit klägliche Consequenzen, die einst den allgemeinen Unwillen des Volkes herbeiführen müssen u. s. w. Ueber ein volles Jahr saß ich in Criminalhaft. Man wollte auch in den österreichischen Provinzen Mitschuldige meiner als entschieden revolutionär verpönten Gesinnung auffinden, aber vergebens, da ich in Wahrheit nur mit dem Auslande correspondirte, und zwar, Gott sei mein Zeuge, ohne alle Umsturzabsichten, nur zu zu dem Zwecke, meine Ansichten auszutauschen. So sehr das Wiener Criminalgericht es gewiß nicht an gutem Willen fehlen ließ, um mich nach einem oder anderen Paragraphe strafbar zu finden, gelang es dennoch nicht, mich zu verurtheilen, sondern man mußte wegen Abgang des rechtlichen Beweises die Untersuchung einstellen. Man gab mir jedoch nicht sofort die Freiheit, sondern übermittelte, wie es in jener Glanzperiode des Absolutismus üblich war, meine Akten zur sogenannten politischen Verfügung der obersten Polizeibehörde. Sedlnitzki, der nun einmal mein Verderben beschlossen hatte, bekam jetzt freie Hand über mein Schicksal. Da ich, als nach Wien zuständig, aus den österreichischen Staaten nicht abgeschafft werden konnte, anderseits aber es eine im Vorhinein beschlossene Sache war, mir die Freiheit nicht wieder zu geben, mochte ich vom ordentlichen Gerichte verurtheilt werden oder nicht, so ließ man mich einfach „verschwinden," wie in solchen Fällen der terminus technicus lautete. Bei Nacht und Nebel wurde ich in einem dicht geschlossenen Wagen aus Wien fortgeschafft, und etwa zwanzig Stunden später war ich ein Insasse des Spielbergs in Brünn, den ich zeitlebens nie mehr verlassen sollte. Volle fünf Jahre saß ich dort gefangen unter Räubern und Mördern in den schmutzigsten und ungesundesten Kerkern, darunter drei Jahre in Eisen, weil ich eines Tages die Brutalitäten des Kerkermeisters durch tüchtige Faustschläge vergolten hatte. Während dieser ganzen Zeit suchte ich ver-

geblich in Erfahrung zu bringen, was mit meinem Kinde, mit meinem Vermögen geschehen sei. Ich bat, flehte, drohte — Alles umsonst. Ich war todt für dieses Leben und sollte den Spielberg nur als Leiche verlassen. Da erfuhren „Brüder" aus dem Auslande um meinen Aufenthalt in jenem unmenschlichen Staatsgefängnisse, dessen Geschichte strotzt von zahllosen Verbrechen, die im Namen der Legitimität und des Gottesgnadenthum an „freien Männern" begangen wurden. So schwer es auch war, die Mittel und Wege meiner Befreiung auch nur anzubahnen, die theuren „Brüder" harrten aus, und nach drei Monaten gelang es endlich, den schlau angelegten Plan in's Werk zu setzen. Es würde heute zu weit führen, Sie, mein theurer Flodoardo, mit allen Details bekannt zu machen. Genug — obwohl mitunter hart bedrängt und verfolgt, erreichte ich dennoch glücklich die Schweiz. Es war dies im Jahre 1826. Von der Schweiz begab ich mich nach Nordamerika, nachdem ich mich vergeblich um die Herausgabe meines Vermögens bemüht hatte. Ich erfuhr blos, das Heinrich von Eichenstamm von der Behörde als Curator meines Sohnes und meiner Verlassenschaft bestellt worden war; man betrachtete mich bereits als todten Mann. Der an mich schließlich gestellten dummnaiven Aufforderung, meine Identität mit dem verschollenen Hugo Freiherrn von Schanzenau persönlich vor einem österreichischen Gerichte nachzuweisen, leistete ich selbstverständlich *keine* Folge. In Amerika lächelte mir das Glück, so weit es die materielle Seite betraf, sehr freundlich. Obwohl ich ohne einen einzigen Dollar an's Land stieg, ich hatte mich auf der Ueberfahrt als gemeiner Schiffshandlanger verdingen müssen, besaß ich schon nach drei Jahren ein bedeutendes Vermögen. Ich hatte nemlich einen mir ganz fremden „Bruder" getroffen, der meine gediegenen Kenntnisse zu schätzen wußte und mich sogleich als Compagnon seiner zahlreichen industriellen Etablissements annahm. Im Jahre 1833, also sieben Jahre nach meiner Ankunft in der neuen Welt, war ich bereits ein sehr reicher Mann. Mein Herz zog mich nach Europa — ich wollte mein Kind sehen, denn daß Oscar wirklich mein Sohn sei, hatte ich vernünftiger Weise nur in dem ersten Anfalle meiner Wuth und Kränkung zu bezweifeln vermocht. Ich begab mich unter meinem angenommenen Namen Howard nach Wien, hütete mich aber, mein Incognito zu verrathen, denn obwohl die Polizei mir jetzt als amerikanischen Bürger nicht mehr offen beikonnte, würde es doch für einen Sedlnitzki hundert Mittel gegeben haben, mich ein zweites Mal, und zwar hoffentlich mit besserem Erfolge „verschwinden" zu machen.

Doch gelang es mir, Oscar zu sehen, ja, zu sprechen, natürlich ohne daß ich mich ihm als Vater verrieth. Ich war über den Jungen entzückt, und verzieh beinahe seinem Vormunde, dem Banquier Eichenstamm, was er an mir verbrochen. Um jene Zeit wurde Heinrich, der sich vor ein paar Jahren verehelicht hatte, eine Tochter geboren — es war Alwine, die „stolze Juno," die später einen so unheilvollen Einfluß auf Oscar ausüben sollte. Ich freute mich der Geburt dieses Kindes, als ich vernahm, daß Eichenstamm gegen seine Frau die Absicht aussprach, einstens seinen Mündel und seine Tochter einander näher zu bringen. Heinrich mochte also doch Gewissensbisse darüber empfinden, was er an mir zweimal verbrochen. Ich hatte, Gott sei es gedankt, mich in jener Zeit bereits so innig in den Geist echter Maurerei hineingelebt, daß ich geneigt war, meinem Todfeinde aus vollem Herzen zu verzeihen, falls er wirklich sein Inneres wahrhafter Besserung erschlossen haben würde. Ziemlich befriedigt verließ ich daher wieder Wien. Ich hätte meinem Sohne bedeutende Summen auf dem Continent anlegen können, aber ich unterließ es absichtlich, denn ich gewahrte an dem Knaben einen kleinen Hang zur Verschwendung, überhaupt einen Zug von Leichtsinn, zwei Dinge, die er von seiner unglücklichen Mutter ererbt hatte. Er sollte in bescheidenen Verhältnissen aufwachsen; ich wollte wissen, was er nach erreichter Großjährigkeit mit seinem Erbtheile beginnen werde. Meine etwas pessimistischen Voraussetzungen trafen leider vollkommen zu. Als ihm von Eichenstamm nach erfolgter Großjährigkeit das Erbe pünctlich ausbezahlt worden war, kam er schon in den ersten paar Jahren durch Gutmüthigkeit und stockblindes Vertrauen an die Ehrlichkeit Anderer bis auf den letzten Kreuzer darum. Einem solchen Menschen konnte ich unmöglich einst mein, inzwischen auf Millionen angewachsenes Vermögen mit Beruhigung überantworten. Der Junge sollte in der Schule des Lebens seine Vertrauensduseligkeit ablegen und den Werth des Geldes schätzen lernen, indem er sich solches verdienen mußte. Uebrigens wußte ich, daß mein um fast zwanzig Jahre älterer Bruder Jacob, mit dem ich, nebenbei gesagt, nie auf gutem Fuße stand, weil ich ihm stets zu liberal war, seinen Neffen nicht sinken lassen werde, aber anderseits wußte ich, daß der „knurrige Alte" ihn von Fall zu Fall tüchtig hernehmen, und ihm das Schuldenmachen sauer genug entgelten lassen werde. Doch kehren wir jetzt nach den Hütten zurück, um zu sehen, welche Wirkung das verdächtige Wasser auf die armen „Opferthiere" hervorgebracht hat, und ob wir wirklich den Brunnen verschütten lassen müssen."

„Sind Sie seit dem Jahre 1834 nicht mehr in Europa gewesen, als zur Zeit, wo Sie Ihre Schwiegertochter und die drei Kinder an sich brachten?“ frug Flodoardo während des Rückweges, um die Pause auszufüllen.

„Nicht mehr,“ entgegnete Howard. „Auf der Rückreise, welche ich damals über Genf antrat, erlebte ich ein kleines pikantes Abenteuer, das ich Ihnen einmal ausführlich erzählen will. Es steigerte meinen Haß gegen die Frauenzimmer bis zur tiefsten Verachtung derart, daß ich, auf Maurerwort, von jener Zeit an mein Herz der Liebe zum anderen Geschlechte gänzlich verschlossen habe. Marie trifft natürlich dieses feierlich Anathema nicht, denn sie liebe ich wie meine leibliche Tochter und dieses edle Wesen ist auch würdig, geliebt zu werden.“

„Diese zweite Enttäuschung traf Sie also zufälliger Weise ein Jahr früher, als ich das Licht der Welt erblickte,“ bemerkte Flodoardo.

„So — Sie sind im Jahre 1835 geboren?“ entgegnete Howard gleichgiltig; „ja, ja, wie die Zeit verstreicht! Drei Decennien, hm, hm, ie ändern viel in dieser Welt und noch mehr an dem Mensch n.“

Unter diesen und ähnlichen banalen Gesprächen erreichten beide Männer die Hütten. An den „Opferthieren,“ wie Howard mit Recht die ausgewählten Objecte toxokologischer Experimente nannte, wurden bereits Symptome der Vergiftung bemerkbar. Die armen Vöglein machten bereits einen Pelz, die Schafe blöckten melancholisch in einem fort und der Ochs sah mit schnaubenden Nüstern geistreicher darein, denn je. Nur das alte Pferd zeigte geringe Spuren des Unbehagens, was zu dem Schlusse berechtigte, daß das Wasser mit Arsenik vergiftet worden sei, denn Pferde vertragen hiervon bedeutende Mengen (drei bis vier Gran), ohne sofort umzustehen.

Howard gab Befehl, alle diese Thiere zu tödten, um deren Todeskampf zu erleichtern, dann bedeutete er den mit Schaufeln bereitstehenden Negern, den Brunnen zuzuschütten.

„Dieser atale Vorfall,“ sagte der Greis, zu Marie und Flodoardo gewendet, welche in seiner Nähe standen, „zwingt uns, diese Gegend zu verlassen, denn die anderen Brunnen liefern schlechtes Wasser und bis wir eine neue genießbare Quelle entdecken, verstreicht zu viel Zeit. Unseres Hierbleibens wäre es ohnehin nicht gewesen. Wir wollen wieder unsere alte Behausung am „Klarwasser“ aufsuchen. Diesen Grund und Boden will ich der ersten besten deutschen Auswandererfamilie schenken, die uns in den Wurf kommt und Lust verspürt, hier ihr Glück zu versuchen.

Doch der Kukuk! Wo nur Aigner bleiben mag?" schloß Howard, einen Seitenblick auf Flodoardo werfend und dabei zum Zeichen verstohlenen Einverständnisses mit den Augen zwinkernd.

„Lupus in fabula!" (der Wolf in der Fabel) sagte Flodoardo, mit der Hand auf einen Reiter deutend, der auf etwa dreihundert Schritt Entfernung sichtbar wurde.

„Ei, er kommt allein!" rief Howard kopfschüttelnd und besorgt. „Das wird doch nichts Schlimmes bedeuten?"

„Gewiß nicht!" beruhigte der „weiße Prophet" im Tone der Ueberzeugung; „ich kenne meinen lieben Tiroler viel zu gut. Er würde, als er unser ansichtig wurde, nicht diesen markerschütternden „Juchezer" losgelassen haben, wenn er der Ueberbringer übler Botschaft wäre."

---

## XXII.

## Eine flüchtige Prinzessin.

Mit jener Geschwindigkeit des Gedankens, welche nur in dem elektrischen Telegraphen einen ebenbürtigen Rivalen findet, müssen wir aus den „Backwoods" einen kleinen Abstecher nach Europa machen, um der kleinen Residenz des Herzogs Richard einen Besuch abzustatten.

Es wird den Leser gewiß erfreuen, zu vernehmen, daß der ihm zweifelsohne schon längst lieb und theuer gewordene Monarch von Falkstein-Rothburg-Stixenhausen zur Stunde, nämlich im Jahre 1865, gegen früher, wo eine schwere Schuldenlast seinen in der Regel doch so leichten Sinn mitunter zu Boden drückte, in sehr geordneten und behäbigen Verhältnissen sich befindet. — Der wackere Goldstern hatte nicht nur sein Wort gehalten, die Regelung der tiefzerrütteten finanziellen Verhältnisse des Herzogs zur allseitigen Zufriedenheit durchzuführen, sondern auch richtig prophezeit, daß die „schwarzen Diamanten," welche aus Mangel an Betriebsfonds bisher todte Schätze bildeten, sich in pures Gold verwandeln würden.

Dank dieser Wendung zum Besseren verfügte der Herzog jetzt über eine reine Jahresrente von 200.000 Thalern, mehr als hinlänglich für die einfachen Bedürfnisse der Falkstein'schen Hofhaltung, zumal Tante Ulrike und Herr von Strickwitz den guten alten Herrn, ohne daß

er es eigentlich merkte, in allen Geldangelegenheiten unter ihre Curatel gestellt hatten. Der Herzog ließ sich diese „Hofmeisterei“, wie er es nannte, gerne gefallen, denn das Joch, das ihm seine gute Schwester auferlegte, war nicht drückend, und da ihm zur Befriedigung seiner unschuldigen Hauptleidenschaften, nämlich Ausübung frugaler Gastfreundschaft und Vermehrung seiner Bücherschätze, ein zehnmal größerer Fonds im Vergleiche zu den „alten schlimmen Zeiten“ zu Gebote stand, so würde sich der lebensfrohe, trotz seiner etlichen siebzig Jahre merkwürdig rüstige und geistesfrische Greis überaus glücklich gefühlt haben, wenn nicht — nun ja, auch er sollte an sich noch am Abende seines Lebens erproben, daß kein Glück so ganz vollkommen sein könne.

Adelgunde, sein einziges, sein vielgeliebtes Kind, das er beinahe abgöttisch verehrte, verursachte ihm nämlich schwere Sorgen und tiefen Kummer, ja ein Herzleid, das den armen Vater mitunter bittere Thränen entlockte, wenn er sich allein und unbelauscht wußte.

Die Prinzessin war gemüthskrank, und von Monat zu Monat verschlimmerte sich ihr Zustand. Die Aerzte hielten es bereits für ihre Pflicht, die Anspielung zu wagen, daß Ihre Durchlaucht bereits sehr, sehr nahe an jener Grenzlinie stehe, wo Trübsinn und Irrsinn sich die Schwesterhände reichen.

Als Flodoardo ohne Abschied von ihr aus Solmona floh, staunte Adelgunde blos, und Monate lang glaubte sie wirklich an die Fabel, welche ihr der Herzog über die Motive dieser überstürzten Abreise aufgeheftet hatte. Als aber beinahe ein Jahr vergangen, ohne daß Flodoardo, den sie doch so wahrhaft und mit der ganzen Glut ihrer keuschen Seele liebte, auch nur ein einziges Lebenszeichen von sich gab, wurde sie unruhig und drang mit ungewohnter Energie in ihren Vater, Erkundigungen einzuziehen. — Die Verlegenheit, welche in des Herzogs Worten, Miene und Haltung bei dieser Familienscene sich abspielte, bestärkte die Prinzessin, daß irgend ein unheilvolles Ereigniß zwischen ihre Verbindung mit Flodoardo getreten sei, denn daß ihr Bräutigam treulos geworden, oder daß er sie vielleicht nur aus plötzlicher Abneigung verlassen habe, konnte und wollte sie nicht annehmen.

Vergebens drang die arme Prinzessin in ihre edle Tante und den guten Herrn von Strickwitz, ihr die volle Wahrheit zu enthüllen. Aber Erstere wußte wirklich nicht um den eigentlichen Sachverhalt und Letzterer war auf Maurerwort über die wenigen Mittheilungen, die ihm der Herzog betreff Flodoardo gemacht, zum Stillschweigen verpflichtet, daher er

selbstverständlich sich eher die Gurgel abschneiden und die Zunge ausreißen ließ, bevor er geschwätzt haben würde. — Aus ihrem Vater etwas herauszubringen, hatte Adelgunde schon längst aufgegeben. Ihr sonst so sanftes Gemüth wurde daher einer Verstimmung zugänglich, welche nach und nach zur Verbitterung sich steigerte und allmälig einen wirklich krampfhaften Geisteszustand in ihr erzeugte. Sie wurde reizbar, launisch, verdrossen, einsilbig und verschlossen.

Die guten Freunde des Herzogs, die Jesuiten, welche von der Ferne aber mit scharfen Brillen den Hof von Falkstein beobachteten, ließen diesen Zwiespalt nicht unbenutzt. Man wußte der Prinzessin schlau und ohne daß ein Unberufener in Falkstein davon Witterung bekam, zeitweise Briefchen zuzustecken, worin sie von dritter Hand Nachrichten über Flodoardo erhielt. Natürlich waren diese Nachrichten nicht wahrheitsgetreu, sondern „zur größeren Ehre Gottes" nach Jesuitenmanier dem Zwecke, der jedes Mittel heiligt, außerordentlich geschickt angepaßt. — Vor Allem setzte man die Prinzessin in Kenntniß, daß das Fräulein von Eichenstamm auf amerikanischem Boden sich befinde und dort auch Flodoardo weile, welchem consequent der Titel eines Prinzen von Cosenza in diesen geheimen Nachrichten beigelegt wurde, denn es lag in der Absicht der „Blindschleichen," daß die uns bekannte, in Solmona zwischen Mutter und Sohn stattgehabte Scene für Adelgunde stets ein Geheimniß bleibe.

Spätere Briefe meldeten die, wie wir wissen, völlig unwahre Thatsache, daß zwischen Flodoardo und der „stolzen Juno" eine Begegnung erfolgt sei und obwohl nirgends gesagt wurde, daß sich zwischen Beiden abermals ein intimes Verhältniß entsponnen habe, konnte man doch klare Andeutungen hierüber zwischen den Zeilen lesen.

Dieses heimtückische Gift wirkte. Die arme Adelgunde war auf diese Weise, wie von selbst, zu dem Schlusse gekommen, daß Flodoardo denn doch ihr untreu geworden, seine frühere, erste Liebe zu Alwine von Eichenstamm in ihm wieder mit aller Macht erwacht sei. Eines solchen Wankelmuthes hätte sie Flodoardo nun und nimmer fähig gehalten. Schmerz und Eifersucht zerfleischten von da ab ihr armes, so liebebedürftiges und liebeglühendes Herz, obwohl sie ein marmorkaltes Aeußere zur Schau trug, und dadurch sogar den weiblichen Scharfblick von Tante Ulrike täuschte. — Sie gab sich alle Mühe, den Treulosen zu vergessen, aber umsonst — eine Adelgunde liebt nicht wie andere gewöhnliche Evatöchter; jeder Versuch, Flodoardo aus ihrem Herzen zu reißen,

schloß ihn stets nur um so fester darin ein, gleichwie ein Knoten durch heftiges Zerren nicht gelöst, sondern nur noch stärker zugezogen wird.

Wiederholt fühlte sich Adelgunde versucht, an Flodoardo zu schreiben. Listiger Weise hatten die verkappten „Brüder der Nacht" auf's Einschmeichelndste sich erboten, die Vermittlung etwaiger Correspondenzen an den Prinzen zu übernehmen, natürlich nur, um selbe zu unterschlagen, oder für ihre Pläne auszubeuten, welch' Letzteres auch nicht die Fabrication gefälschter Antworten ausgeschlossen hätte. Stets empörte sich aber, glücklicher Weise müssen wir sagen, der Stolz der Prinzessin, als Gekränkte und Verlassene dem Treulosen „schriftlich nachzulaufen." Ihr einziger Trost und Wunsch war und blieb von nun an nur der Tod.

Eine Zeit lang schmeichelten sich der Herzog und Tante Ulrike mit der Hoffnung, daß es vielleicht gelingen könnte, die Wunden in Adelgundens Busen durch eine zweite, ihrer würdige Liebe zu *heilen*, und der geschäftige Herr von Strickwitz war alsbald mit einer langen Liste von Freiern zur Hand, von denen kein Einziger, was Charakter, Geburt und sonstige äußere Verhältnisse anbelangte, als eine Mesalliance bezeichnet werden konnte. Auf einmal wimmelte es in Falkstein von durchreisenden Prinzen, Fürsten und Reichsgrafen, aber dieser ungewöhnliche Fremdenzuzug dauerte kaum vierzehn Tage. Adelgunde hatte schon die ersten Competenten um ihre Hand auf eine so schroffe, ja beinahe beleidigende Art abgespeist, daß nicht nur allen anderen noch ausständigen Bewerbern die Lust zur Reise nach der Residenz des Herzogs verging, sondern auch dieser von dem Plane, für seine Tochter einen Mann zu Stande zu bringen, völlig Umgang nehmen mußte, wollte er sich nicht zahllose Feindschaften zuziehen.

Adelgunde fühlte sich in ihrem Innern beinahe entrüstet, daß man auf solchem Wege ihren Herzenskummer heilen zu können glaubte. Ihre Reizbarkeit mehrte sich von der Zeit dieses total verunglückten psychischen Curversuches auffallend, und sie zog sich von jedem Umgange noch mehr zurück als seither. In ihrer krankhaften Erregtheit fiel ihr jetzt zeitweise sogar ihres Vaters und Ulrikens Umgang unangenehm; Tage lang schloß sie sich in ihre Gemächer ein, versunken in dumpfes Hinbrüten, welches, wie wir erwähnten, in kürzester Zeit eine vielleicht unheilbare Geisteskrankheit zum Ausbruch bringen konnte.

Um so mehr, und zwar sehr angenehm fiel es daher auf, als die Prinzessin durch den Besuch eines unerwarteten Gastes aus ihrer bedenklichen Lethargie geweckt wurde.

Dieser Gast war Niemand anderer, als der famose Agitator Del Lucca, welchen der Herzog und Adelgunde wohl dem Namen nach und par Renommée, aber nicht persönlich kannten. Seine Aufnahme in Falkstein war natürlich von Seite des Herzogs eine überaus freundliche und herzliche, denn er wußte ja, was der kühne Führer der „Rothen" Alles gewagt und geleistet, um Flodoardo zweimal den Klauen des heiligen Officiums zu entreißen, daß Del Lucca in den Katakomben Roms nicht für seine, sondern seines Schützlings Sicherheit gezittert, und wie liebevoll er schließlich für den nach der Bergveste in den Abruzzen Verbannten gesorgt hatte.

Seit zwei vollen Jahren war Del Lucca wieder der erste Gast, dessen Gesellschaft Adelgunde ertrug, ohne sich Zwang anzuthun, ja, sie suchte vielmehr eine häufigere Begegnung mit ihm. Der Herzog und Ulrike zeigten sich über diese ebenso plötzliche als unerklärliche Wendung, welche von den Aerzten auf das Freudigste begrüßt wurde, ganz entzückt. Del Lucca allein errieth jedoch, was ihm die große Gunst der Prinzessin verschafft hatte. Er errieth nämlich vom ersten Augenblicke an, daß Flodoardo noch immer treu und heiß von ihr geliebt werde, obwohl sie ihn für treulos, oder doch wenigstens für flatterhaft hielt. Er wußte daher, wenn er die Prinzessin auf einer Promenade in den Park zu begleiten die Ehre hatte, was nach einiger Zeit fast täglich geschah, stets das Gespräch auf Flodoardo ganz wie zufällig zu bringen. Adelgunde erröthete und erblaßte abwechselnd, während Del Lucca in enthusiastische Lobeserhebungen seines Freundes sich erging, und jedes Mal mit der Versicherung schloß, daß ihn selbst nichts an der Ehrenhaftigkeit der Gesinnungen Flodoardo's zweifeln machen könnte.

Adelgunde gab zwar stets nur eine stumme Zuhörerin ab, mit Begierde lauschte sie jedoch den beredten Worten Del Lucca's, und die zeitweise beinahe convulsivischen Zuckungen ihrer Lippen, das Aufflammen ihres Blickes lieferten hinlänglichen Beweis von dem intensiven Grade ihrer Aufmerksamkeit nnd inneren Erregung.

Man glaubt gerne, was man wünscht, und auf Liebende paßt dieser Fundamentalsatz menschlicher Schwäche um so mehr. Die Prinzessin war daher schon nach wenigen Unterredungen mit dem Agitator von ihres verschwundenen Bräutigams Treue und Unschuld felsenfest überzeugt, obwohl sie hierfür eigentlich keine anderen Garantien besaß, als Del Lucca's kategorische Versicherungen. Endlich nahm sich Adelgunde ein

Herz, die Frage zu stellen, worauf denn Del Lucca eigentlich seine Vertheidigung stütze — sie erhielt jedoch nur eine ausweichende Antwort.

„Durchlaucht!" sagte der Agitator sehr achtungsvollen, aber ganz entschiedenen Tones; „noch ist unsere Bekanntschaft viel zu jung, als daß ich mir erlauben dürfte, Dinge zur Sprache zu bringen, welche vielleicht Ihr jungfräuliches Ohr im hohen Grade verletzen würden. Und dennoch werde ich eines Tages völlig unumwunden mich erklären können, sobald gewisse äußere Umstände den voraussichtlichen Consequenzen meiner Enthüllungen keine Hindernisse in den Weg legen."

„Mein Herr!" entgegnete Adelgunde beinahe etwas pikirt; „Sie sprechen, gelinde gesagt, in Räthseln, denn ich will nicht so unhöflich sein, Ihre Worte als inhaltslosen, schwülstigen Bombast zu bezeichnen. — Uebrigens muß ich zugleich über einen Theil Ihrer Aeußerung sogar mein Befremden kundgeben. Wenn Flodoardo wirklich der geblieben, für den ich ihn einst hielt, wie können dann Ihre Mittheilungen mein Ohr verletzen?"

„Um Gotteswillen," rief Del Lucca tief bewegt und Thränen traten in die Augen des sonst so willenstarken Mannes, „zwingen Sie mich nicht, eine große Thorheit zu begehen, indem ich vorzeitig plaudere. Sie, Sie selbst, Prinzessin, würden es bitter bereuen."

„Ich wollte Sie nicht beleidigen," sprach Adelgunde begütigend in jenem sanften, liebreichen Tone, der zu den Grundzügen ihres ganzen Wesens gehörte, „bei Gott nicht! Aber was verstehen Sie unter vorzeitig? — Es wäre eitel Pruderie, wenn ich Ihnen, einen der scharfsinnigsten Männer, die es wohl gibt, verhehlen sollte, daß ich Flodoardo unverbrüchlich liebe, daß Ihre Versicherungen seiner unveränderten Ehrenhaftigkeit mich glücklich machen, ja, den Keim eines entsetzlichen Uebels, so der Allmächtige will, in mir gründlich wieder vernichtet haben. Ja, ich fühle erneuten Lebensmuth in mir, denn ich will leben, für ihn leben."

„Dank, Dank Dir, Du großer Baumeister aller Welten," schluchzte Del Lucca, nunmehr vollends außer Fassung gerathend. „Dank, daß Du mir vergönnt, dieses Wunder zu bewirken, diese edle Blume dem „Bruder" zu erhalten. Wenn Sie wüßten, wie nahe mir der arme Flodoardo steht, und wie schwer ich an ihm und mir gesündigt!"

Der Agitator faßte nach den letzten Worten mit dem Ausdruck unsäglicher Verzweiflung mit beiden Händen die Haare seines Hauptes und stürzte in langen Sätzen davon.

Adelgunde blickte ihm ganz verwundert nach.

„Sollte er nicht bei Sinnen sein?" sagte sie kopfschüttelnd zu sich und schlug aus der Allee in der Nähe des Bärenzwingers, wo sie ihr Begleiter in so wenig ceremonieller Weise verlassen hatte, den Rückweg nach dem Schlosse ein.

Eine Stunde später überbrachte ein Diener der Prinzessin ein Billet folgenden Inhalts:

„Durchlauchtigste Prinzessin!"

„Ich habe Ihnen durch mein Benehmen vollen Grund gegeben, an meinem Verstande zu zweifeln, oder mich für einen ungezogenen Menschen zu halten. Ach, könnte ich doch wirklich wahnsinnig werden! Vielleicht würde ich in der Nacht des Geistes die bitteren Vorwürfe meines Gewissens weniger fühlen. So eben erfahre ich, daß der edle Herzog seine schon längst projectirte Reise nach Berlin endlich übermorgen antreten wird. Ich beschwöre Sie, ihn nicht zu begleiten. Eine Stunde nach der Abreise Sr. Hoheit bitte ich Sie, Durchlaucht, mich in Gegenwart der Prinzessin Tante Ulrike und des braven Herrn von Strickwitz zu empfangen. Sie sollen sodann einen Theil meiner Geheimnisse, nämlich soweit sie Flodoardo betreffen, umständlich erfahren. Bis dahin vermeide ich jede vertrauliche Begegnung mit Eurer Durchlaucht als zwecklos, ja, zweckwidrig. Sie würden sonst Ihrem Vater gegenüber nicht das erforderliche Benehmen einzuhalten im Stande sein. Also nochmals, lassen Sie den Herzog allein reisen, wenn Sie auf Flodoardo nicht für immer verzichten wollen. Nur ein rascher, großartiger Entschluß wird Sie zum Ziele führen.

Ihr und Flodoardo's treuester Freund D. L."

Falkstein, 16. August 1865.

„Gut," sagte Adelgunde zu sich, als sie das Briefchen gelesen; „ich werde Papa nicht begleiten, obwohl Signore Del Lucca immer unverständlicher wird, je mehr er mit seinen Erklärungen herausrückt. Daß er seine Mittheilungen der guten Tante Ulrike und unserem alten Freunde Strickwitz nicht verheimlichen will, muß mich vollkommen beruhigen, obwohl es mir schwer fällt, vor meinem lieben Vater mit irgend etwas hinter dem Berge zu halten. Kann ich aber anders, als dem Wunsche Del Lucca's folgen? Ich kämpfe um Flodoardo mit meinem Herzen bereits einen jahrelangen Kampf auf Leben und Tod; der Sieg winkt; soll ich etwa kleinlicher Bedenken wegen zurückfallen in den furchtbaren Zustand der Zerrissenheit, der Verzweiflung, die meiner

Herr geworden waren? Nein, nein, sie sollen gebannt bleiben diese schlimmen Dämone vor Amor's helleuchtender Fackel!"

Es war inzwischen Zeit geworden, zur Tafel zu gehen. Adelgunde erklärte während des Males dem Herzog, daß sie es vorzöge, statt nach dem ihr von jeher antipathischen Berlin zu reisen, lieber bei Tante Ulrike zu bleiben, welcher das Alter weit schlimmer zuzusetzen begann, als ihrem übrigens um einige Jahre jüngeren Bruder Richard.

Der Herzog freute sich über diesen Entschluß seiner Tochter, denn er wurde dadurch einer Unzahl von Etikettevisiten enthoben, deren er sich in Berlin nicht entschlagen konnte, falls ihn die Prinzessin dahin begleitete. Der Anlaß, der ihn zwang, an die romantischen Ufer der Spree sich zu begeben, war ohnehin kein angenehmer, denn eine Seitenlinie seines Hauses drang in etwas unzarter Weise, als ob man den Tod des alten Herzogs schon gar nicht mehr erwarten könne, auf baldige Regelung der Successions-Verhältnisse der unermeßlichen Reiche von Falkstein-Rothburg-Stixenhausen; hinter dieser Angelegenheit verschanzte sich eigentlich eine Intrigue des Berliner Hofes, welchem Herzog Richard nie „preußisch genug" gesinnt war, und dessen Abdankung man daher zu Gunsten eines gefügigeren Nachfolgers gar so gerne herbeigeführt hätte.

Ein vielsagender Blick Del Lucca's, der neben dem Herzog saß, dankte der Prinzessin für die Erfüllung seiner brieflich ausgesprochenen Bitte.

Nachdem der Herzog am zweitfolgenden Tage zeitlich früh von Falkstein nach Berlin abgereist war, ließ Adelgunde den Agitator verständigen, sich Punct zehn Uhr Vormittags im Empfangszimmer der Prinzessin Ulrike einzufinden.

Die Neugierde der alten Dame und des Herrn von Strickwitz war kaum geringer, als jene Adelgunden's. Diese drei Personen hatten sich schon eine volle Stunde früher zusammengefunden und ergingen sich in hundert Muthmaßungen, wie wohl Del Lucca im Stande sein werde, sein vorgestern der Erbprinzessin im Parke in so großer Aufregung gegebenes Versprechen zu halten.

Mit dem ersten Schlage der anberaumten Stunde ließ Del Lucca sich anmelden. Mit überaus feierlichem Ernste nahm er auf dem Stuhle Platz, welchen ihm Herr von Strickwitz als Cermonienmeister dieses kleinen Zirkels angeboten hatte.

Der Agitator sprach wohl über eine Stunde ohne Unterbrechung. Er begann damit, das Vorleben der einst ebenso so sittenlosen als scheinheiligen Herzogin Marie von Cosenza ausführlich zu schildern, natürlich

auf schonende Art und Weise, um seine zwei Zuhörerinnen nicht in Verlegenheit zu bringen. Ganz unmerklich ging er dabei auf jene Liebesaffaire über, deren Folge Flodoardo war. Nun erst schilderte er die erschütternde Scene, welche sich zu Solmona zwischen der unnatürlichen Mutter und deren Sohn in des Herzogs Beisein abgespielt hatte. Del Lucca, der im Namen der Actionspartei die Herzogin von Cosenza permanent mit einem Netze von Spionen umstrickt hatte, wußte natürlich stets genau, was in dem Hause einer der eifrigsten und gefährlichsten Gegnerinnen der Carbonari vorging.

Sowohl Adelgunde als Tante Ulrike waren nahe daran, in Ohnmacht zu fallen, als sie erfuhren, daß Flodoardo, wie seine eigene Mutter sich herzlos genug ausdrückte, ein „unterschobener Bastard" sei, dem weder der Name, noch das Erbe des Herzogs von Cosenza gebühre. Herr von Strickwitz machte ein ungeheuer langes Gesicht; obwohl sonst ein vorurtheilsfreier Mann, war er doch bis zu einem gewissen Grade ein eingefleischter „Junker," daher es ihn höchst unangenehm berührte, auf einmal zu erfahren, daß der Mann, welchen es bisher für einen Prinzen von Geblüt gehalten, nach Edelmannsansicht eigentlich gar nicht „geboren" worden sei. Bald schämte er sich aber selbst dieser eines Freimaurers unwürdigen Ansicht, und zur Sühne für das in Gedanken an einem „Bruder" begangene Verbrechen raffte er sich zu einem großen Entschlusse auf.

„Armer, armer Flodoardo!" schluchzten die beiden Damen im Chorus.

„Siehst Du, mein Kind," sagte endlich die gute Tante Ulrike, als nach etwa einer Viertelstunde der erste überwältigende Eindruck von Del Lucca's Mittheilungen einer ruhigeren Ueberlegung gewichen war, „siehst Du, mein Kind, wie man die edelsten Menschen grundfalsch, ja höchst ungerecht beurtheilen kann, wenn man die Motive ihrer Handlungsweise nicht kennt. Ja, Gundi, ich sage es ungescheut — Flodoardo steht durch seine Entsagung weit, weit größer und erhabener da, als wir es je geglaubt haben würden. Oh! ich kenne meinen guten Bruder nur zu genau — er hätte gewiß keinen Anstand genommen, dennoch euere Vermälung vor sich gehen zu lassen, aber der junge Mann war vernünftiger als unser alter Philosoph, indem er es großmüthig verschmähte, Gundi den leidigen Consequenzen einer solchen Mesalliance auszusetzen."

„Entschuldigen Sie, Durchlaucht," ergriff der sonst so devote Strickwitz mit einer bei ihm ganz unerhörten Kühnheit und Festigkeit

das Wort, „entschuldigen Sie, wenn ich, was die Mesalliance anbelangt, durchaus anderer Meinung bin.“

„Oho!“ rief Tante Ulrike ganz erstaunt. Adelgunde hingegen betrachtete flammenden Blickes das Männchen, welches heute wie ausgewechselt schien. Del Lucca beobachtete scharf die drei Personen und sein Auge verrieth, daß er diese Wendung des Gespräches mit großem Wohlgefallen wahrnahm.

„Auch ich,“ fuhr Herr von Strickwitz fort, „fühlte mich durch die uns gewordenen Enthüllungen anfänglich mehr als überrascht — ich sage es offen, ich war niedergedrückt, consternirt; aber ich habe diese eines Mannes, eines Freimaurers unwürdige Stimmung abgeschüttelt, und jetzt, wo ich den ganzen Sachverhalt kenne, jetzt hielte ich mich verpflichtet, sogar unserer königlichen Hoheit, dem durchlauchtigsten Herzog, den Vorwurf zu machen, daß er sehr, sehr Unrecht that, als er Flodoardo von Solmona aus, seiner Wege ziehen ließ.“

„Das zu thun würden Sie sich getrauen?“ frug Ulricke kopfschüttelnd, welche wußte, wie abgöttisch Herr von Strickwitz seinen Landesherrn, Freund und „Bruder“ verehrte.

„Ganz gewiß hätte ich dazu den Muth,“ entgegnete Strickwitz mit Festigkeit. „Seine Hoheit hat mir zwar einige Andeutungen gegeben, daß gewisser, sehr triftiger Umstände wegen Flodoardo auf den Titel und das Erbe des Hauses Cosenza verzichten müsse — wenigstens vorläufig, wie Allerhöchstderselbe gnädigst beizusetzen geruhte. Von dem eigentlichen Sachverhalte besaß ich jedoch keine Kenntniß.“

„Mein lieber Strickwitz,“ sagte Tante Ulrike, „Sie sind ein arger Schelm! Wie oft haben Gundi und ich Sie interpellirt, um wenigstens einige Andeutungen über die Motive von Flodoardo's sonderbarem Verschwinden zu erlangen, aber Sie blieben stumm wie ein Fisch. Warten Sie nur, das soll Ihnen noch vergolten werden! Doch zur Sache — Sie sind mir die Erklärung schuldig geblieben, warum Sie nach den leidigen Vorfällen in Solmona eine Ehe zwischen Adelgunde und dem Erbprinzen für keine Mesalliance halten würden?“

„Oh! Ich werde Rede stehen!“ rief Herr von Strickwitz, in dessen Leib heute der Teufel gefahren zu sein schien; „vor Allem muß ich die durchlauchtigste Prinzessin Ulrike ganz unterthänigst auf Höchstdero eigene Worte hinweisen. Flodoardo — geruhten Ihre Durchlaucht zu sagen — Flodoardo steht durch seine Entsagung weit, weit größer und erhabener da, als wir es je geglaubt haben würden! — Hm! Dieser

Ausspruch, dem ich mit ganzer Seele beipflichte, heißt mit andern Worten so viel, als: Flodoardo hat an moralischem Werthe, der doch allein den wahren Werth des Menschen bestimmen kann, dadurch, daß er vor der Welt aufhörte, Prinz zu sein, nichts verloren, im Gegentheile, sein Werth ist dadurch nur noch gestiegen. Daß er also der Prinzessin Adelgunde durch sein unverschuldetes, auf der Nichtswürdigkeit seiner Mutter und deren elender Rathgeber einzig und allein fußendes Unglück unwürdig geworden sein sollte, wäre also offenbar eine absurde Annahme."

„Aber Sie vergessen die Welt, die Welt!" unterbrach Tante Ulrike den in Eifer, ja Begeisterung gerathenen Herrn von Strickwitz.

„Machen wir der Sache ein Ende!" nahm jetzt Adelgunde das Wort, sich vom Fauteuil erhebend und mit wahrhaft imposanter Haltung zwischen ihre liebe Tante und Herrn von Strickwitz tretend, welchem sie einen seelenvollen Blick innigster Dankbarkeit zuwarf. „Sie haben, meine theuerste Tante, unter der Welt offenbar nur unser altersschwaches Europa gemeint, in welchem jedenfalls meine Verehelichung mit Flodoardo nicht blos eine Mesalliance, sondern sogar ein moralisches Verbrechen an der haute volée genannt werden würde. Ich bin vernünftig genug, um einzusehen, daß man solchen Vorurtheilen nicht trotzen kann, ohne über kurz oder lang durch Verdruß und Kränkung das eigene Glück zu trüben. Da läßt sich aber Abhilfe treffen. Man weicht Verhältnissen aus, die man nun einmal nicht ändern kann. In meinem Falle zum Beispiel fährt man nach Bremen oder Hamburg, besteigt dort den ersten besten transatlantischen Dampfer und wirft, sobald man der neuen Welt freie Erde betritt, den ganzen Plunder an und für sich eigentlich nichtssagender Titel von sich. Und darnach will ich handeln, und zwar heute noch; in Amerika," setzte Adelgunde, sarcastisch lächelnd, hinzu, „wird meine Eigenschaft als geborne Prinzessin hoffentlich meiner Zukunft nicht abträglich sein."

„Bist Du von Sinnen!" rief Tante Ulrike entsetzt die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend, und die gute alte Dame warf zornige Blicke dem Agitator und Herrn von Strickwitz zu, welche Adelgundens heroischen Entschluß, rücksichtslos mit verrosteten Vorurtheilen zu brechen, mit Händeklatschen und lautem Zurufe begleitet hatten.

„Durchaus nicht, liebes Tantchen!" entgegnete die Prinzessin und umarmte die alte Dame, welche zu träumen glaubte, „noch heute Abends wird abgereist, denn übermorgen geht von Bremen der Dampfer nach New-York; keine Stunde lang will ich meinen Entschluß aufschieben."

„Aber Dein Vater!“ bemerkte die alte Prinzessin.

„Ach, Papa!“ lachte Adelgunde, „Papa steigt gewiß vierzehn Tage später in New-York ans Land, — ich will es schon so einrichten, daß er zur Trauung noch rechtzeitig eintreffen kann.“

„Und allein willst Du die weite Reise antreten?“ sagte die Tante Ulrike ganz kleinmüthig, denn sie begriff, daß ihre willensstarke Nichte sich durch nichts von ihrem Entschlusse abbringen lassen werde, wenn sie nicht einmal mehr auf ihren so hochverehrten Vater Rücksicht nahm. Anderseits gab die edle, alte Dame bei näherer Ueberlegung Adelgunden im Stillen Recht, daß sie ihr ganzes Lebensglück nicht der Convenienz opfern wollte.

„Die Prinzessin wird auf keinen Fall allein reisen,“ nahm Del Lucca das Wort, „wenn es mir gestattet ist, meine Dienste anzubieten. Auch mein Weg führt nach Amerika. Ich verlasse Europa für immer. Ich habe mit Flodoardo eine inhaltsschwere Unterredung abzuthun, deren Gegenstand seiner Zeit für diesen Kreis hier kein Geheimniß bleiben soll. Wollte Gott, daß Flodoardo meinen Rathschlägen Gehör gibt, mir verzeiht. Doch genug hievon — die Zeit wird Alles lehren,“ schloß der Agitator in so tiefer Bewegung des Gemüthes, daß Thränen in seine Augen traten, wobei seine schönen edlen Züge einen unendlichen Seelenschmerz verriethen.

„Schon wieder ein neues Räthsel,“ sprach Adelgunde liebreichen Tones, „ich nehme Ihren Antrag dankbar an. Ein Diener und eine Zofe werden meine ganze Begleitung ausmachen. Und nun Adieu bis zum Diner. Meine Angelegenheiten werden bald geordnet sein.“

Nach diesen Worten schwebte Adelgunde mit vor Freude und Aufregung glühenden Wangen aus dem Gemache.

„Glücklicher Flodoardo!“ murmelte Del Lucca, der Prinzessin nachblickend.

„Ach, lieber Strickwitz,“ seufzte Tante Ulrike, „das wird eine saubere Geschichte abgeben, wenn der Herzog von Berlin zurückkehrt, und erfährt, daß seine Tochter durchgebrannt ist.“

„Fällt mir nicht ein, daß wir hier in Falkstein das Donnerwetter über uns ergehen lassen,“ entgegnete Strickwitz, in welchem der Diplomat wieder erwacht war, „übermorgen melden wir Seiner Hoheit die erfolgte Abreise der Prinzessin brieflich nach Berlin. Schnurstraks wird er nach Hause eilen. Inzwischen ist aber sein Zorn verraucht und ich wette tausend gegen eins — lächelnden Mundes tritt er hier ein, und sein erstes Wort wird sein: Kinderchen, ich reise nach Amerika!“

---

## XXIII.

## Der Stellvertreter.

„Ah! das thut wohl!“ rief Master Howard, sich in seiner Behausung am „Klarwasser“ bequem in einen Lehnstuhl streckend; „drei volle Wochen sind wir von den Backwoods bis hierher unter Weges gewesen. Gott sei Dank, daß, etwas Müdigkeit abgerechnet, wir Alle frisch und gesund sind. Und nun lasset uns heute nach dem ersten Mittagsmale, das wir wieder auf eigenem Grund und Boden einnehmen, ein Gläschen leeren auf die Gesundheit aller unserer Lieben in der Nähe und in der Ferne.“

Frau von Schanzenau, Flodoardo und dessen Sancho Pansa, der biedere Aigner, welche nebst Howard die ganze Tischgesellschaft ausmachten, stießen ihre Gläser an das des alten Herrn, der überaus vergnügt darein blickte. Die drei Kinder schliefen im Nebenzimmer, denn die ganze Karawane war erst vor drei Stunden am „Klarwasser“ angelangt und Jung und Alt gestand ehrlich, daß Alle mehr oder minder von der langen, durchwegs hoch zu Roß zurückgelegten Reise sehr ermüdet seien.

„Wird aber Oscar wirklich bald kommen? Wird nicht wieder ein neues Hinderniß seine endliche Ankunft aufschieben?“ frug Marie, und eine von liebevoller Sehnsucht entlockte Thräne zitterte zwischen den Wimpern ihrer schönen Augen.

„Ach, gnädige Frau!“ sagte Aigner, „meine Schuld ist es nicht, daß Herr von Schanzenau vor einigen Wochen von Cincinnati wieder nach New-York umkehren mußte, anstatt mit mir nach den Backwoods zu reisen, wie es beabsichtigt war. Der gute Mann vergoß bittere Zähren, als die Ehre es ihm zur Pflicht machte, dem Rufe des Kriegsministers zu folgen und wegen einiger bedeutenden Defraudationen, die sich sein Oberstlieutenant und der Regimentszahlmeister zu Schulden kommen ließen, seine eigene Unschuld darzuthun, was ihm übrigens nicht schwer gefallen sein wird. Binnen acht Tagen dürfen wir ihn aber nunmehr mit einiger Gewißheit erwarten. Wie wird sich der edle Mann freuen, wenn er außer Alfred und Minna, die er hier allein und als Waisen zu treffen glaubt, seine Gemalin wiederfindet und seine Familie um einen dritten Sprößling vermehrt sieht.“

„Ja, bei Gott!“ rief der alte Howard mit verklärtem Blicke, „dieser Augenblick des Wiedersehens wird ein Schauspiel für Götter sein. Der gute Oscar! Lange und hart war seine Prüfungszeit, aber er hat sie jetzt hinter sich und das Glück seiner Zukunft wird fortan ein ungetrübtes sein und mit Beruhigung darf ich ihn den „Brüdern“ als meinen Nachfolger anempfehlen.“

Der Greis erging sich des Langen und Breiten über die vielen schönen Pläne, welche er bereits längst in allen Einzelnheiten ausgeheckt hatte, um das Los der Seinigen ebenso persönlich angenehm, als auch den allgemeinen Interessen der Menschheit nützlich zu machen, denn ein Mann wie Howard kann sein eigenes Ich nie getrennt denken von dem Wohle und den Bestrebungen der Gesammtheit.

Auf diese Weise brach der Abend herein. Alle verzichteten heute gerne auf das Souper, sondern begaben sich im wahren Sinne des Wortes mit den Hühnern zur Ruhe.

Aber welch' frohes Erwachen nach der todtenähnlichen zwölfstündigen Ruhe. An Geist und Leib neu gestärkt, fand man sich am andern Morgen zum Frühstücke in der großen Laube auf der Anhöhe zusammen, von wo aus man eine entzückende Aussicht über den Fluß und die ganze Umgegend auf mehrere Meilen weit genoß.

Als der Caffee geschlürft war und die drei Herren köstlich duftende Cigarren angebrannt hatten, blickte Howard, der für seine Jahre noch ein merkwürdig scharfes Auge besaß, das an Güte dem des Tirolers wenig nachstand, zufällig in die Richtung, in der sich die Straße nach Cincinnati schlängelt.

„Ei der tausend!“ rief er aufspringend und freudig in die Hände klatschend, „seht, seht dort jene kleine Reiterschaar — sollte es mein Sohn sein? Doch nein — was sollte dabei jene elegante Dame an seiner Seite? Er wird doch nicht eine Gouvernante für seine Kinder oder sonst eine Gefährtin mitbringen wollen! Hm! Das wäre eine dumme Geschichte!“ Er warf bei diesen Worten einen Seitenblick nach Marie, welche sich verfärbt hatte und krampfhaft nach ihrem Herzen langte, das sie in diesem Augenblicke von tausend Dolchen durchbohrt wähnte.

„Warum nicht gar!“ entgegnete Aigner, mit seinem Falkenblicke die in Rede stehende Schaar musternd, welche noch etwa achthundert Schritte entfernt sein mochte; „jener Mann an der Seite der Dame ist nicht Herr von Schanzenau, oder ich will ein blinder Hesse heißen mein Leben lang. — Donnerwetter! Dieses Frauenzimmer soll ich schon

einmal wo gesehen haben. So etwas „Madlsauberes", eine solche Haltung zu Pferd, die vergißt man nicht wieder! Ich hab's, ich hab's — mein Gott, mein Gott! Wär's möglich? Nein, ich kann's gar nicht glauben, das wäre ja mehr als ein Wunder? Ja, ja, es ist doch so! — Gnädiger Herr," schrie er, zu Flodoardo gewendet, und begann davonzurennen, so schnell ihn nur seine flinken Beine trugen, „es ist die Prinzessin — ja, ja, Adelgunde ist es!"

Flodoardo, der starke, willenskräftige Mann, der dem Tode so oft furchtlos ins Auge geblickt, begann zu zittern wie Espenlaub. Er wurde todtenblaß; umsonst strengte er sich an, aufzustehen; die Füße versagten ihm den Dienst. Schwindel erfaßte sein Gehirn und bewußtlos glitt er endlich vom Stuhle auf den Boden.

Neugierig waren Howard, Marie und die Kinder dem Tiroler nachgeeilt, es für selbstverständlich haltend, daß Flodoardo nicht zurückbleiben werde. Wer beschreibt daher das allgemeine Erstaunen, als die Ankömmlinge mit den ihnen Entgegeneilenden zusammentrafen und Flodoardo vermißt wurde. Schnell begaben sich Alle zur Laube, wo man den „weißen Propheten" von einer tiefen Ohnmacht umfangen traf.

Laut aufschreiend stürzte Adelgunde auf ihren leblosen Geliebten, denselben mit Küssen bedeckend. Alle verloren den Kopf und lärmten und schrieen durcheinander. Nur Del Lucca behielt Geistesgegenwart genug, um zu wissen, was hier vor Allem Noth thue. Er zog eine Lanzette aus der Tasche und ließ dem Ohnmächtigen zur Ader. Es war höchste Zeit; wenige Minuten später hätte wahrscheinlich ein Schlagfluß dem Leben des vollsäftigen jungen Mannes ein trauriges Ende gemacht.

Allmälig kam Flodoardo wieder zu sich. Er blickte ganz wirr und verloren um sich und vermochte nur in einemfort die Worte zu stammeln: „Ach, welch' schöner Traum! Welch' schöner Traum!"

„Nein, nein!" rief die Prinzessin ganz wonnetrunken und das Antlitz ihres Geliebten abermals mit zahllosen Küssen bedeckend, „es ist kein Traum, ich bin Dein, ich bleibe Dein, mein Flodoardo!"

„Gundi, Gundi!" rief Flodoardo mit aufgehobenen Händen und wehmüthig flehentlicher Geberde. „Gundi! Du darfst mich nicht lieben und Du würdest mich nicht lieben, wenn Du Alles wüßtest!"

„Aber ich weiß ja Alles, Alles, mein Flodoardo, Du, mein Leben, meine Wonne, meine Welt, mein Himmelreich!"

„Du weißt Alles und bist dennoch gekommen?" stammelte Flodoardo ungläubig.

„Ja, ich bin gekommen, um bei Dir zu bleiben, ich bin gekommen, um Dir meine Hand anzutragen, die Du aus Großmuth verschmähtest!“

„Geben Sie jeden weiteren Widerstand auf, mein theurer „Bruder“, sagte Howard, jetzt dazwischen tretend, „Euer Wettstreit an Adel der Gesinnung macht Euch ebenbürtig.“

Flodoardo, der sich mit Del Lucca's und Aigner's Hilfe vom Boden erhoben hatte, stürzte an Adelgundens Brust.

Howard, Del Lucca, Aigner und Marie entfernten sich geräuschlos, die Liebenden allein in der Laube zurücklassend. — Frau von Schanzenau schluchzte laut vor Freude und die drei Männer schämten sich nicht und hatten sich auch nicht zu schämen, daß auch ihnen das Herz überquoll und helle Zähren über die gebräunten Wangen herabperlten.

Ein Stündchen später traten Flodoardo und Adelgunde Arm in Arm in das Wohnhaus, wo inzwischen Frau von Schanzenau mit rastloser, aber etwas confuser Geschäftigkeit bereits hundert Anstalten und Vorkehrungen zur Unterbringung und Bewirthung der lieben Gäste getroffen hatte.

Vergnügt dareinblickend half ihr dabei Howard, aber auch er war so aufgeregt, daß zahllose komische Verstöße unterliefen.

Endlich war Alles so weit in Ordnung, daß man sich zu Tisch setzen konnte. In Howard's Hause war es Sitte, das Mittagsmal auch zur Mittagsstunde einzunehmen, weil man stets sehr zeitlich aufzustehen pflegte. — Das Brautpaar genoß jedoch sehr wenig von den im Ueberflusse und in lucullischer Auswahl vorhandenen Speisen. Del Lucca that sich sichtlich Zwang an, heiter zu scheinen und mit Gewalt die Seufzer, welche seinen Busen zu zersprengen drohten, zu bemeistern.

Del Lucca's Trübsinn nahm im Laufe der nächsten Tage, welche das schöne Brautpaar am „Klarwasser“ im reinsten Erdenglücke verbrachte, keineswegs ab, sondern vielmehr zu. Eines Morgens packte der Agitator seine Habseligkeiten zusammen, denn er war Willens, ohne Abschied sich zu entfernen.

„Vielleicht ist es besser,“ sprach er zu sich, „daß der gute Flodoardo nie darum erfährt, wie nahe wir uns durch die Bande der Natur stehen und welch' scheußliches Verbrechen ich an ihm und mir beging. Ich will in die Hinterwälder flüchten; vielleicht erlöst mich dort der Tomahawk eines Wilden oder ein blutlechzender Jaguar von meinen Qualen. — Schrecklich, schrecklich! Wohin hat mein Eifer für die Sache der Revolution geführt! Bin ich etwa besser gewesen als Diejenigen, die ich bisher bekämpfte?

Hat nicht auch bei mir so oft der Zweck das Mittel geheiligt? Bin ich je zurückgetreten vor dem Aeußersten, wenn die Erfüllung meiner Pläne Menschenleben forderte? Ach — wie furchtbar hat auch mich die Nemesis erreicht?! Ruhe und Friede sind für immer von mir gewichen, das böse Gewissen wird mir niemals Ruhe gestatten — umsonst entfloh ich der Stätte meiner letzten und größten Unthat; das Bewußtsein meiner Nichtswürdigkeit ist auch über den Ocean herüber mein unzertrennlicher Begleiter geblieben, und nur der Tod, ein entsetzlicher Tod kann die Manen der Ermordeten sühnen. Also auf und davon, bei Nacht und Nebel — ich darf diese Stätte des Friedens nicht länger mit meiner elenden Gegenwart besudeln! Von der nächsten Stadt aus will ich dem edlen Howard meine Schuld schriftlich bekennen — er möge mein Urtheil sprechen und ich will es in Demuth hinnehmen, möge es mich auch vollends niederschmettern!"

Nach diesen Worten wollte Del Lucca seinen bereits geschnürten Reisesack vom Boden aufheben, um sich geräuschlos in der Dämmerung aus dem Hause zu schleichen.

Da fühlte er sich an der Schulter gefaßt. Howard hatte sein lautes Selbstgespräch belauscht. Der edle Greis sah dem gleich einem ertappten Verbrecher zu Tode erschrockenen Agitator ernsten, aber milden Blickes in's Angesicht und sagte:

„Wozu schriftliche Bekenntnisse, wenn die Sache sich einfacher und besser mündlich abthun läßt. Ich glaube doch, Ihr Vertrauen auf jeden Fall zu verdienen, und was der „Bruder" dem „Bruder" beichtet, ist sicher aufgehoben in der Freundesbrust. Also keine tollen Streiche, mein lieber Del Lucca."

Der Agitator ließ seinen Reisesack zu Boden fallen, und sein Antlitz mit beiden Händen verhüllend, rief er mit tief bewegter Stimme:

„So sei es denn; der Zufall will, daß mir die Schmach eines mündlichen Geständnisses nicht erspart bleibe, und ich füge mich denn in Gottes Namen Ihrem Wunsche. Ja, ich will noch mehr thun — auch Flodoardo soll zugegen sein."

„Wohlan," erwiderte Howard zustimmend; „begeben wir uns nach dem großen Pavillon im Parke; ich werde dahin Licht bringen und Flodoardo zu uns entbieten lassen."

Howard ergriff den Arm des jungen Mannes, der ganz vernichtet, gesenkten Hauptes an seiner Seite dahinwankte.

Flodoardo, durch Menelaus avisirt, beeilte sich, der an ihn

ergangenen Einladung sogleich Folge zu leisten, obwohl er, wie den ganzen Tag über, in Adelgunden's und Marien's reizender Gesellschaft sich befand; die beiden Damen brannten vor Neugierde, was es denn eigentlich im Pavillon geben mochte, aber der Schwarze hatte Howard's Bitte, daß Flodoardo nur allein erscheinen wolle, gewissenhaft überbracht, und so mußten die Prinzessin und Frau von Schanzenau ihrer nicht ganz unberechtigten Neugierde Anstands halber straffe Zügel anlegen.

Howard nahm es auf sich, das Gespräch zu eröffnen. Del Lucca hätte es nicht über sich gebracht, mit seinen Bekenntnissen aus freien Stücken zu beginnen, und Flodoardo blickte bald den Greis bald den Agitator an, welch' Letzterer das Haupt scheu zu Boden gesenkt und zur Seite abgewandt dastand, ein Jammerbild tiefinnerster Zerknirschung.

„Mein lieber Flodoardo," begann Howard mit bewegter Stimme; „obwohl ich den Inhalt der Mittheilungen, welche uns nun werden sollen, nicht näher kenne, habe ich doch vollen Grund, vorauszusetzen, daß wir eines bedeutenden Aufwandes von Bruderliebe bedürfen werden, um mit Ruhe Herrn Del Lucca's Bekenntnisse zu vernehmen und selbe sodann vorurtheilsfrei und mit Nachsicht zu beurtheilen. — Sprechen Sie, sprechen Sie, mein Bruder!" schloß der Greis mit sanftem Wohlwollen, den Agitator an der Schulter berührend.

„So sei es denn!" erwiderte dieser mit der Resignation der Verzweiflung.

Die drei Männer nahmen Platz. Del Lucca begann:

„Es ist Euch Beiden, meine „Brüder," wohl hinlänglich bekannt, mit welcher Energie und mitunter auch, mit welch' großen Erfolgen ich im Namen des „jungen Italien" den Kampf gegen unsere Todfeinde gekämpft habe. Im nicht blos figürlichem Sinne wandelten wir, ich und meine Gegner, dabei so oft über Leichen. Jede Rücksicht, sogar jedes Gefühl der Menschlichkeit stand uns ferne in dem langen, erbitterten Ringen um Sein oder Nichtsein. So geschah es denn auch vor drei Monaten, daß die Herzogin Marie von unserer „geheimen Vehme," weil sie die Ihnen, Flodoardo, entrissenen Millionen den „Brüdern der Nacht" überantwortet hatte, zum Tode verurtheilt wurde. In solchen Fällen entscheidet unter den Mitgliedern des furchtbaren Orsini-Bundes das Los, wer die Sentenz dieses unerbitterlichen Blutgerichtes zu vollstrecken habe. Der Zufall wollte, daß mein Name aus der Urne hervorging.

Mein eigenes Leben stand, den Satzungen des genannten Bundes zufolge, auf dem Spiele, wenn ich nicht innerhalb dreier Monate die Verurtheilte auf eine mir beliebige Weise in Jenseits beförderte. Die Ausführung machte mir jedoch keine Sorge. Mehrere Diener der Herzogin standen im geheimen Solde der Actionspartei; es wäre mir daher ein Leichtes gewesen, ihr durch die dritte Hand den Giftbecher reichen zu lassen. Unseren Statuten gemäß darf jedoch der „Executor" die Justifizirung an keine andere Person übertragen, wenn nicht besondere Umstände den directen Vollzug der Sentenz unmöglich machen würden. Die Herzogin hatte in der Nähe von Albano ihre prächtiga Ville bezogen; von ihrem sonst so zahlreichen Gefolge begleiteten sie dieses Mal nur Wenige, da sie sehr kränklich war, und eifriger denn je ihren Bußübungen oblag. Von meinen Agenten in den Park durch ein Hinterpförtchen zur Nachtszeit eingelassen, schlich ich mich unbemerkt in das Schlafgemach der Herzogin, als selbe in der anstoßenden Capelle ihr Abendgebet verrichtete. Ich mischte in den Pocal, welcher auf einer Etagère neben ihrem Lager stand, das mitgebrachte Gift, denn ich hatte von meinen Leuten erfahren, daß sie diesen Pocal stets vor dem Schlafengehen bis auf die Neige zu leeren pflegte. Dann verbarg ich mich in einer Art Alcoven, welcher im Schlafgemache vorhanden und durch einen schweren Seidenvorhang maskirt war. Ich wollte sicher sein, daß die Herzogin das unfehlbar tödtliche Gift genoß; unterließ sie aber den todtbringenden Trunk, so war ich fest entschlossen, mit meinem Dolche die unwiderrufliche Sentenz zu vollziehen. Ich hatte kaum ein halbes Stündchen in meinem Verstecke gelauert, als die Herzogin schleppenden Trittes ihr Schlafgemach betrat. Sie sah so abgespannt, ja lebensmüde aus, daß ich beinahe Mitleid fühlte und einen Augenblick lang in meinem mörderischen Entschlusse wankend wurde. Ihre einst so üppigen Formen waren auf erschreckliche Weise abgemagert und die hektische Röthe ihrer Wangen, sowie ein trockener, heiserer Husten verriethen nur allzudeutlich, daß sie an Auszehrung und Schwindsucht dahinsiechte. Auch ein anderes sonderbares Gefühl überkam mich, als ich die Herzogin mit scharfen Blicken musterte. Eine innere Stimme rieth mir, den Mord zu verhindern. Eine ungeheuere Beklemmung bemächtigte sich meiner, der Angstschweiß trat auf meine Stirne und ich, der ich tausendmal dem Tod in's Antlitz geblickt, ich begann zu zittern und mit den Zähnen zu klappern. Meine Sinne drohten zu schwinden. Ich rang nach einem Entschlusse und unwillkürlich ließ ich die Herzogin etwa eine Minute lang aus den Augen. Als ich wieder nach ihr blickte, hatte sie soeben den Pocal

an die Lippen gesetzt — ich stieß ganz wider meinen Willen einen Schrei aus — erschrocken stellte die Herzogin das Glas auf die Etagère zurück und horchte, aber — sie hatte bereits über die Hälfte getrunken."

Howard und Flodoardo verhüllten ihre Gesichter mit den Händen und wandten sich von Abscheu und Entsetzen ergriffen zur Seite. Flodoardo, dessen Augen bereits längst von Thränen gefüllt waren, begann leise zu schluchzen, denn die Herzogin, so hart und unnatürlich sie auch an ihm gehandelt haben mochte, blieb dennoch seine Mutter, seine leibliche Mutter.

„Es war zu spät!" fuhr Del Lucca mit hohler Stimme fort; „auch diese Hälfte, welche die Herzogin genossen, mußte ihr den Tod bringen. Jetzt wäre es besser gewesen, sie hätte das Ganze getrunken, denn dann würde ihr letzter Kampf ein kurzer gewesen sein, während sie jetzt vielleicht noch Tage lang die gräßlichsten Schmerzen erdulden mußte. Ich war aus meinem Verstecke herausgesprungen. — „Himmel! Del Lucca!" schrie die Herzogin, sogleich den ganzen Zusammenhang errathend, als sie meiner ansichtig wurde, denn in Paris und Wien war ich ihr wiederholt begegnet. „Madame," sagte ich ganz außer mir, „machen Sie sich auf Ihr schnelles Ende gefaßt; Sie haben ein Gift zu sich genommen, für welches menschliche Kunst kein Gegenmittel kennt." — Ich erwartete, daß die Herzogin um Hilfe rufen würde, und ich dachte gar nicht daran, mich durch die Flucht zu retten; in jenem Augenblicke wäre es mir gleichgiltig gewesen, in die Hände der Justiz zu gerathen. Die Herzogin blieb aber zu meinem größten Erstaunen vollkommen ruhig; sie maß mich jedoch lange mit durchbohrendem Blicke und endlich sprach sie: „Ja, es gibt eine Nemesis, welche jede Unthat über kurz oder lang durch die eigenen Folgen bestraft. Also Sie, gerade Sie mußten mein Mörder sein?" — Diese Ruhe, diese Ergebung in das Unvermeidliche von Seite der Herzogin hatte etwas ungemein Imponirendes an sich; eine solche Seelengröße hätte ich diesem durch die „Brüder der Nacht" physisch und moralisch zu Grunde gerichteten Wesen nie und nimmer zugetraut. — Endlich schritt die Herzogin auf eine in einer Ecke des Schlafgemaches stehende eiserne Cassette zu, schloß selbe mit sicherer Hand auf, nahm daraus ein Paket Schriften und überreichte mir selbe. „Aus diesen Documenten," sagte die Herzogin mit furchtbarem Ernst, „aus diesen Documenten werden Sie ersehen, wen Sie gemordet haben, das sei Ihre Strafe, sowie Sie zur meinigen das Licht der Welt erblickten. Nur das Eine bedinge ich mir auf Ihr Manneswort aus — nehmen Sie in diese

Papiere keine Einsicht, so lange ich noch am Leben bin. Versprechen Sie mir dies?" — Ich gab das verlangte Versprechen. — „Nun gehen Sie," rief die Herzogin mit gebieterischer Stimme, „ich fühle, daß das Gift zu wirken beginnt." — Ganz bestürzt, ja verwirrt wankte ich dem Ausgange zu. Unter der Thüre blieb ich nochmals stehen, um einen letzten Blick nach der Herzogin zu richten, der ich mich, ich wußte nicht warum, so gerne zu Füßen geworfen hätte, um ihre Verzeihung zu erflehen. Ich gewahrte, daß sie soeben den Pocal nunmehr auf einen Zug leerte. — „Ja, ja," rief sie mir beinahe höhnischen Tones zu, „Ihr Werk soll nicht halb gethan bleiben, der Wille der Vorsehung muß in Erfüllung gehen!" — Wie von tausend Furien gepeitscht, floh ich aus der Villa. Ich verbarg mich in Albano im Hause eines Mitverschwornen. Am nächsten Morgen verbreitete sich in dem Städtchen die Kunde, daß die Herzogin Marie von Cosenza todt in ihrem Bette aufgefunden worden sei. Nun war es mir gestattet, die mir in einem so furchtbaren Augenblicke übergebenen Papiere durchzusehen. Ich glaubte wahnsinnig werden zu müssen, denn hört, hört und begreift dann den ganzen unendlichen Jammer meiner Seele, die tausend Folterwunden meines Gewissens, denn Marie, Herzogin von Cosenza, war — meine leibliche Mutter, wie sie die Deinige gewesen ist, mein armer, mein geliebter Flodoardo, mein Bruder!"

Mit einem lauten Aufschrei beantworteten Howard und Flodoardo diese unerwartete Enthüllung Del Lucca's. Der edle Flodoardo öffnete weit seine Arme dem unglücklichen, verirrten Agitator und schluchzend lagen beide Brüder Brust an Brust.

Als endlich die ungeheure Aufregung der drei Männer sich etwas gelegt hatte, ergriff Del Lucca wieder das Wort:

„Es ist keine Täuschung möglich, daß ich wirklich ein Sohn der Herzogin von Cosenza bin. Diese Papiere beweisen es unwiderleglich, daß der nachmalige Jesuit John oder richtiger Theobald Ferguson mit der Fürstin von Hoheneck ein ganz intimes Verhältniß schon zwei Jahre früher, bevor sie der Herzog von Cosenza ehelichte, cultivirt habe und daß ich als Frucht dieser Liaison zu Bologna geboren und der dortigen Findelanstalt unter dem Namen Giovanni Del Lucca übergeben wurde. Mit meinem zehnten Jahre steckte man mich in eine Jesuitenschule, denn ich sollte auch einer jener „siebenfrommen" Väter werden. Aber ich zog es vor, aus dem Convicte in meinem fünfzehnten Jahre durchzugehen. Ein Mitglied der geheimen Regierung des „jungen

Italien" nahm sich meiner an und zog mich groß zu dem, was ich später unter seiner Anleitung und durch eigenes Talent geworden bin."

„Ach, Giovanni!" sagte Flodoardo, mitleidsvoll den Agitator betrachtend, aus dessen Antlitz Reue und Verzweiflung sprach, „ach, Giovanni! In einem Puncte bist Du dennoch glücklicher als ich; Du weißt wenigstens, wer Dein Erzeuger gewesen, wenn auch kein Grund vorhanden ist, auf ihn stolz zu sein. Ich aber, ich, was werde ich einst meinen Kindern antworten, wenn sie mich um des Großvaters Namen fragen?"

„Hadere nicht mit dem Geschicke," erwiderte Del Lucca ernst; „wer weiß, ob es Dir nicht dann erginge, wie mir. Ich wenigstens würde es vorgezogen haben, den Namen meines Vaters nie zu erfahren, statt mich mit dem erniedrigenden Bewußtsein quälen zu müssen, daß es ein Nichtswürdiger, wie jener Ferguson, sei. Du besitzest zwei köstliche Schätze — Adelgunde und Dein reines Gewissen; mögen sie Dir niemals abhanden kommen! — Nun aber lasset mich in Frieden weiterziehen. Ich habe mein Herz durch ein aufrichtiges Schuldbekenntniß erleichtert, aber andererseits fühle ich es zu wohl, daß meine Anwesenheit Flodoardo nur peinlich sein könnte, wenn Du auch mir vergeben solltest, daß ich der Mörder Deiner, unserer Mutter bin! Erweise mir nur einen letzten Bruderdienst. Rathe mir, was ich nun beginnen soll, um mein großes Verbrechen wenigstens theilweise zu sühnen. Gott sei mein Zeuge! Je schwerer die Buße, die Du mir auferlegst, um so mehr will ich Dir dankbar sein."

„Wollt Ihr mir einen Vorschlag gestatten, meine Freunde?" sagte Howard, zwischen die Brüder tretend.

„Sprechen Sie an meiner Statt," bemerkte Flodoardo bescheidenen Tones.

„Wohlan denn," begann Howard, die Hände der zwei Brüder erfassend, „vernehmt meine Ansicht. Del Lucca hat Recht, wenn er seine Unthat zu Albano durch gute Thaten sühnen will. Und wie kann er dieses wohl besser, wenn er an dem schönen, erhabenen Werke, welches unser „weißer Prophet" ins Leben gerufen, emsig und energisch weiter baut zum Wohle der Menschheit. Mein Vorschlag geht also dahin, daß Sie, Del Lucca, von heute an Flodoardo's Stellvertreter seien in der Leitung un weiteren Ausbreitung des im Geiste der Humanität bereits so wohlthätig sich bewährenden „Unabhängigen Ordens der Rothmänner". Abenteuerliche Missionszüge nach den Prairien und Hinterwäldern sind fürderhin nicht statthaft für einen angehenden jungen Ehe-

XXIV.



„Ende gut, Alles gut!“ rief der Herzog nach dem Freimaurer-Tempel im Hintergrunde weisend.



[illegible]

mann, gleich Flodoardo, und ich bin überzeugt, daß der Herzog, den wir gewiß recht bald auf amerikanischem Boden begrüßen werden, allen Ernstes und ganz mit Recht dagegen Einsprache erheben dürfte, seinen Schwiegersohn den steten Gefahren des Scalpirens ausgesetzt zu wissen. Ich begrüße daher mit Freuden die Fügung der Umstände, welche Sie, Del Lucca, hierher geführt haben. Wollen Sie diesen Fingerzeig der Vorsehung verstehen, die Ihnen Gelegenheit gibt, Ihre eigenen Verirrungen zu sühnen, indem Sie im Dienste der Menschheit durch Verbreitung von Aufklärung und Bruderliebe die Verirrungen ganzer Volksstämme beseitigen?"

„Ich will es, so wahr mir Gott helfe!" entgegnete Del Lucca mit Festigkeit und hob drei Finger der Rechten zum feierlichen Schwure empor.

Arm in Arm kehrten die drei Männer nach dem Wohnhause zurück zu den Damen.

---

## XXIV.

## Ende gut, Alles gut.

Bereits am folgenden Morgen brach der Agitator nach den Prärien des Westens auf, um dort als Stellvertreter des „weißen Propheten" der Rothmänner seine Rolle zu beginnen. Bei der seltenen Genialität Del Lucca's darf es uns nicht Wunder nehmen, daß er, wie wir dem Gange der Ereignisse vorgreifend erwähnen müssen, mit erstaunlicher Geschwindigkeit mehrere Dialecte der Indianer spielend erlernte. Ferner sei es gedacht, daß Del Lucca, wie wir aus einem uns erst unlängst von ihm zugekommenen Briefe entnahmen, von den Wilden als der Abgesandte ihres ersten Messias, dem er auch in Gestalt, Miene und Organ sehr ähnlich ist, acceptirt wurde, und in seinem erfolgreichen Wirken die rothhäutigen Nomaden für die Cultur empfänglich zu machen, Trost und Beruhigung für seine Vergangenheit zu finden beginne.

Del Lucca hatte die ihm von der Herzogin von Cosenza übergebenen Papiere in Howard's Händen zurückgelassen. Der Greis und Flodoardo machten sich nach der Abreise des Agitators daran, diese Papiere etwas näher durchzusehen. Sie bestanden außer einigen amtlichen Documenten zumeist aus einer einfachen Correspondenz, welche zwischen Ferguson und seiner fürstlichen Geliebten durch mehrere Jahre statt-

gefunden hatte. Howard rieb sich die Augen, als er die von der Hand der Herzogin geschriebenen Briefe zu Gesicht bekam.

„Unmöglich, unmöglich!" murmelte er ein über das andere Mal vor sich und starrte dabei Flodoardo an, der in seinem Eifer, womit er Ferguson's Correspondenz las, die ungeheuere Bewegung des alten Herrn gar nicht gewahrte. Endlich sprang Howard vom Stuhle auf und stürzte zu seinem Schreibtische, welchem er ein kleines Packetchen Briefe entnahm.

„Bei Gott!" schrie Howard, ganz außer sich gerathend, „kein Zweifel, sie war es also! Himmel, welche Entdeckung — oh, oh, wie glücklich bin ich in diesem Augenblicke — Flodoardo, Flodoardo an mein Herz, Du hast Deinen Vater gefunden!"

„Ja, ja!" fuhr der Greis in größte Ekstase gerathend fort, „Du bist mein Sohn, denn jene vornehme Dame, mit der ich nach meiner Flucht aus Oesterreich in Genf eine vorübergehende Liebschaft pflog, war sie, die Herzogin Marie von Cosenza. Da lies diese Briefe, die ich von ihr empfing, es ist die nämliche Schrift, wie in jenen, die sie an Ferguson schrieb."

„Ach, meine Ahnung!" rief Flodoardo, seinen Vater stürmisch umarmend, „ja, ja, die Stimme des Blutes, sie ist kein leerer Wahn! Wie unendlich selig fühlte ich mich, als ich Sie das erste Mal sah; es war mehr als Freundschaft und Hochachtung, was mein Herz fast zu zersprengen drohte, es war die Liebe des Sohnes zu dem Vater!"

Der alte Howard war nahe daran, vor Freude toll zu werden. Er sprang in dem Zimmer auf und ab wie ein ausgelassener Junge. — Der Lärm, den er dadurch verursachte, lockte Adelgunde und Marie herbei, welche im anstoßenden Gemache mit weiblichen Arbeiten beschäftigt waren.

„Ja, ja, nur herbei ihr Weibervolk!" jauchzte der Greis.

Ein wirres Durcheinander entstand. Erst nach geraumer Zeit wurde den Damen klar, um was es sich handle, denn auch Flodoardo sprach so confus, daß mehr als menschlicher Scharfsinn dazu gehört hätte, um sogleich den wahren Sachverhalt zu begreifen.

„Nun, Gundi?" sagte endlich Howard, die Prinzessin, welcher die Freudenthränen über die Wangen rollten, in einem fort herzend und küssend, „nun, Gundi, bin ich Dir recht als Schwiegervater?"

Adelgunde wußte nicht mit Worten zu erwidern, sie erwiderte blos aus voller Seele die Zärtlichkeiten des ehrwürdigen Greises.

„Nun wird doch auch einmal an mich die Reihe kommen?" schluchzte Frau von Schanzenau an Flodoardo's Brust, „ach, lieber, theurer Schwager, habe wenigstens Du Erbarmen mit mir! Willst Du mich nach New-York begleiten? Mein Entschluß steht fest — ich gehe endlich zu ihm, ich gehe nöthigen Falls allein durch."

„Ei, ei!" rief Howard vergnügt die Hände reibend, „im letzten Augenblick willst Du ungehorsam werden? Gut, du sollst reisen, aber nicht allein. Schon Morgen brechen wir sammt und sonders von hier auf. Meine Aufpasser in New-York werden den Herzog in Empfang nehmen, sobald er ans Land steigt und ihn nach unserem Zauberparke am Hudson bringen. Mehr will ich vor der Hand nicht schwätzen. Also, schnell zusammengepackt, wenn Ihr flink macht, werden wir noch heute „Klarwasser" verlassen."

„Ja, noch heute reisen wir," riefen die Damen und Flodoardo im Chorus und liefen wie besessen davon, um sogleich ihre Vorbereitungen zu treffen. — — —

Zehn Tage nach den soeben erzählten Vorfällen am „Klarwasser" stieg der alte Herzog Richard fröhlich und wohlbehalten in New-York ans Land. Howard's Agenten nahmen ihn gleich auf dem Schiffe in Empfang, eine Aufmerksamkeit, die den Herzog sehr freute.

Ohne auch nur eine Stunde in der Riesenstadt New-York zu verbleiben, verfügte sich der Herzog vom transatlantischen Dampfer hinweg, directe nach der zierlichen Yacht, welche Howard's Eigenthum war und bereits mit angebrannter Maschine im Hafen lag, um den theuren, sehnlich erwarteten Gast nach der Villa am Hudson zu bringen.

Aber der Herzog fuhr dahin nicht allein. Schanzenau, der soeben seiner verdrießlichen Geschäfte sich definitiv entledigt hatte, war von Howard brieflich aufgefordert worden, die Ankunft des Herzogs Richard in New-York abzuwarten und mit ihm gleichzeitig von dort nach dem Asyle am Hudson abzureisen, wo er endlich seine Kinder treffen sollte.

Während der bis zum nächsten Morgen andauernden Fahrt theilte der Herzog zum Zeitvertreibe seinem Reisegefährten vollinhaltlich einen Brief Goldstern's mit, der ihm noch in Europa in dem Momente, wo er in Bremen das Schiff bestieg, zugekommen war. Der Inhalt dieses sehr ausführlichen Schreibens war im Wesentlichen folgender:

Sarah und Pauline lebten eine sehr glückliche und bereits durch

eine zahlreiche Nachkommenschaft gesegnete Ehe in Neapel, wo sich Goldstern jetzt fast beständig aufhielt. Er hatte dort ein großartiges Wiener Kunsttischler-Etablissement gegründet und zu dessen Chef den Tischlergesellen Heinrich bestellt, der schon längst mit der kleinen Ottilie ausgesöhnt und deren Gatte geworden war. — Ferner erwähnte Goldstern, daß Fellner ihm geschrieben habe, daß Cihulka's Mutter im Gefängnisse in ihrem eigenen Fett erstickt und deren ehrenwerther Gemal auf 15 Jahre Kerker verurtheilt worden sei, sich dieser Strafe aber durch Selbstmord entzog. — Gleichzeitig meldete der Banquier den in Neapel erfolgten sanften Tod des Feldmarschall-Lieutenants Jacob von Schanzenau, welcher das Alter von 93 Jahren erreicht hatte. — Seiner verstorbenen Frau hatte Goldstern in Rom ein prächtiges Grabmal auf dem israelitischen Friedhofe errichten lassen, denn sie war kurz vor ihrem Tode wieder zu dem Glauben ihrer Väter reumüthig zurückgekehrt.

Je näher die Yacht der Gegend kam, wo Howard's Villa lag, um so unruhiger und beklommener wurde Schanzenau. Endlich legte der Dampfer am rechten Ufer des herrlichen Hudson bei. Am Strande wartete ein leichter, mit zwei prächtigen Vollbrutrennern bespannter Phaeton. Der Capitän der Yacht bedeutete dem Herzog, daß er und sein Begleiter dieses Gefährte besteigen mögen, es werde sie rasch an den Ort der Bestimmung bringen.

„Sonderbar!" murmelten sowohl der Herzog als auch Schanzenau vor sich, während der Wagen pfeilschnell durch eine lange Allee von Riesenplatanen dahinschoß.

Beide hatten erwartet, schon am Ufer von Howard und den Anderen begrüßt zu werden. — Bange Ahnungen beschlichen die beiden Männer. Der Herzog glaubte, daß Adelgunde erkrankt sei und der arme Schanzenau machte sich in stummer aber wehmuthsvoller Resignation bereits mit dem Gedanken vertraut, daß es dem räthselhaften Beschützer seiner Kinder vielleicht abermals gefallen habe, ihm eine neue Prüfung in der Kunst der Entsagung aufzuerlegen.

Als aber der Wagen plötzlich aus der Allee nach rechts einbog, da rissen der Herzog und Schanzenau im wahren Sinne des Wortes Mund und Augen auf. Sie erblickten vor sich einen prachtvollen, großartigen, im reinsten griechischen Style aufgeführten Tempel, über dessen Bedeutung und Zweck die von Außen angebrachten, weithin sichtbaren Symbole klaren Aufschluß gaben. Es war ein Freimaurertempel, welchen Howard der „königlichen Kunst" zu Ehren und Frommen an dieser

Stelle mit einem Kostenaufwande von einigen hunderttausend Dollars hatte errichten lassen.

In diesem Tempel der Humanität sollte die Vereinigung der glücklichen Doppelpaare nach maurischer Sitte durch ihn selbst, dem Großmeister der amerikanischen Brüder, in würdevoller, erhebender Weise gefeiert werden.

Am Fuße dieses Tempels wurden mehrere Personen sichtbar. Der Herzog erkannte sogleich seine geliebte Tochter, aber wer mochte die zweite Dame sein, die den Nahenden gleichfalls mit dem weißen Sacktuch einen freundlichen Willkomm entgegenwinkte?

Schanzenau verfärbte sich — diese zweite Dame war Marie, seine als todt beweinte Marie, oder er mußte an seinen gesunden Sinnen zweifeln. Ehe er noch mit sich im Klaren war, ob er wache, ob er träume, hielt der Wagen, und sein theures, innigstgeliebtes Weib lag in seinen Armen.

Flodoardo und Adelgunde ließen sich vor dem Herzoge auf die Kniee nieder, um seinen Segen zu empfangen, den er ihnen auch tief gerührt ertheilte. Howard dankte dem gütigen Schöpfer, der ihn diesen schönsten Augenblick seines Daseins erleben ließ.

„Ende gut, Alles gut!" rief endlich der Herzog aus, nach dem Freimaurertempel im Hintergrunde weisend. „Dort im Kreise treuer Brüder möget Ihr die „Kette" schließen, welche Euch unzertrennlich verbinden, aber gewiß niemals drücken wird."

Ein wohlgeschulter Sängerchor ließ sich aus dem Tempel her vernehmen, um die Kommenden zu begrüßen.

Geräuschlos, wie sie geöffnet wurden, schlossen sich hinter den Eingetretenen wieder die Thore dieser Stätte des Friedens und wahren Menschenglückes.

Möge jeder Mensch es als seinen heißesten, seinen heiligsten Wunsch betrachten, Eintritt zu erlangen in solche Tempel.

Und so schließen wir denn mit des Herzogs Worten:

Ende gut, Alles gut!

Schluß des vierten und letzten Bandes.

# Inhalts-Verzeichniß

## des vierten und letzten Bandes.





Druck v. Hirschfeld in Wien.